



miron białoszewski
nur das was war
erinnerungen aus dem
warschauer aufstand

verlag neue kritik

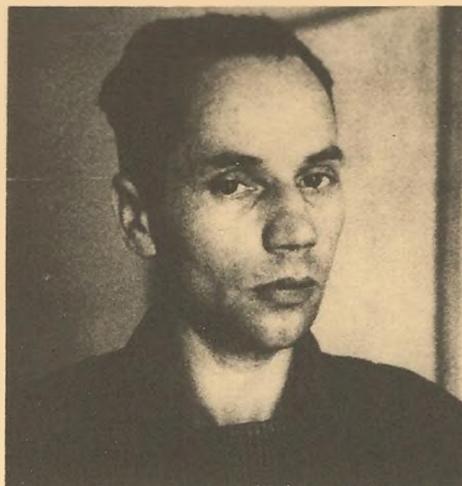
Auf der Jasna war es wohl am schlimmsten. Wir gingen über entsetzliche Trümmerhaufen. Mal hoch. Mal tief. Hier war es leer. Und Swen fing auf einmal an zu weinen. Ganz laut. Über die ganze Straße. Das gab mir den Rest. Ich heulte sowieso schon. Nur vielleicht leiser. Wir kamen zum Dabrowski-Platz. An allen vier Seiten und in der Mitte Trümmer. Und Leere. Und dieser Himmel. Mit einem lauernden Echo. Denn es war Sonnenuntergang. Und irgendwo fiel ein Schuß. Im Sächsischen Garten. Und dann weiter Stille. Wir kehrten um.

Der Warschauer Aufstand der polnischen Bevölkerung gegen ihre deutschen Besatzer begann am 1. August 1944 und entwickelte sich im Laufe von wenigen Wochen zu einer Tragödie: Über 200 000 Bewohner der Stadt fanden den Tod und Warschau wurde nahezu vollständig zerstört.

Zwanzig Jahre später schrieb der polnische Schriftsteller und Dichter Miron Białoszewski nieder, was er im Alter von 22 Jahren erlebte. Er berichtet aus der Sicht eines Zivilisten, der das alltägliche Drama der Bevölkerung teilte, die zwei Monate lang inmitten des Bombenhagels nach Möglichkeiten des Überlebens suchte.

Białoszewski versucht ein plastisches Bild der Situation zu vermitteln, dem Geschriebenen hör-, seh- und fühlbare Dimensionen zu verleihen und unterscheidet sich gerade darin von der starren heroischen Literatur zum Thema.

Die Sprache seiner Erinnerungen ist ungeschliffen, gebrochen und umgangssprachlich, die Sätze oft fragmentarisch. Sie ist Ausdruck des tiefen Mißtrauens des Autors gegenüber den vorfindbaren ästhetischen Normen. Es ist ein Anschreiben gegen den Verlust der Wirklichkeit.



Miron Białoszewski wurde am 30. Juni 1922 in Warschau geboren. Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist. 1955 gründete er mit Freunden in seiner Wohnung ein experimentelles Theater, das bis 1963 bestand. 1956 erschien sein erster Gedichtband »Kreislauf der Dinge«. Es folgten weitere Gedichtbände und ab 1970 auch zunehmend Prosa. Der Individualist Białoszewski, der die offizielle Kultur der Stalinzeit ablehnte, aber auch der politischen Opposition nach 1956 und 1976 fernblieb, nimmt einen eigenständigen Platz in der polnischen Literatur ein. Er starb am 17. Juni 1983 in Warschau.

Miron Białoszewski

nur das was war

**Erinnerungen aus dem
Warschauer Aufstand**

Aus dem Polnischen von Esther Kinsky

verlag neue kritik

Die polnische Originalausgabe erschien 1970 unter dem Titel «Pamiętnik z powstania warszawskiego» im Verlag PIW in Warschau. Die vorliegende Ausgabe folgt der dritten, der letzten vom Autor durchgesehenen Auflage von 1976. Gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amts und der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten – II C – Berlin.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Białoszewski, Miron:

Nur das was war: Erinnerungen aus dem Warschauer Aufstand /

Miron Białoszewski. Aus dem Poln. von Esther Kinsky. – Frankfurt am Main:

Verl. Neue Kritik, 1994

Einheitssacht.: Pamiętnik z powstania warszawskiego <dt.>

ISBN 3-8015-0276-7

© by Leszek Solihski Warschau 1988

© für die deutschsprachige Ausgabe

Verlag Neue Kritik KG Frankfurt am Main 1994

Umschlag Helmut Schade unter Verwendung einer Photographie des Autors

Satz Delanor Frankfurt am Main

Druck Druckerei Dan Ljubljana Slowenien

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Am 1. August 1944, einem Dienstag, war es bedeckt, feucht, nicht besonders warm. Es war wohl Nachmittag, als ich auf die Chłodna hinaustrat (da wohnte ich damals, Chłodnastrasse 40), und ich weiss noch, dass viele Strassenbahnen, Autos und Menschen unterwegs waren und dass mir, unmittelbar nachdem ich die Ecke Żelaznastrasse erreicht hatte, das Datum bewusst wurde – der 1. August –, und wie ich wörtlich dachte:

«Erster August – Tag der Sonnenblumen.» – Soviel ich mich erinnere, stand ich zur Chłodna, in Richtung Kercelak gewandt. Und weshalb die Assoziation Sonnenblumen? Weil sie um diese Zeit blühen, ja sogar schon verblühen, weil sie reif werden... Und ich war damals naiver und sentimentaler, nicht so gerissen, denn so war damals die Zeit, naiv, unverdorben, ein bisschen sorglos, romantisch, Untergrund, Krieg... Also – aber dieses Gelb, das muss schon irgendwo gewesen sein – da war dieses Licht, wie es bei unschönem Wetter ist, mit dem Widerschein der Sonne (durch die Wolken hindurch) auf den roten Strassenbahnen, wie das in Warschau so ist.

Ich will ganz offen sein, wenn ich mir mich selbst von damals mit allen Detailchen in Erinnerung rufe, vielleicht zu genau, aber dafür ist es auch die reine Wahrheit. Ich bin jetzt fünfundvierzig Jahre alt, dreiundzwanzig Jahre danach liege ich heil, lebendig, frei, bei guter Gesundheit und Laune hier auf meiner Couch, es ist Oktober, nachts, 1967, Warschau hat wieder eine Million drei-

hunderttausend Einwohner. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich eines Nachts ins Bett legte und zum ersten Mal Artilleriefeuer hörte. Das war die Front. Und das war wohl am 2. September 1939. Ich hatte damals allen Grund zu erschrecken. Fünf Jahre später – und die sattsam bekannten Deutschen liefen immer noch in ihren Uniformen durch die Strassen.

(Ich benutze hier, und nicht nur hier, den Ausdruck «Deutsche», weil sich alles andere künstlich anhört. So wie man die Wlassowiten damals immer für Ukrainer hielt. Wir wussten, dass die Nazis nicht nur Deutsche waren. Wir sahen es sogar mit eigenen Augen. Ich kann mich noch an die Letten erinnern, 1942, nach der Liquidation des kleinen Ghettos. Mit ihren Maschinengewehren. Ganz in schwarz. Sie standen die Sienna entlang. Auf dem arischen Trottoir. Und den ganzen Tag und die ganze Nacht starrten sie in die Fenster auf der jüdischen Seite der Sienna. Da staken noch die Reste der Fensterscheiben in den Rahmen, ausgestopft mit Federbetten. Leichendaunen. Durch diese Strasse – nur durch diese Strasse – zog sich von der Żelazna bis zur Sosnowa keine Mauer, sondern Stacheldraht. Die ganze Strasse lang. Die Fahrbahn, das Kopfsteinpflaster – drüben auf der Seite standen Unkraut und Hahnenfuss schon hoch – waren ganz geborsten und kohlschwarz. Aber die hockten trotzdem noch da und zielten. Und ich weiss noch, wie von Zeit zu Zeit einer schoss. In diese Fenster.)

Also an diesem 1. August sagte Mama ungefähr um zwei Uhr nachmittags, ich sollte zu Teiks Kusine in die Staszica gehen und Brot holen, offensichtlich hatten wir kein Brot mehr, und es war so abgemacht. Also ging ich. Und als ich wiederkam, weiss ich noch, dass schon sehr viele Leute herumliefen und allgemeines Durcheinander herrschte.

- Auf der Ogrodowa haben sie zwei Deutsche getötet – hiess es.

Anscheinend bin ich nicht dahin gegangen, wo ich hingehen sollte, denn da wurden Leute abgefangen, aber irgendwie scheint es mir, dass ich ausgerechnet durch die Ogrodowa gegangen bin. Dieses Durcheinander in Wola war vielleicht auch nur lokal begrenzt, denn gleich darauf traf ich Staszek P., den Komponisten, und Staszek sagte später lachend:

- Und meine Mutter hat noch gesagt, heute ist so ein ruhiger Tag.

Staszek selbst hatte auch «Tiger» gesehen.

- Solche Panzer, gross wie ein Haus.

Also waren sie unterwegs. Einer hatte gesehen, dass tausend Leute (von unserer Seite) auf Pferden in die Mazowiecka 11 eingeritten waren. Es wurde viel geredet. Aber es war noch nicht fünf Uhr, d.h. die Stunde «W». Staszek und ich hatten zur Chiodna 24 gehen wollen, zu Irena P., einer Freundin aus der Untergrunduniversität (unsere Polonistikabteilung war an der Ecke Świętokrzyska- und Jasnastasse im zweiten Stock, da sassen wir in Schulbänken, das ganze nannte sich Handelsschule Tynelski). Um fünf sollten wir also zu ihr kommen (um sieben war ich mit Halina verabredet, die wohnte mit Zocha und meinem Vater in der Chmielna 32), aber weil es noch zu früh war, gingen wir von der Żelazna über die Chiodna zur Walicówstrasse und wieder zurück. Ein Küster legte gerade einen Teppich auf der Eingangstreppe aus und stellte Kübel mit grünen Bäumchen auf, wohl für eine Prunkhochzeit. Auf einmal sehen wir, wie der Küster alles wieder abräumt, den Teppich einrollt, die Kübel mit den Bäumchen reinträgt, und das alles ganz schnell, darüber haben wir uns gewundert. (Gestern erst, also am 31. Juli, hatte sich Roman Z. von uns verabschiedet. Da hatte man auf einmal die sowjetische Front ge-

hört, Donnerschläge und gleichzeitig Bomber für die deutschen Viertel.) Wir gingen also zu Irena. Es war noch vor fünf Uhr. Wir sind mitten in der Unterhaltung, plötzlich gibt's eine Schiesserei. Dann schwerere Waffen. Geschütze. Und überhaupt alles mögliche. Und dann ein Schrei:

- Hurraaa...

Der Aufstand – das sagten wir uns sofort, und alle anderen in Warschau auch.

Merkwürdig. Dieses Wort hatte man vorher nie im Leben benutzt. Nur im Geschichtsunterricht, in Büchern. Bis zum Überdruß. Und hier, mit einem Schlag... ist er da, und zwar mit Hurraaa und Holterdiepolter der Menge. Dieses Hurraaa und Holterdiepolter, das war die Eroberung des Gerichtspalasts von der Ogradowastrasse. Es regnete. Wir versuchten, so viel wie möglich zu sehen. Irenas Fenster gingen auf den zweiten Hof hinaus, an dessen Ende war ein rotes Mäuerchen und hinter diesem Mäuerchen kam ein weiterer Hof mit Sägewerk, Werkstatt, einem Haufen Bretter und Karren, der dann an die Ogradowa grenzte. Wir schauen hin, da kommt jemand, ich glaube in einem deutschen Kampfanzug und Kappe, ein Abzeichen am Arm, der kommt über das Mäuerchen aus dem Hof da drüben in unseren gesprungen. Springt auf den Deckel von unserem Mülleimer. Von dem Deckel auf einen Schemel. Und von dem Schemel auf den Asphaltboden.

- Der erste Aufständische! – schrien wir.

- Weisst du was, Mironek, ihm würde ich mich sofort ergeben – sagte Irena voller Begeisterung durch die Gardine.

Gleich darauf kamen Leute von der Ogradowa auf den Hof und fingen an, Karren und Bretter für die Barrikaden herauszuzerren. Danach, das weiss ich noch, nach Staszeks Nudelkochen und dem Essen, spielten wir was und schauten kurz in den «Gar-

gantua» von Rabelais (meine erste Bekanntschaft damit). Und dann gingen wir schlafen. Natürlich wurde es nicht ruhig. Die ganze Zeit nicht. Nur die schweren Kaliber, die später so vertrauten, die wurden ein bisschen stiller. Irena ging also in ihr Zimmer schlafen. Und Staszek und ich ins Bett von ihrer Mutter, die natürlich nicht aus der Stadt zurückgekommen war. Es regnete. Nieselregen. Kühl war es. Man hörte die Maschinengewehre – das Rattern. Mal näher, mal ferner die Salven. Und bunte Leuchtkugeln. Dann und wann. Über den Himmel. Damit sind wir dann eingeschlafen.

Dass ich zum ersten Mal im Leben richtig von einem Bombardement gehört habe, war 1935. Als die italienischen Faschisten in Abessinien einmarschiert sind. Die hinkende Mania sass bei uns, mit Kopfhörern auf den Ohren und hörte Radio. Und verkündete plötzlich:

- Addis Abeba wird bombardiert.

Ich stellte mir das Haus von Tante Natka vor, an der Wronia – ich weiss nicht warum ausgerechnet dieses Haus –, das fünfte Stockwerk, wie wir gerade auf dem Treppenabsatz zwischen dem vierten und dem fünften Stockwerk sind. Und wie wir mit diesen ganzen Stockwerken hinunterstürzen. Dann dachte ich sofort, dass das ja unmöglich wäre. Aber wie hat es denn sonst ausgesehen?

Was war am 2. August 1944? Im Westen rückte schon seit Juni die Offensive der Alliierten durch Frankreich, Belgien und Holland vor. Und von Italien aus. Die russische Front stand an der Weichsel. Für Warschau begann der zweite Tag des Aufstands. Wir wurden von Krachen geweckt. Es regnete.

Man begann sich zu organisieren. Blockwärts. Wachen. Keller Abdichten. Durchbrechen von unterirdischen Gängen. Nächtelang. Barrikaden. Aus allem, was gerade da war, meinten die Leute erst. So wie die Barrikaden aus Brettern von dem Sägewerk

und Karren auf der Ogródowa. (Die ganze Ogródowa, darauf blickten wir nämlich, war mit polnischen Flaggen gesäumt – ein sonderbarer Feiertag!) Auf den Höfen Versammlungen und Beratungen. Verteilung, wer macht was. Ein Blättchen gab's wohl auch schon. Vom Aufstand. Und überhaupt die Aufständischen. Die jetzt zum Vorschein kamen. In deutschen Uniformteilen – wie es gerade kam: Helme, Stiefel, und irgendwas in der Hand – Hauptsache, es schoss. Wir schauten auf die Chłódna hinaus. Tatsächlich: die Front hatte sich festgesetzt. In ganz Warschau. Auf der Stelle. Besser gesagt, mehrere Fronten. So wie die erste Nacht sie hingesetzt hatte. Und der Tag verschob sie dann. Das meldeten die Blättchen. Krachen. Allenthalben. Aus Geschützen. Bomben. Maschinengewehren. Vielleicht die Front? Die richtige, deutsch-russische. Die irgendwo bei Modlin auf Warschau zurückte (unsere grosse Hoffnung). Von Wola kam noch nichts Schreckliches. Aber auf der Chłódna sah es schwierig aus. Die war sozusagen in unserer Hand. Damals wohl auch schon geflaggt. Aber Ecke Waliców und Chłódna war eine Wache. Ecke Żelazna und Chłódna eine zweite Wache – dieses Haus mit den Säulen. Wache, das hiess ein Haus ganz in deutscher Hand, und das hiess Schüsse aus allen Stockwerken (fünf). Maschinengewehre. Granaten. Und immer wieder vereinzelt Schüsse vom Dach, hinter dem Kamin hervor, Verwundete, Tote. Sie schossen aus dem Versteck.

Taubenzüchter – so nannte man sie. Man jagte ihnen hinterher, suchte sie, nichts. Sie schossen von unseren Häusern. Später wurde ab und zu mal einer erwischt. Aber es waren viele. Andauernd. Bis zum Schluss. Wahrscheinlich kamen sie auf anrückenden Panzern und sprangen von ihnen in die Toreinfahrten. Granaten knallten aus den deutschen Geschützen von Wola, vom Gü-

terbahnhof oder den Gleisen, von Panzerzügen, vom Sächsischen Garten aus. Flieger kamen und warfen Bomben ab. In bestimmten Abständen. Oft. Manchmal alle halbe Stunde. Und noch öfter. Und die Panzer. Von den Mirowski-Hallen. Und von Wola. Sie wollten die Strecke erobern oder freimachen. Die Chłodna. Die ersten Barrikaden, provisorisch aus Holz, taugten nichts. Die Panzer rollten darüber weg. Die Granaten steckten sie sofort in Brand. Oder die Brandbomben. Ich weiss noch, wie die Leute in dem Haus an der anderen Ecke der Chłodna und Żelazna, da gegenüber der Wache, im zweiten Stock standen und Tische, Stühle und Schränke auf die Strasse warfen, während die Leute unten es im Handumdrehen auf die Barrikade schleppten. Und dann rollten die Panzer drüber weg.

Also fingen die Leute an, die Platten aus den Trottoirs zu reissen und das Pflaster aus der Fahrbahn. Dafür gab es Werkzeug. Die Strassenbahner stellten für den Aufstand soundsoviele eiserne Hacken und Spaten zur Verfügung. Sie verteilten sie an die Leute. Und damit wurde das Pflaster zerschlagen, die Platten hochgestemmt und die harte Erde aufgehackt. Aber diese zwei Wachen störten sehr. Ich weiss noch, wie meine Mutter auf einmal bei Irena im Hof von Nummer 24 auftauchte. Besorgt um mich. Sie war von Nummer 40, jenseits der Żelazna, herübergerannt. Sie hatte etwas zu essen mitgebracht. Ich wollte lieber hier bei Irena und Staszek bleiben. Ich brachte meine Mutter bis zur Ecke. Die hinter der Wache. Dann trennten wir uns – jeder in seine Richtung. Das alles geduckt – im Lauf – im Schutz der Barrikaden. Mitten über der Kreuzung hingen Strassenbahndrähte, zerfranst und verheddert – durch den Beschuss –, einer hatte übrigens ein Hitlerbild daran gehängt, was die Deutschen wütend machte. Deshalb schossen sie auf die Kreuzung. Die Taubenzüchter feuerten.

Ich kann nicht mehr genau unterscheiden, was am 2. und was am 3. August war (Mittwoch und Donnerstag). An beiden Tagen war es bewölkt, leichter Regen und überall schon Brände und Bomben. An beiden Tagen Rennerei nach unten.

- In den Bunker! – d.h. in den ganz normalen Keller. Zu Beratungen auf den Hof, zur Wache, zur Arbeit beim Abdichten, zum Errichten der Barrikaden. Man wohnte noch oben, im dritten Stock. Aber meistens sass man im Flur, höchstens in der Küche, zwischen den innersten Wänden, denn die Granaten schlugen ein. Man schlief auf zusammengerückten Sofas im Flur. Einmal rann-ten Irena und ich ohne Schuhe nach unten, weil ein Angriff kam. Staszek sass gerade auf der Toilette. Die Bomben fallen schon. Auf uns aber wohl nichts. Staszek kommt nach ein paar Minuten runter:

- Wisst ihr, wie ich da auf dem Klosett sitze, da marschiert doch auf einmal das Klosett mit mir und dem ganzen Stockwerk los... Aber wie...

Man ging jedoch nicht gleich raus auf die Chiodna. Mit Recht. Das Tor war, wie die meisten anderen auch, verbarrikadiert. Wir beschlossen, die Fahne hinauszuhängen. Wir steckten sie durch das Eisengitter.

- Achtung! – und *Noch ist Polen nicht verloren!*

Die Deutschen knallten los. Auf die Fahne. Auf das Tor. Einen erwischte es am Finger. Wahrscheinlich den Oberleutnant, der die Fahne raushängte. Oder vielleicht den Ortskommandanten der OPL? Ich weiss es nicht mehr. Irgendwann gab es plötzlich einen schrecklichen Knall. So dass alles auffährt. Wir rennen nach unten.

- Die Deutschen haben sich mit der Wache an der Ecke Wali-ców in die Luft gejagt! – schrien die Leute durcheinander.

- Fünf Häuser sind weg!

Wir stürzen raus auf die Chłodna. Die ganze Strasse in Schwaden gehüllt. Rote und graue. Von den Ziegelsteinen, dem Rauch. Als sich das gelegt hatte, stellten wir eine schreckliche Veränderung fest. Rotgrauer Staub hatte alles überzogen. Die Bäume. Die Blätter. Bestimmt einen Zentimeter dick. Und diese Zerstörung. Eine Wache war verschwunden. Aber um welchen Preis. Es begann auch schon wieder anders zu werden. Unruhiger. Und immer schlimmer. Auch der Anblick. Vom Żelazna-Tor, vom Bankowy-Platz und von der Elektoralna her lief und lief ein Strom von Menschen an den Mauern entlang durch die Chłodna. Frauen, Kinder, alle geduckt, grau, mit Staub und ähnlichem bedeckt. Die Sonne ging gerade unter, das weiss ich noch. Es brannte. Die Leute rannten und rannten. Ein einziger Strom. Aus den zerbombten Häusern. Sie flüchteten nach Wola.

Am Abend des nächsten Tages bekommen Staszek und ich den Befehl, Platten vom Trottoir zu schleppen. Auf die andere Strassenseite. Staszek packte eine Platte und trug sie hinüber. Ich konnte nur staunen. Auf einmal Granaten. Eine schlägt in die hölzerne Feuerbarrikade auf der Chłodna ein, hinter der Kirche. Alles in Flammen. Gleich darauf schlägt es in die Mirowski-Hallen ein. Sie brennen. Lichterloh. Tomatenrot und so. Die Sonne geht unter. Zum ersten Mal schönes Wetter. Leute rennen an den Mauern entlang auf unsere Seite der Chłodna zur Elektoralna und weiter. So wie gestern. Dieselben Leute. Sie flüchten aus Wola.

- Die Ukrainer kommen von Wola rüber und schlachten alle ab. Und verbrennen sie in Haufen!

Der fünfte Tag, Samstag, 5. August. Ein langer schwerer Knall. Ich hinaus zum Tor.

- Die Wache ist genommen! – ich rannte die Treppe hinauf mit dieser freudigen Nachricht, zu Irena und Staszek. Die Chłod-

na war frei. Ganz beflaggt für eine Weile. Kurz darauf strömte die Menge hinaus. Um Barrikaden zu bauen. Alle. Frauen. Alte. Ich erinnere mich noch daran. Verkäuferinnen in weissen Schürzen. Und diese ältere Dame, die mir ganz schnell die Ziegel anreichte, mit einer Hand, denn in der anderen hielt sie eine Tasche. Ich gab die Ziegel an eine Verkäuferin in weisser Schürze weiter. Und so weiter.

- Weiterreichen! Weiterreichen! – wurde gerufen. Die Ziegel kamen von den gesprengten Häusern an der Ecke Walicówstrasse. Auf einmal Flugzeuge. Wir auf die Treppe von einem Jugendstilhaus, Nummer 22 oder 23. Bomben. Schnell runter in den Keller. Das war wohl das Haus von Henneberg, dem Ingenieur, einem Bruder der Gebrüder Henneberg und Vater von meinen drei Schul- und Pfadfinderfreunden, die ich hier vor dem Krieg besucht habe. Ich weiss noch, wie ich einmal bei ihnen hereinkam, es war voller Menschen, die Balkontür stand offen und ein schrecklicher Lärm kam von der Strasse, als ginge der Verkehr buchstäblich durch die Wohnung. Herr Henneberg war gestern oder heute morgen auf einem Strassenbahnmast gewesen und hatte die Drähte abgeschnitten und hinuntergeworfen, damit sie sich unter den Panzern verhedderten, er hatte auf die Deutschen geflucht, ganz laut. Ganz kürzlich, erst in diesem Jahr, habe ich aus der Zeitung «Stolica», glaube ich, erfahren, dass einer der jüngeren Brüder Henneberg, also einer meiner Freunde, damals im Aufstand gefallen ist. Der zweite ist auch umgekommen. An ihre Mutter kann ich mich noch aus meiner Schulzeit erinnern, als sie in Trauer war. Sie hatte ganz helle Haare. Man hörte die Panzer. Sie kamen schon. Sie gingen aufs Ganze. Wir mussten fliehen.

Im Keller dieses Hauses nun, da war ein alter Mann. Er war hierhergelaufen.

- Wo kommen Sie denn her? – fragte ich ihn.

- Von der Krakowskie Przedmiescie.

Er erzählte, dass die Deutschen dort Leute festnahmen, und sie vor den Panzern her auf die Aufständischen jagen, damit diese auf die Leute schiessen mussten.

- Und die ganze Strasse ist abgebrannt...

- Welche? – fragte ich.

- Nu, die Krakowskie Przedmiescie – das sagte er ganz traurig.

Ich wunderte mich damals, das weiss ich noch, einmal deshalb, weil ich zum ersten Mal hörte, dass einer die Krakowskie Przedmiescie eine Strasse nannte, und dann deshalb, weil dieser alte Mann so furchtbar traurig darüber war. Jetzt wundert mich das nicht mehr.

Nach dem Bombenangriff gingen wir hinaus. Wir wurden zur nächsten Barrikade gerufen, direkt vor der Żelazna. Die Männer. Ich sofort hin. Spaten und Hacken wurden verteilt. Für das Pflaster und die Trottoirplatten. Teilweise waren da die Gräben schon ausgehoben. Zum ersten Mal sah ich dieses Gewirr von Rohren und Leitungen. Wir mussten vorsichtig graben, hiess es. An der vierten Ecke der Żelazna war ein Zigarettenkiosk umgeworfen worden, nur so als Schikane, und die Zigaretten lagen überall herum. Einer fing an, sie aufzusammeln.

- He, Mann, in so einem Augenblick! – schrien ein paar andere ihn an. Er schämte sich, hörte auf und grub weiter mit uns. Plötzlich kommen sie von der Wache mit Bahren, auf denen die Leichen von diesen Deutschen liegen. Halb ausgezogen. Und barfuss. Ihre grünen Fusssohlen ragen hervor. Nackt. Und bei einem oder zwei von den Deutschen ragte der Bauch über die Schubkarre hinaus, daran kann ich mich noch erinnern. Auf jeder Schubkarre lagen mehrere. Sie sollen begraben werden. Auf dem Platz vor der Borromäuskirche. Ohne Kreuze. Mit einem Ring

aus Erde sollte es markiert werden. (Das haben sie dann auch gemacht, wie ich später, schon mehr oder weniger in der Dämmerung, gesehen habe.) Sie holen mich zu Hilfe. Ich geniere mich abzulehnen. Aber in diesem Moment wünsche ich mir einen Angriff, mir zuliebe sollen sie das machen. Und es kommt einer. Ganz schnell, blitzschnell. Im Tiefflug. Schon fallen die Bomben! Und die mit den Schubkarren werfen die Schubkarren hin, in aller Hast, die Leichen der Deutschen fallen in die Gräben, die ausgehobenen Schächte, schlagen auf die Rohre und Gitter und bleiben irgendwo tief da unten liegen. Sie werden dann allerdings gleich wieder rausgeholt, aber schon von anderen. Nach dem Angriff. Ich rannte vor alledem zwei Häuserblocks weit weg.

Dann zurück zu Irena. Wir beschliessen, uns zu trennen. Nun, jeder sollte ja mal zu seiner Mutter gehen. Irena blieb bei sich zu Hause. Ich gehe zu mir nach Hause, Chłodna 40. Staszek zu sich, in die Sienna 17. Aber von dort kommen Leute gerannt und schreien:

- Die Pańska ist bombardiert!
- Die Prosta ist bombardiert!

Zwischen Waliców- und Żelaznastrasse verabschieden wir uns. Ich renne zur Żelazna. Viele Menschen, Sachen, viel Zerstörung, Veränderungen, Verwirrung. Gedränge. Flucht. Taubenzüchter. Daran erinnere ich mich. Ich schaue hin: Von der Chłodna, durch die Gewölbe bei den Arkaden, kommt eine Reihe von Pfadfindern, ich glaube, in grünen Uniformen. Mit Benzinflaschen. Sie biegen in die Żelazna ein. Schönes Wetter. Samstag. Sonne. Ich komme in unsere Wohnung. Mama ist da. Und ausser Mama:

- Babu Stefu! – Sie sitzt tatsächlich da auf dem Stuhl. Im Wohnzimmer. Auf einmal. Ich nannte sie so, weil ich damals gerade Rabindranath Tagore las, da kommt eine Panu Babu vor. Stefa, eine Jüdin, wohnte bis zum Frühjahr 44 bei uns zur Unter-

miete. Fastfamilie. Vorher hatte sie bei der zweiten Frau meines Vaters gewohnt (der unehelichen, Zocha), in der Chmielna 32, mit Zocha, meinem Vater und Halina. Und ich weiss nicht, hat es irgendwelche anderen Gründe gegeben oder hatten sie sich einfach gezankt, auf jeden Fall war es eines Tages 1942, wir hatten gerade die Wohnung auf der Chłodna bekommen, in der vorher Juden gewohnt hatten, denn vorher war hier Ghetto gewesen, die Ghettomauer war quer durch die Chłodna zwischen der Wronia und der Towarowa verlaufen, dann hatten sie das Ghetto etwas verkleinert, denn sie verkleinerten das Ghetto andauernd, also waren soundsoviel Wohnungen frei geworden, und da hatte sich mein Vater darum bemüht: Chłodna 40, die Wohnungen waren eigentlich nicht demoliert, sie hatten eher so etwas Merkwürdiges an sich, mitten in unserer Küche lag ein vertrockneter Haufen, von einem Menschen natürlich, und da in der Küche richtete sich Stefa dann ein, sie versteckte sich hinter einem kleinen grünen Vorhang, sobald einer zu uns kam, aber später kam sie auch schon mal hervor, denn sie kannte einige von den Freunden und aus der Familie, und sie vertraute ihnen; über sie wusste man übrigens kaum etwas. Ich rief also damals aus:

- Wie kommen Sie denn hierhin! – und wir freuen uns, begrüßen und wundern uns, rufen, was für ein Zufall! Ich wohl am meisten. – Babu Stefu, nein sowas... Wie sind Sie denn hierhergekommen?

- Ach, das war was...

Der Stuhl, auf dem Stefa sass, war auch von Juden, aber nicht von hier, sondern aus einem Haus, das heute noch steht, ob gar nicht zerstört, ob wieder aufgebaut, auf jeden Fall steht es in dieser Art Sackgasse, in diesem buchstäblichen Gassensack, gleich links von der Żelazna zur Chłodna, auf der Weichselseite. Da fand eine Versteigerung statt.

Von jüdischen Möbeln. Der Vater kam zu Hause vorbei, hier bei uns, und rief, ich sollte mit ihm kommen. Swen war auch gerade da, also kam er zur Gesellschaft auch mit. Obwohl ich nicht wollte. Dahin gehen. Aber da war nichts zu machen, wegen dem Vater. In der Toreinfahrt dieses Versteigerungshauses stand alles voll Plunder. Trödel. Trubel. Menschen. Der Vater schnappte ein paar Stühle, jeder aus einem anderen Dorf, und trug sie zur Chłodna 40. Und genauso brachte der Vater auch damals 42 Stefa von der Chmielna 32 einfach zu uns, so, als sei es nur für ein, zwei Nächte, und sie blieb zwei Jahre lang. Er hatte ihr die Papiere auf Zosia Romanowska ausgestellt. Denn Zosia Romanowska hatte am 8. September 39 nach Grochów zu ihrer Schwester und ihrem Schwager fahren wollen, und sie wollte noch ihre Schwägerin mitnehmen, dann ist ihnen die Türe zugefallen, und sie konnten die Schlüssel nicht mehr herausmanövrieren, und in dem Moment kamen auch schon die Flieger an, und im nächsten Moment waren sie in den Keller gestürzt, nur eine einzige Person blieb am Leben (oben und unter den Trümmern), das war die Nichte von Zosia, die die kleine Tochter der Nachbarin an der Hand hielt, die aber schon tot war, und sie selbst war verschüttet; als sie dann später auf der Lesznostrasse bei Nanka neben uns wohnte, da hatten wir schon unsere Wohnung in der Innenstadt verloren, als sie also da in dem früheren Zimmer von Zosia wohnte, da weiss ich, dass sie im Bett Angst hatte, sich die Decke bis zum Hals zu ziehen. Wenn ihr nämlich nicht mehr bewusst war, dass das eine Decke war, dann meinte sie, das seien die Trümmer, und dass sie ihr bis zum Hals reichten. Stefa hatte also eine Kennkarte auf den Vor- und Nachnamen von Zosia, sie war ein wenig älter, aber sie war sowieso blondiert, sie war eigentlich nicht richtig rothaarig, machte aber irgendwie einen rötlichen Eindruck, im ganzen sah sie jüdisch aus, aber zum Glück kannten

sich die Deutschen damit ja nicht aus, und obendrein hatte Stefa zum Glück sehr viel Mut und eine Unverfrorenheit, die lebensrettend war: Sobald sie unterwegs Deutsche sah – sie ging über verschiedene Wege von Służewiec runter nach Wilanów oder Augustówka und nahm dabei sogenannte Kurzwaren mit, sehr kurze Waren waren das, Anstecknadeln, tschechischer Schmuck, von irgendwas musste sie ja leben und auch ein bisschen Geld sparen – wenn sie also Deutsche sah, dann ging sie selber zu ihnen hin und fragte: «Wie spät ist es?», und sie kam immer mit der Strassenbahn zurück, in dem Waggon «Nur für Deutsche»; einmal hatten wir uns zufällig in der Stadt getroffen und wollten zusammen nach Hause fahren. «Fahren Sie doch mit mir», sagte sie, «dann werd ich Ihnen mal eine Lektion erteilen!» Und tatsächlich stieg sie nicht nur in den Waggon «Nur für Deutsche», sondern sie drängte sich auch bis ganz nach vorne in den Wagen vor, der mit einer Kette vom Rest des Waggons und dem Gedränge abgeteilt war, da hatte man Platz, ein bisschen dumm stand ich da herum, während sie sich mit einer Volksdeutschen zu streiten begann, weil diese sie angeblich angestossen hatte.

Nachdem er Stefa gebracht hatte, brachte mein Vater also diese Stühle für uns. Zweimal Jüdisches. Das sich für eine gewisse Zeit getrennt hatte. Und sich jetzt wieder zusammenfand.

In diesem Haus mit der Versteigerung und den Stühlen oder vielleicht auch in dem gegenüber, auf jeden Fall aber in diesem Sack von der Żelazna, haben wir, ich glaube 43 war es, einen von unseren sogenannten «Abenden» gemacht. Swen, Halina, Irena, Staszek, ja und ich. Bei einem, der da wohnte. So einen patriotisch-literarischen Abend, mit Theatrigem, Swen führte was vor, er spielte damals den Nick und ich spielte nach seinen Vorstel-

lungen sozusagen in der Statistenrolle den König. Ich sass aus Schüchternheit und Hölzernheit die ganze Zeit steif da und sprach auch so. Wojtek, mein Freund aus der Untergrunduniversität, der auch im Aufstand umgekommen ist, in Żoliborz, sagte, ihm gefiele das sehr gut. Ich sagte ihm, warum es so geworden war.

- Das macht nichts, es war doch sehr nett so.

Wir haben da, erinnere ich mich, auch ein Stück aus der «Hochzeit» von Wyspiański gespielt. Swen spielte Stanczyk, in der Nationalfahne, die er ganz unbekümmert in seiner Aktentasche oder einfach zusammengerollt mitgebracht hatte.

Der Vater machte unterdessen die verschiedensten merkwürdigen Geschäfte. Einmal wuchtete er einen ganzen Korb Kartoffeln vom Kercelak in die Leszno, damals noch in den vierten Stock. Faule. Angefrorene. Aber sie waren trotzdem kostbar. Nanka, Sabina, der Vater und die Mutter wussten noch vom letzten Krieg, dass man solche gefrorenen Kartoffeln für Kartoffelkuchen brauchen konnte. Die machten sie, und sie schmeckten sehr gut. Ein anderes Mal kaufte der Vater bei so einer Versteigerung einen Kühlschrank. Mama und Stefa konnten nicht begreifen wozu. Denn er war kaputt. Oder er kommt eines Tages bei uns in der Chłodna herein und hat den ganzen Mantel voller Fische, solche ganz kleinen. Einfach so. Vorne in den Mantelschößen. Und es tropfte. Mama sollte sie braten, sagte er. Das hat sie dann auch getan. Und wieviele das waren! Alle Fensterbänke voll! Und damals hatten wir vier Fenster. Eines Heiligabends, es war 42 oder 43, ging auf einmal am Abend die Türe auf, der Vater kommt rein – mit einem Weihnachtsbaum. Einer kleinen Kiefer. Mama kriegt sich nicht ein vor Staunen. Ich auch nicht. Der Vater tut, als wäre das gar nichts. Sie musste geschmückt werden. Ich machte mich ans Werk. Merkwürdig, den Schmuck an Kiefern-

zweige zu hängen. Eine Kiefer, das war für mich überhaupt kein Baum. Es war, als hinge man Weihnachtsschmuck an eine Kiefer in Otwock. Das hatte überhaupt nichts mit einem Weihnachtsbaum zu tun, meinte ich damals. Es fühlte sich ganz anders an. Und roch nicht so. Und stach auch nicht so.

Ein typischer Einfall meines Vaters war auch die nutzbringende Anwendung von Verstorbenen, ein Beispiel dafür habe ich ja schon gegeben. Aber das war nicht alles. Wir holten auch Marmelade, Brot und verschiedene Lebensmittel auf die Karten von bestimmt vier Verstorbenen. Angehörige natürlich. Damals machte man sowas eben. Was hat man damals nicht gemacht?

Ich muss noch was zu Stefa erklären. Stefa hätte bei uns ja bis zu Schluss gewohnt. Aber eines Tages im Frühling 44 kam ich aus der Stadt zurück, und Mama (damit sie und ich was zu essen hatten, nähte sie damals für andere Frauen Kleider, vielmehr sie änderte sie, Änderungen von Änderungen waren das, sogenannte Fähnchen, und wenn eine ankam und wollte einen Pelzbesatz am Mantel oder an der Pellerine, dann musste man Kaninchen nehmen, sie wussten zwar, dass die haarten wie die Katzen im Frühling, aber was sollte man machen), also Mama nähte auch für die Hausmeisterin, und sie sagt mir schon in der Tür:

- Stell dir mal vor, mich hat doch heute fast der Schlag getroffen. Die Hausmeisterin ist gekommen, um ihren Rock abzuholen, und sagt doch zu mir: «Ihre Untamieterin da, wenn die über den Hof geht, dreht die den Kopf so und schleicht so daher, ach, da sieht ja ein Blinder, dass das eine Jüdische ist.»

Also musste Stefa weg. Die Hausmeisterin hatte das gar nicht in böser Absicht gesagt, wie sich später herausstellte, aber wer konnte das ahnen. Da schienen alle Felle weggeschwommen, wie man damals sagte. Irgendwann nach Stefas Auszug, eines war-

men Morgens, wohl im Mai, wachte ich morgens um sechs auf, und hörte Lärm und Tumult. Unten. Ich erschrak sofort. Im Hemd sprang ich ans Fenster. Da steht vor jedem Treppenhaus ein Deutscher mit Maschinengewehr. Und in allen Treppenhäusern laufen sie herum und prüfen überall nach. Keine Ahnung warum. Diesmal blieb es, bei uns zumindest, bei einer Prüfung der Kennkarte, meines Ausweises, dann waren sie wieder weg. Ein Deutscher und ein Vertrauensmann, der polnisch sprach, in einem weissen Mantel. Vielleicht wäre gar nichts passiert. Mit Stefa. Wenn sie noch dagewesen wäre. Vielleicht wäre sie als Zofia Romanowska durchgegangen. Aber wer konnte wissen, was mit dem im weissen Mantel war.

Nun, am 5. August sitzt Stefa also auf diesem Stuhl, dem jüdischen Stuhl, mit dem sie jetzt wieder zusammengetroffen ist, auf dem Kopf hat sie einen Turban, denn Turban auf dem Kopf und Holzschuhe an den Füßen waren damals Mode, zwangsläufig, wahrscheinlich in ganz Europa, und insbesondere war dieser Turban ein Merkmal der Deutschen, und Stefa ging ja als Deutsche, da sitzt Stefa also auf diesem Stuhl und sagt:

- Ach, wo bin ich nicht überall gewesen. In der Strassenbahn. Durcheinander. Ich seh in meinen Korb. Und da hat mir jemand eine Armbinde hineingeworfen. Die Strassenbahn wird angehalten, wir werden zur Gesiówka mitgenommen. Als wir dort sind, jagen uns die Aufständischen zurück, wir rennen durch den Kraśiński-Garten, die Bielanska und dann durch den Sächsischen Garten, da sind Deutsche, wir machen, dass wir wegkommen, zum Żelazna-Tor, da knien Leute, Schiessbefehl, wie durch ein Wunder entkommen wir, ach Miron, wenn Sie wüssten!

- Aber Sie haben doch hierhergefunden?

- Ach, das war was!

Tante Jozia war wohl auch da. Ihr Haus – Ogródowa 49 – grenzte an unseres, Chłodna 40. Denn bei ihr im dritten Hof, in der hinteren Mauer ist ein Loch, das war der Durchgang zu unserem langen Hof, aber der einzige. Ich war froh, dass wir jetzt zu mehreren waren. Obwohl Tante Jozia wieder zu sich nach Hause ging. Aber Stefa blieb, und es wurde fröhlicher. Auch deshalb, weil sie überlebt hatte. Aber plötzlich, nach den unterschiedlichsten Niederlagen und Nachrichten, wurde es so entsetzlich viel schlimmer, und eine wahre Hölle brach los, dass man an nichts mehr Freude hatte. Der Angriff auf die Chłodna und Ogródowa rückte vor. Die Leute wurden dort schon erschossen, in grossen Haufen auf der Górczewska, Bema, Młynarska und Wolska verbrannt. Diejenigen, die hartnäckig die polnische Front verteidigten, fanden sich oft vom Treppenhaus und jedem Ausgang abgeschnitten, sie lagen auf den Dächern, über dem vierten, fünften Stockwerk, die Dächer fingen Feuer und sie stürzten mit dem Dach in die Tiefe. Ein Glutofen, wie zu Ostern 43 im Ghetto.

Rettung, Bergung, Löschen, Hilfe, das alles war schwer, aber es wurde gemacht, wenn es nicht durch immer neue Bomben und Feuer ganz unmöglich wurde. Oder hoffnungslos. Immer im Kreis. Sobald einer schreit:

- Flieger!

stürzen wir in die Keller, in die flachen Unterkeller mit ihrem Gewirr von gläsernen Röhrchen und Behältern. Gedränge. Panik. Gebete. Getöse. Knattern, Bombenabwurf. Stöhnen und Angst. Wieder kommen sie im Tiefflug. Krachen, diesmal hat es wohl die Front getroffen, wir ducken uns. Eine alte Nachbarin neben uns schlägt sich an die Brust.

- Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!

Heulen der Flugzeuge, Bomben.

- Heiligstes Herz...

Auf einmal schüttelt es unser Haus. Die Rahmen fliegen aus den Fenstern, die Türen und Scheiben. Krachen. Das Ende? Wieder Detonationen. Noch mehr Krachen. Vorsichtshalber gehen wir aus der Wohnung. Der Hof ist ganz verändert, schwarz übersät, gräulich, die Fenster leer, mit Splitterresten, vor dem Tor ein Bombentrichter über die halbe Fahrbahn. Wir schauen aus dem zweiten Stock. Darauf. Menschenmengen auf dem Hof. Eine Hölle – immer noch kommt was – und ohne Unterlass. Schlimm. Die Menge in Aufruhr. Mit Päckchen und Bündeln. Sie rennen. Die einen zum Tor. Die anderen vom Tor. Die einen durch das Loch zur Ogradowa. Die anderen von der Ogradowa zu uns. Plötzlich Verwirrung. Ein schrecklicher Schrei. Ein Wirbel in der Menge. Sie tragen was. Jemanden. Legen ihn hin. Leichen? Ein Schrei... Von wem?

- Das ist Frau Gorska – ihren Sohn hat es in der Schule auf der Lesznostrasse getroffen.

Leichen wurden herübergetragen. Die ganze Schule war zerbombt. Leszno hundertundwieviel? 111 oder 113. Da, wo ich mal zu einem Krippenspiel hingegangen war. Lang vor dem Krieg natürlich. Mitten in einem Akt sind da die Decken in der linken Ecke der Bühne runtergefallen. Die Kulissen plötzlich nackt und bloss. Eine Katastrophe, denn da war alles voll mit Engeln, Königen und anderen, bereit für den Auftritt. Unter Kreischen stürzte alles in die Ecke, drängte und drückte sich dahinein. Die Engel krochen zusammen, verkrochen sich hintereinander, versuchten, ihre Arme zu verdecken und kreischten. Ach, wie war es mir jetzt schwer zumute, hier auf diesem Hof!

(Frau Gorska, ihr Sohn und ihre Schwiegertochter waren Patrioten, Baptisten. Sie liessen auch bei Mama nähen. Beide Frauen. Mama fragte sie einmal: «Wollen Sie nicht Ihren Glau-

ben wechseln?» – «Ich? Niemals. Mit diesem Glauben bin ich aufgewachsen und damit werde ich auch sterben.»)

Ich beschloss, erst einmal bei Irena in der Chiodna 24 vorbeizugehen. Ich traf sie alle im Keller an. Bedrückt waren sie, aber hier war es ruhiger und es waren weniger Menschen da.

Gegenüber sassen zwei Frauen. Die eine machte sich Sorgen um ihre Kinder, die sie bei Wedel in Praga gelassen hatte. Die andere gehörte wohl zu ihr, sie war etwas jünger. Sie sassen zusammengekrümmt da. In diesem engen Gang. Durch den man so undsooft gegangen war, um Kartoffeln und Kohlen zu holen, in normalen Zeiten.

- Wie Eulen – sagte Staszek in seinem typischen schrecklich lauten Flüsterton und ganz langsam.

Ich erinnere mich noch an die Ruhe. Und die Erleichterung. Nach dem, was in unserem Haus los war. Hier übernachteten wir. Denn ich weiss noch, dass am nächsten Tag die Sonne schien, es war warm, Sonntag der 6. August. Die Eulen (die ältere hiess Henka, die jüngere – wie hiess sie noch? Ich weiss noch, dass sie Karten legen konnte) sagten:

- Heute ist die Verklärung des Herrn. Vielleicht wird der Herrgott etwas zum Besseren klären.

Und dann lief die Nachricht um:

- Der Aufstand ist gescheitert.

- Mein Gott! – stöhnten Keller, Treppenhäuser, Frauen, Menschenmengen – so viel Anstrengung, alles umsonst, mein Gott? Unmöglich.

- Ja, aber...

- Mein Gott! – man rang die Hände, stürzte hinaus auf die Höfe. Nach einigen Klagen – am Anfang – richtete man sich ein, wurde solidarisch. In der Verzweiflung.

Und dann plötzlich kommen sie mit Geschrei, Blättchen, Widderruf: es stimmt doch nicht.

Die Aufständischen selbst hatten schon vom Scheitern geredet, wie ich mich erinnere, und hatten schon angefangen zu verzweifeln. Und jetzt – welche Freude.

Aber der Sonntag fing erst an. Ein Angriff drohte, wie noch keiner dagewesen war. Deshalb die Entscheidung, in drei Richtungen auseinanderzugehen. Staszek zur Sienna. Irena bleibt. Ich wieder zu mir. Sonne, Hitze, Qualm, Feuer, Krachen, ich renne nach Hause. Da habe ich dann, glaube ich, Tante Jozia getroffen. Am Nachmittag starteten die Deutschen hinter einer Vorhut von Wlassowiten den letzten Angriff auf den Kercel-Platz, die Towarowa und Okopowa. Der Kercelak fiel. Unsere Linie wich zurück. Sie lagen schon an den Barrikaden Ecke Wronia. Und sie schossen. Aber jenseits der Linie Towarowa-Kercelak-Okopowa sollten noch mehr Strassen fallen, nicht mehr in Wola, sondern in Richtung Innenstadt. (Wir auf der Chiodna bis zur Linie Towarowa-Kercelak-Okopowa waren ja eigentlich in der Innenstadt, nicht nur in dem traditionellen Verwaltungsbezirk, sondern in der Innenstadt des Aufstands, so war es jedenfalls vor Ausbruch des Aufstands festgelegt worden, als Warschau von der Führung des Aufstands in verschiedene Bezirke eingeteilt worden war.) Zur Zeit wurde dieser Streifen zwischen Towarowa, Kercelak und Wronia verteidigt. Aber der Angriff wurde nicht nur auf der Strasse, zu Fuss und mit Panzern, Artillerie, Maschinengewehren, Granaten, Feuerwerfern und Panzerfäusten geführt, sondern auch – und das war am schlimmsten – aus der Luft. Jetzt flogen die Flugzeuge pausenlos, von denen unten unterstützt, in ganzen Schwärmen, flogen weg, kamen wieder, bombardierten Haus um Haus, Hof um Hof. Die Chłodna. Ogrodowa. Krochmalna. Leszno. Grzybowska. Lucka. Usw. Mit Brand und mit Bomben. Auf einmal ein Schrei:

- Los, Verschüttete ausschaufeln!

Ich meldete mich. Wir warten am Tor. Werden aufgerufen. –
Es sind schon welche gegangen. Andere.

Gleich darauf ein neuer Schrei:

- Die Chłodna 39 brennt! Wer kommt löschen?!

Wir nichts wie hin. Es ist genau gegenüber. Das ganze Haus brennt. Wahrscheinlich drei Stockwerke. Kein Wasser ist da. Das heisst, es ist welches da, aber nebenan, in der Pumpe, muss mit Eimern geholt werden. Durch das Loch in der Mauer. Erde zum Löschen ist auch da, Frauen rennen hin und her, helfen. Hitze. Flammen. Die Mittel zum Löschen sind jämmerlich. Und hier stehen die Wände schon in Flammen. Im dritten Stockwerk kommt Rauch durch eine Tür. Aber sie ist verschlossen. Wir donnern dagegen. Nichts. Wir schlagen mit Äxten darauf ein. Kommen rein. Die Wand brennt. Die nackte Wand. Wir los mit den Eimern. Wasser holen. Wir kehren um. Wir giessen. Was immer das nützt. Wir rennen wieder runter.

- Erde drauf! Erde drauf! – schreien die Frauen.

Wieder rennen wir. Da die Flieger. Ein Schwall von Bomben. Und Bömbchen. Mit Brandsätzen.

- Bomben löschen!

Wir rennen hin. Schütten auf die Brandbomben. Es sind etwa zwanzig. Oder dreissig. Auf einen Haufen. Auf dem Treppenab-satz. Da wieder, fast im dritten Stock. Sie brennen, zischen. Und schon fängt die Wand davon Feuer. Die Erde wirkt bestens. Endlich. Wir schütten. Hilft das? Denn hier geht's los, da geht's los mit neuen Flammen. Es hilft. Aber da sind auch schon die Wände rechts und links dran. Brennen. Wir nach unten. Aneinander vor-bei. Gut, dass wir so wenig sind. Und dass die Frauen da sind. Sie reichen uns die fertigen Eimer mit Erde an (ich bin nicht sicher, ob plötzlich das Wasser ausgegangen war). Sie reichen sie durch das Loch in der Mauer, damit wir nicht immer unnötig hindurch müssen. Sie bringen sie bis zur Treppe. Wir reissen sie ihnen aus

aus der Hand. Stürzen wieder hinauf. Ich weiss noch, wie ich diese Brandbomben gejagt habe. Auf sie getreten habe. Was anderes war nicht möglich. Man löschte sie im Laufen aus. Sie verglommen schon. Der ganze Haufen. Und was am besten war: Immer weniger Wände brannten. Nicht zu glauben. Nach einem bisschen Zischen und Züngeln kroch das Feuer in sich zusammen. Ein Wunder! Und wir hatten es gelöscht. In dieser Hölle. Aktion beendet. Wir gingen zurück.

Der Angriff wird heftiger. Immer stärker wird bombardiert. Gerettete, mehr oder weniger heil und bei Verstand, flüchten in unseren Keller. Ein schrecklicher Aufruhr. Auf dem Hof draussen auch. Wir selber in Aufruhr. Wir ziehen um zu Tante Józia. Durch das Loch. Zur Ogródowa 49. Da stehen ein paar Frauen an Herden, im Rauch auf dem Hof, und ein paar Männer prügeln sich mit Äxten. Jagen sich. Werfen damit. Äxte fliegen durch die Luft. Ich übertreibe kein bisschen. Wir gehen in die Wohnung der Tante im vierten Stock. Aber da kann man es nicht länger als zwei Minuten aushalten. Zusammen mit der Untermieterin, einer älteren Dame, Tante Jozef a und ihrem Bruder (auch schon weisshaarig) rennen wir mit ein paar von ihren und unseren Habseligkeiten zu jemandem weiter unten im Haus. In eine Küche. Da setzen wir uns. Tante Józias Untermieterin gibt dem weisshaarigen Bruder was zu essen:

- Da, Brot mit Zucker. – Er nimmt es, isst.

- Willst du noch was Brot mit Zucker?

Er nickt.

Ich konnte da zwei Tage lang nichts essen.

Auf einmal Krachen, Einschläge, wir rennen nach unten.

Ausgebombte kommen an. Ganz grau. Vom Schutt. Verräuchert. Tante Jozia, Stefa und Mama meinen, der Keller halte nichts aus,

ein Haus nur aus Brettern, Latten mit Mörtel und Ziegeln. Neben an – Nummer 51, mit Kleinschem Gewölbe – ist ein neues Haus, noch nicht verputzt. Durch Öffnungen, unterirdisch, ziehen wir schnell um. Dort sind Massen. Sitzen auf dem Beton. Dem feuchten. Karbidlampen in den Ecken. Mama, Tante Jozia und Stefa laden die Federbetten ab und breiten sie auf einem freien Fleckchen aus. In der Menge. Getöse. Krachen, Granaten, Bomben, nicht zum Aushalten. Das schlimmste ist, dass diese Ukrainer kommen. Und abschlachten. Alle. Sie reden immer noch davon. Die Leute. Zwanzig Jahre später, jetzt, 1964 und 65, gibt es genaue Zahlen von Zeugen von beiden Seiten. Unsere Zeitungen haben Listen gebracht, wieviele allein in Wola an einem einzigen Samstag und Sonntag, dem 5. und 6. August, umgebracht worden sind. Zigtausende. Etliche Nicht-ganz-Erschossene wurden zusammen mit den So-gut-wie-Toten verbrannt. Sie wurden zusammen auf einen Haufen geworfen. Im Spital zum Heiligen Stanislaus an der Ecke Wolska und Mlynarska (heute Infektionskrankenhaus Nr. 1) haben sie die Kranken erschossen und lebendig aus dem Fenster auf den Hof geworfen. Da haben sie sie verbrannt, wie es gerade kam. Lebendig oder tot. Und auf der Stelle verscharrt. Auch so wie es gerade kam. 1946 wurde ich als Reporter dorthin geschickt, zur Exhumierung. Ich fuhr mit einem Fotografen hin. Wir gingen auf diesen Hof. Drei, vier Reihen frisch Ausgegrabene, formlose Klumpen, mit Erde bedeckt. Mir kamen die unterschiedlichsten Assoziationen. Panierte Koteletts, in irgendeiner Pampe gewälzt. An einen kann ich mich erinnern, der hatte wirklich noch einen Knochen, einen einzigen, der herausstak. Der Rest war zugepampt.

Auf einmal kommt eine Sanitäterin in den Bunker.

- Wer kann helfen, einen Verletzten zu tragen?

Plötzlich, nach all dem Lärm – und trotz der Knallerei – Stille.

- Keiner kann helfen?

Ein paar hundert Frauen waren da. Und ebensoviele Männer.
Alle sind erstarrt.

- Wirklich keiner?

- Ich komme. – Ich stand auf.

Keiner rührte sich. Ich sprang hinter der Sanitäterin her. Die Treppe hinauf. Und direkt auf die Strasse. Die Ogrodowa.

- Hier, hier!

Ich fasste die Bahre vorne. Und los ging's, schnell. Wir schlossen uns einem ganzen Zug mit Bahren an. Vor uns gingen sie. Hinter uns. In Richtung Żelazna und weiter zum Gericht, da war im Aufstand das Notspital. Der ganze Rummel ging zum Gericht, mitten in die Stadt. Es war Nachmittag, vielleicht vier oder fünf Uhr, ein Sonntag, Hitze, Rauchgewaber in der Luft, aber mit Staub vermischt, also war ein Feuer in der Nähe oder irgendwas Heisses, Krachen, Kopfsteinpflaster unter den Füßen, im Laufschritt, hastig, hastig, mal schaut man auf die Füße, dann nach vorne, über die Schulter, dann die Häuser hoch und zum Himmel, weiterhetzen, hohe Mietshäuser, Barrikaden, die kreuz und die quer, Fenstersimse. Und Tauben, wollte ich schon schreiben. Aber Tauben waren entweder keine mehr da, oder sie hatten sich verkrochen und flogen nicht, oder sie waren in Wirklichkeit doch da und flogen nach jedem Krachen auf und flatterten davon, aber dann waren sie wahrscheinlich gerade aufgefliegen und davongeflattert, und der ganze Staub kam nur von den Fenstersimsen und Mauernischen. Aber ich bin mir nicht ganz sicher, dass das wirklich so war, und damals war ich auch nicht so ganz bei der Sache, denn irgendwo und irgendwann ist es mir genauso vorgekommen, und gleich nach dem Krieg als, ich in der Poznańskastrasse

wohnte, es war Ostern, die Auferstehung war ganz früh morgens, da waren auch Tauben – diesmal aber wahrhaftig –, und die plu-
sterten sich auf, und nach jedem Knall gab es Geschwirr zwischen
den Fenstersimsen hin und her. Wir also im Trab. Auf die Tore –
solche altmodischen mit Einfahrt in den Hof und Nikoläusen aus
Eisen an den Seiten oder Nischen – wurde auch geschossen. Auf
die Barrikaden. Und auf die Mauern.

Wir mussten uns vor der Żelazna durch einen engen Durch-
gang zwängen (solche engen Durchgänge zwischen Barrikade
und Hauswand gab es überall, zur Sicherheit.) Hinter der Żelazna
auch. Da waren wohl zwei nah beieinander. Denn die Barrikaden
standen dicht. Überall. Und an der Żelazna lagen Soldaten und
schossen aus Gewehren. Ganz gewöhnlichen. In Richtung Ker-
celak. Überall Chaos. Fliehende Zivilisten. Verzweifelte Vertei-
digung. Nachrichten von den Bränden, den Erschiessungen gin-
gen um, die Geschehnisse waren uns auf den Fersen, immer dichter
hinter uns her. Wir ruckzuck mit der Bahre. Die Sanitäterin
und ich, wir trugen eine Frau. Sie war voll Asche. Die Haare. Und
das Gesicht. Sie hatte Krämpfe. Der Rock zerfetzt. Sie war ver-
schüttet gewesen. An der Chłodna. Der direkt hinter uns (ein
Mann) hatte Arme und Beine dick verbunden, trotzdem lief das
Blut, dass es von der Bahre tropfte. Was noch kam, weiter, das
weiss ich nicht mehr. Das Gerichtsgebäude. Wir los durchs Tor,
Leute stehn da am Tor, irgendwelche, alle möglichen, auch eine
Nachbarin von der Chłodna 40. Sie fängt an zu weinen, als sie das
alles sieht. Überhaupt ging da wohl das Weinen los, so ein
krampfhaftes. Die ganze Toreinfahrt hindurch. Es hiess, ich sollte
die Verschüttete abstellen. Und da lassen. Das war das Kranken-
haus. Hier klappten sie wohl immer die Bahren zusammen. Und

rannten gleich, die nächsten zu holen. Und die gerade Gebrachten wurden hineingetragen.

Ich rannte raus, zurück. Unterwegs schaute ich – auf der Hinterseite dieser Sägemühle – an der Chiodna 24 vorbei, in Irenas Keller. Ich traf Irena an und die beiden Eulen und Herrn Malinowski, mit OPL-Armbinde wie ein Blockwart. Es war leise hier, ruhiger als woanders. Jedenfalls in diesem Hinterhaus. Weil es nicht vorne war. Man hörte alles von weiter weg. Und das war schlecht. Aber die Ruhe in diesem Keller. Ein ganz gewöhnlicher Keller. Gänge mit Windungen und Nischen. Dunkel. Oder höchstens ein bisschen graues Licht, das irgendwo hereinfiel. So gut wie nichts. Ich wollte nicht weiter. Ich erzählte. Was ich gesehen hatte. Was jenseits der Żelazna war. Sie stellten Fragen. Ich lungerte da herum. Lungerte. Bis zum Abend. Abwarten, raten sie mir. Hier. Die Nacht. Wozu sich zurück auf die Żelazna drängen. Vielleicht ist es da jetzt noch schlimmer als es war, vielleicht sind sie schon da? Von hier kann man fliehen. Es ist näher an der Altstadt. Fast alle die weg sind, sind zur Altstadt. Mit den beiden Eulen habe ich mich immer mehr darauf festgeredet. Die ältere, Henka, die mit dem Dutt, machte sich dauernd Sorgen um ihre Kinder, die waren in Praga geblieben, im Haus von Wedel. Die jüngere – das war wohl Jadzka – fing an, uns die Karten zu legen. Ich sagte ihnen, dass ich einen Freund in der Rybaki hatte. Swen. Der eigentlich seit ein paar Monaten in Wola wohnt, in der Szlenkierówstrasse, aber dass ich irgendwie das Gefühl hatte, dass er in der Rybaki ist. Denn seine Mutter war dageblieben. Natürlich kein Beweis. Höchstens gefühlsmässig. Und sozusagen wunschmässig. Dass Teik und Swen sich erst aus einem unwichtigen Grund zerstritten hatten, dann ich mich mit Teik, weil ich zu Swen hielt, und dann mit Swen, wobei ich aber wieder mit Teik

befreundet war (zur Erinnerung: das ist der aus der Staszica), das spielte für mich in dieser Situation gar keine Rolle mehr. Und ausserdem – mir war die Idee gekommen, durch die Weichsel zu schwimmen. Die beiden waren gleich dafür, als wäre das eine Selbstverständlichkeit. Die Rybaki sei genauso wie das Danziger Ufer, sagte ich ihnen. Nämlich Blocks. Solche roten. Aus Stahlbeton. Noch im Bau. Gross. (Eine Art «Obdach für Heimatlose» während des Krieges, aber Swen hatte da bis vor kurzem gewohnt, obwohl er schon seit längerem bei der Sozialfürsorge in Parysow arbeitete.) Diese Blocks gehen nämlich vorne auf die Rybaki raus. Hinten auf die Weichsel. Schwimmen konnten wir alle drei, das hatten wir schon abgesprochen. Und von dort konnte man sich ja heimlich nachts nach Zeran-Jablonna durchschlagen. Und da in Jablonna, da waren schon die Russen. Ich weiss übrigens nicht, wie wir uns das gedacht haben, zum anderen Ufer rüberzuschwimmen, wo ja auch die Deutschen waren, und – was noch besser war – durch die Front zu kommen. Und das war eine Front, wie sie in der ganzen Weltgeschichte bis zu diesem Krieg nicht dagewesen war. Wahrscheinlich spielte dabei eine Rolle, dass das alles in Warschau und Zeran war, da ging ja alles durchs eigene Gelände.

Wir sassen noch länger so herum. Bis nachts. Der Angriff liess nach. Das Krachen und Knallen wurde normal. Vielleicht sogar völlige Stille. Alles strömte raus auf den Hof. Beratungen. Klatsch. Blättchen. Weitere Durchbrüche. Der Keller, der Durchgänge. Herr Malinowski schlägt Irena und mir vor, bei ihnen zu schlafen. Was wollen wir denn im dritten Stock? Sie haben eine grosse Wohnung am ersten Hof, im Parterre. Wir gehen dorthin. Ich bekomme ein Zimmer. Allein. Ein Bett. Eine Decke. Ich ziehe mich aus. Ich schlage die Decke zurück, um darunterzukriechen – da kracht eine Granate vor die Ecke des Hauses. Und eine zwei-

te haut rein, eine dritte, vierte, nichts als Granaten, ununterbrochen. Und Feuer. Alles ist auf den Beinen. Stürzt auf den Hof. In Wellen schwappt es von der Ogradowa auf den Hof. Mit Koffern, Kindern, Rucksäcken. Die einen gehen schon. Die anderen versammeln sich. Gedränge. Krachen. Beratungen. Wandern von einer Gruppe zur anderen. Irena steht da mit dem Brotbeutel. Wir beratschlagen. Mit Herrn Malinowski. Und mit der ganzen Gruppe. Wir stehen in der Nähe des Tors zur Ogradowa (aus Holz). Aber Irena zögert herum. Ich meine, es ist Zeit. Ich beratschlage mit den Eulen. Sie sind bereit.

- Ich bring nur schnell Mama die Schlüssel zur Wohnung zurück, die hab ich mitgenommen.

Ausgerechnet ich hatte die Schlüssel mitgenommen, als wir in dem Aufruhr das Haus verlassen hatten. Sie klirren mir jetzt noch in der Tasche. Ich renne zur Żelazna. Vor der Żelazna liegen wieder Aufständische und schiessen in Richtung Wronia, müde, verschwitzt, zwischen irgendwelchem Gerümpel.

- Wohin? Wohin?

- Dringend. Chłodna 40.

- Wohin? Geht nicht.

- Aber meine Mutter. Ich hab die Schlüssel mitgenommen.

- Mann! Da werden Sie jetzt auch nichts mehr helfen können.

Da braucht man keinen Schlüssel mehr und überhaupt...

- Aber...

- Da sind doch die Deutschen.

Ich zieh mich zurück. Wieder zu Irena auf den Hof. Henka und Jadzka sind fertig. Ich frage Irena noch mal, was mit ihr ist. Aber sie steht immer noch da an dem Tor in derselben Gruppe, der Brotbeutel hängt ihr noch genauso über die Schulter, und über-

haupt kommt es nicht ganz bei ihr an, was ich sage. Also ich, Henka, Jadzka – wir rennen hinaus auf die Ogrodowa, diesmal nach rechts. Im Laufschrift...

Eine von ihnen sagt:

- Wir müssen bloss die Schuhe ausziehen, dass uns nur keiner hört.

Wir ziehn die Schuhe aus. Rennen weiter. Barfuss. Die Ogrodowa lang. Barrikaden. Wir zwängen uns durch. Zur Soina. Unterwegs brennt es. Und kracht. Balken stürzen. Getöse. Sie fallen ins Feuer. Dröhnend. Wir rennen die Soina entlang. Zur Elektoralna. Barrikaden. Wir zwängen uns durch. Und weiter. Die Elektoralna entlang. Zum Bankowy-Platz (da wo heute der Dzierzynski-Platz ist, nur kleiner und dreieckig). Auf der rechten Seite brennt es. Das ganze Haus – eine einzige Flamme. Wir rennen. Hinter der Orla links brennt ein ganzes Haus. Ist fast abgebrannt. Dachbalken sind schon fast keine mehr da. Wände auch nicht. Nur ein einziges grosses Feuer, etwa drei Stockwerke hoch. Wieder krachen die Balken und stürzen ein. Heiss ist es. Das ist wohl das Eichamt. Nacht. Stiller hier. Oder lässt vielleicht der ganze Angriff nach? Wir sind nicht die einzigen auf der Flucht. Ein ganzer Strom zur Altstadt. Wir rennen also den Leuten hinterher nach links. In den Hof – auf der hinteren Seite – der Ressource bzw. der Rotunde, des ehemaligen Finanzministeriums und Leszczyński-Palais. Mehr Platz, weniger eng. Aus der Richtung Bankowy-Platz vereinzelt Geknalle. Und wieder Fenstersimse. Nur nicht mehr so grau. Gelb. Das heisst in diesem Dämmerlicht (so grade Dämmerung) wie mit Grünspan bedeckt. Vielleicht war das hier mit den Tauben. Die aufgefliegen sind. Oder auch bloss die Fenstersimse. Unter anderen Umständen. Mit Corrazzi Engeln. In Blumenkränzen. Tympanons. Einmündung in die Les-

zno. Hier plötzlich ganz sicher Morgenanbruch. An den Barrikaden werden wir festgehalten, bis mehrere zusammen sind. Sogar ein paar Juden sind da mit ihren Frauen. Eine von den Jüdinnen hielt einen Sack unter dem Arm. Die Barrikaden gehen quer über die Leszno, da wo heute die Einmündung auf die Ost-West-Schnellstrasse ist. Nur auf der rechten Seite war da die Rymarska, eine Art Einmündung vom Bankowy-Platz. Und links – die Przejazdstrasse mit Ausblick, so wie heute auf das Mostowski-Palais. Die Juden müssen irgendwelche Papierchen vorzeigen. Sie werden aufgeteilt. Für weitere Kontrollen. Uns lassen sie durch. Die ganze Gruppe. Wir rennen zwischen die Barrikaden der Leszno. In die Przejazdstrasse. Da ein Stückchen lang. Dann Biegung nach rechts. Durch die Barrikaden. Długa. Knallerei. In einer leichten Biegung der Długa links das Palais zu den Vier Winden. Er brennt gründlich. Schon fast zu Ende. Das Feuer heult in den Höfen, an der Fassade. Die Balken krachen, stürzen. Das Tympanon mit dem Relief ist noch da. Die Medaillons funkeln. Die Hoftore mit den Eisenbeschlägen. Und diese Vier Winde. Auf den Torpfeilern. Goldene Flügel haben sie. Sie tänzeln, flimmern. Noch verspielter als sonst. Wir rennen weiter.

Da ist die Altstadt. Sichtbar. Am Ende der Długa – hinter so undsovielen Barrikaden – verglüht eine blaugrüne Kugel auf dem Glockenturm der Dominikaner. Sonderbar. Ein Rest des verbrannten Turmhelms aus Blech? Möglich. Wir rennen also – nicht mehr barfuss, an der Ecke Leszno und Przejazd haben wir uns die Schuhe wohl wieder angezogen –, rennen die Długa entlang. Die Mostowa hinab, in Richtung Rybakistrasse. Es ist schon Tag. Stille. Ganz tiefstill die Altstadt. Hinter dem Pulverlager, an einer Biegung der Rybaki, entlang der Mauer des angrenzenden Grundstücks spielten Kinder auf dem Trottoir, im Gras zwischen dem Kopfsteinpflaster. Die Rückseite des Pulverlagers ging auf

die Weichsel hinaus, so wie die Rückseite aller Häuser an der Rybaki. Die Mauer, die ich erwähnt habe, war sehr alt. Zwei muschelförmige Rokokotore waren darin. Eine alte Einfahrt. Kaum waren wir daran vorbei, da sagte ich zu Henka und Jadzka:

- Hier ist es.

Rybaki 14/16. Zwei Blocks aus Ziegeln, Eisenbeton, zwei-stöckig, unverputzt, und daran klebt noch ein dritter Block, dreieckig, der kam mir aber weniger wichtig vor. Diese beiden Blocks standen quer zu der Rybakistrasse und der Weichsel. Dazwischen war ein grosser Hof. Von der Rybaki bis zum Ufer. Und auf beiden Seiten, an der Rybaki und an der Weichsel, mit Lattenzäunen eingefasst. Wir also durch das Gittertor in diesen Hof. Und links an der Mauer entlang – der ganze Mittelteil war nämlich in kleine Schrebergärten aufgeteilt und bewachsen – bis zum Treppenhaus, dem mit der Wohnung von Swens Mutter (sie wird dochwohl da sein? und Swen auch – war meine bange Hoffnung). Dieses Treppenhaus war direkt am Ufer, denn die Fenster gingen auf die Weichsel hinaus. Ich seh hin, da in der Nische vom Eingang zu diesem Treppenhaus stehen zwei Wächter, noch von der letzten Nacht, sie haben Armbinden an. Der eine hat die rote AL-Armbinde an, hier in der Altstadt waren viele von der AL. Den anderen kenne ich, von Swen zu Hause und seinem Büro, das ist Herr Ad.

- Swen? Ist er da? – frage ich. – Sind sie da?

- Ja. Alle sind da. Auch Herr Swen und seine Verlobte. Und die Tante mit dem Sohn. Und meine Frau mit dem Kind.

- Wo sind sie?

Herr Ad., immerzu lächelnd, sagt:

- Im Bunker, sie schlafen noch.

Wir die Treppe runter, die nach Ziegeln, Beton und Unfertig-

keit riecht, in einen tiefen Keller mit dicken Mauern. Stille. Und der Geruch nach muffiger Waschküche. Das ging uns in die Ohren und die Nase. Aber was uns in die Augen fiel – da hatte man keine Worte!

Eine düster-dämmrige Gruft mit tröpfelnden Kerzen auf einem Altärchen mit Porzellanmuttergottes, und ansonsten – lauter merkwürdige kleine Parzellen, dichtgedrängt alle schlafend, schnarchend, bedrückend.

Diese Parzellen waren Pritschengemeinschaften, wie sich herausstellte. Jede Parzelle bestand aus soundsoviel Pritschen. Jede Pritsche bestand aus zwei oder vier Liegen, die am Kopfende zusammengebunden waren. Jede war lang, denn mehrere Leute lagen darauf. Zwischen den Pritschengemeinschaften waberte im Halbdunkel verschiedener Plunder. Deutlich sichtbar war nur der Hauptdurchgang von der Tür zum Altar und drumherum. Ausserdem noch die Betonpfeiler. Also das ganze Grauen einer Katakombenkapelle.

Ich suchte nach der Parzelle von Swens Familie. Ich sah sie in einer Reihe nebeneinanderliegen. Sie schliefen. Ich beugte mich über Swen. Und sagte irgendwas. Ich weiss nicht mehr was. Swen streckte' sich, schaute zu mir hoch, wunderte sich, war zu Tränen gerührt, sofort fing die Begrüssung an. Sogleich kam auch der Rest in Bewegung, vor allem Swens Mutter, und alle wimmelten durcheinander.

Tante Uff. schlief zusammen mit Zbyszek. Ich erzählte, mit wem ich da war. Sie sagten, in Ordnung. Wir sollten uns einen Platz suchen. Begrüssen. Willkommenheissen. Dann wachen Celinka, die Tante und Zbyszek und Frau Ad. mit dem kleinen Töchterchen auf dem Lager daneben auf. Und noch andere. Bewegung. Sie stehen ein bisschen auf. Aufstehen – so richtig – das war damals nicht in Mode. Warum auch? Nur um sich im Weg zu sein?

Sie drehten und wendeten sich ein bisschen, streckten sich was, wühlten in ihren Bündeln herum, alles ohne aufzustehen. Und sofort ging es los:

Ratsch-ratsch-ratsch – die Tratscherei, aber wie!... und wahrscheinlich auch das Morgengebet am Altar oder eher vom Altar aus oder zum Altar hin. Morgengebet, weil es das erste war. Denn ausserdem gab es noch eine Menge Gebete. Und Gesänge. In der ersten Woche waren es nicht mal so viele, wie sich zeigte. Sie wurden häufiger. Und verdichteten sich. Und es kam soweit, dass in ganz Warschau in allen Kellern ununterbrochen und überall alle in Chören und Gesängen beteten.

Und dann? – Von diesem Zeitpunkt an, hinter diesem Eingang begann eine neue, entsetzlich lange Geschichte des Miteinanderlebens vor dem Hintergrund des möglichen Todes. Was weiss ich noch? Viel und doch nicht so viel, nicht immer in der Ordnung, Tag für Tag. Ich kann mich irren, in der Reihenfolge, in irgendeinem Datum (sogar bei solchen, die allgemein ganz wichtig sind, obwohl ich manche fest gespeichert habe), bei der Lage der Fronten, unserer eigenen und der einen grossen.

Ich erfuhr dann, dass Tante Uff. und Zbyszek in dem Laden an der Fréta vom Aufstand überrascht worden waren. Ein Leben hin und her zwischen erstem Stock und Bunker, hier unten hin waren sie erst vor ein paar Tagen gezogen. Mit allem, was sie fassen konnten. Die Nachbarin, Bacia, die taub war, aber sprechen oder vielmehr falsch singen konnte, die Baciakowa wie sie anders genannt wurde, nähte im Keller nebenan auf ihrer Maschine, mit ihrem kleinen Sohn, der die Beine bis zu den Hüften in Gips hatte, und sang viel – Swen lachte –, weil sie das Krachen nicht hörte. Der Eingang (das hatte eine Tür werden sollen, aber dann kam das Jahr 39, und es blieb bei dem Durchbruch) zum Keller der Baciakowa war nur ein einzelnes kleines Teilchen dieses ganzen

Labyrinths unter den Rybaki 14/16. Die Gänge, Kellerräume mit Pfeilern und ohne Pfeiler, Durchgänge, Treppenausgänge, Ecken, Verschlüge, Abstellräume, Westentaschenkeller, Unterkeller, Abstiege in den Kesselraum mit seiner Vielzahl von Rohren und Abwässerleitungen waren in unendlicher Zahl vorhanden. Zusätzlich dazu gab es eine Verbindung zwischen den beiden Hauptblocks (A und B), einen Tunnel, wie das hier hiess. Unter den Schrebergärtchen mit den Kürbissen. Und Tomaten. Und wohl auch Kartoffeln, denn die waren während der Okkupation in Warschau so in Mode, dass nicht nur die öffentlichen Plätze und Grünflächen (aus denen man im Winter 39 die in aller Eile dort im September Begrabenen exhumierte) und nicht nur die Ufergegend, sondern auch die Jerozolinski-Allee im Juli mit Kartoffelpflanzen übersät waren und in voller Blüte standen.

Unser «Kellersaal» war, obwohl es noch zwei oder drei der gleichen Grösse unter unserem Block B gab, so eine Art Hauptraum für den Block. Denn hier stand ja der Altar. Oder war er vielleicht wirklich der grösste? Möglich. Neben der Tür, das heisst neben dieser Öffnung zum Treppenhaus, da stand eine Tonne mit Wasser, für den Brandfall. Am 7. August war das Wasser schon nicht mehr das frischeste. Was später Ursache war für Gestank, Streitereien und den Austausch des Wassers im Fass in Kettenmethode. Die Türen gingen auf die Gänge, Zwischenkeller, Durchgänge mit Ofen-Öfchen-Stövchen, um die sich die Frauen sofort zankten und die Männer sich sofort mit Äxten prügelten. Das zweite Mal Äxte in diesem Aufstand. Von hier aus nämlich führte die Betontreppe nach oben ins Parterre. Gleich links von uns waren die Austritte (vorläufig noch mit Wasser), voll in Funktion, sogar das Licht. Hier fielen von oben Streifen Sonnenlicht mit Staubkörnchen ein, und so wie das Licht ganz

früh am Morgen einfiel, blieb es dann soundsoviel Stunden lang, denn das Wetter war immer schön. Hier waren die wichtigsten Ein- und Ausstiege, Treffen, Beratungen und meine Sitzungen auf einem Haufen Ziegel und Schreibereien.

Gegenüber gingen die Keller weiter. Hier fing die Route an. Unsere später berühmte Spazierroute. Denn man ging spazieren. Aber es war nicht so wie oben. Das war eben hier. Und hier waren auch Strassen, Plätze, Menschenmengen, Leben, Anknüpfen von Bekanntschaften.

Zurück zum Datum. Einen Tag vor mir waren Swen und Celinka angekommen. Am 1. August um fünf Uhr waren sie gerade auf der Strasse gewesen, allerdings in der Nähe der Chmielna. Sie sind mit erhobenen Händen zwischen den Panzern hergerannt, ich glaube über die Nowy Świat. Denn auf der Chmielna hatte Celinka ihr Zimmer. Da hatte es schon angefangen, dieses Zusammenhausen von vielen Leute, die irgendwo hängengeblieben waren, abgeschnitten von ihren Leuten. Wohngemeinschaften auf einem Haufen. Aber das Essen? Für länger? Swens Mutter, schon älter und erfahrener, hatte getrocknetes Brot von mehreren Jahren in einer Tasche gesammelt. Am Sonntag also holte Swen Celinka. Sie schlichen auf Umwegen durch die halbe Innenstadt. Denn anders ging es nicht. Irgendwie zur Złota oder Pańska, dann durch die Walicowstrasse zur Chiodna, durch die Ogrodowa zur Soina, die Elektoralna lang, über den Bankowy-Platz, na und dann die Długa bis zur Mostowa, das war Staszeks Strecke von der Chiodna zur Sienna und meine von der Chiodna zur Rybaki. Das Palais zu den Vier Winden brannte auch da schon. In der Gegend von Staszek und mir war die Hölle los. Das war ja gerade der Angriff von Wola aus. Aber auf der Rybaki überraschte sie die gleiche hübsche Ruhe. Sie also rauf in den zweiten Stock. Gähnende Leere. Ja, aber diese Ruhe, Sommer, die Weichsel, Swen hat sich

gedacht, seine Mutter muss irgendwo unten sein, er geht sie suchen und sagt Celinka, sie soll unterdessen zum Fenster hinausschauen. Das Fenster ging direkt nach Praga hinaus. Auf die grossen Bäume vom Zoo. Den Flussstrand. Die Eisenbahnbrücke. Damals noch die alte, links an der Zitadelle. Rechts – die Kierbedzbrücke mit Gitter. Ein Glück, dass da nichts und niemand von Praga herübergeschossen hat, dann hätte es für Celina übel ausgesehen. Die Leute im Bunker fassten sich an den Kopf, als sie das hörten. Da ist er schnell gelaufen, um sie zu holen.

Fast sofort hat Swen mich gefragt, ob ich schon den neuesten Schlager kenne:

*Weisst du noch, die
heisse Julinacht. ..*

Und ich erfuhr sofort, dass die Tochter, diese winzigkleine, von den Ad.s mit Vornamen Basia hiess. Und dass sie ihr vorsingen:

*Ich hab einen Hampelmann,
der hüpf nach links, der hüpf nach rechts, das ist der grösste
Spass...*

Ja, das haben sie ihr den ganzen August immer wieder vorgesungen. Und wenn ich mich so erinnere, dann macht mich das trauriger als alles andere, sowohl die Melodie als auch die Worte, ich weiss nicht warum. (Die Ad.s haben alle drei überlebt, die ganze Geschichte, sie leben noch, allerdings hatte ich sie jahrelang nicht gesehen, bis eines schönenjulitages vor ein paar Jahren Basia zu mir kommt, sie stellt sich vor, sagt, wer sie ist, dass meine Gedichteschreiberei sie interessiert und dass ich sie wahrscheinlich gekannt habe, im Bunker, als sie noch ganz klein war.

Später wurde daraus dann eine gute Bekanntschaft und Basia hat schliesslich einen italienischen Polonisten geheiratet und sitzt jetzt da in Florenz, und dabei hat angeblich ihre Mutter, Róza, zu ihr gesagt, als wir alle weg waren und sie da auf der Rybaki zurückgeblieben waren: Wein nicht, du lebst sowieso nicht mehr lange. Sie sind sogar vor einem Panzer hergejagt worden.)

An diesem Tag bin ich also mit dieser Jadzka und der anderen und mit Swen und Celinka (glaube ich) zur Mostowa gerannt. Bergauf. Über drei, vier Barrikaden. Die Barrikaden waren jetzt nicht mehr so wie am Anfang und nicht einmal mehr so wie nach sechs Tagen auf der Ogradowa, sondern jetzt wurden Trottoirplatten auf geschichtet, mit Erde festgeklopft und mit Eisenbahnschienen gespickt, die in die Erdfugen gerammt waren. Absolut uneinnehmbar. Jetzt erst fing ich überhaupt an, das alles hier ungläubig zu betrachten. Denn erst hier sah jetzt der Aufstand mit einemmal so aus wie im Bilderbuch. Von so einer Belagerung. Im Mittelalter. Und dazu noch in einer exotischen, glühendheissen Stadt. Wo man anfängt, Baumrinde und Schuhsohlen zu essen. Denn das war hier ja unmittelbar die Gefahr. Blockaden gab es. Und Sturmangriffe. Als die allerdings anfangen, da – aber davon später. Und dann dieser Himmel, diese Hitze. Und die Massen. Mir wurde fast schwindlig vor Verwunderung. Bis heute kann ich mich an dieses Gefühl erinnern. Bis hin zur Hitze in der Nase.

Wir rennen also die Mostowa bergauf (noch dieser Abhang und diese Böschungen). Ecke Fréta. Zum Laden. Einfach so. Nicht zu glauben. Der Laden war in Betrieb. Aber irgendwas war komisch. Er war halb offen (die Türe angelehnt). Aber es wurde verkauft. Was wohl? Grütze vielleicht. Brot? Denn diese beiden Dinge haben wir wohl gekauft. Irgendwas haben wir auf jeden

Fall gekauft. Das einzige und letzte Mal. Denn weder vorher noch nachher habe ich einen Laden gesehen.

Auf der Strasse war so viel Betrieb, dass die Leute auf der Fahrbahn gingen. Voll von Flüchtlingen aus ganz Warschau. Alles, was aus Wola geflüchtet war, war hier. Die Altstadt als berühmte Festung. (Damals schon berühmt.) Uneinnehmbar. Barrikaden. Engigkeiten. Nichts für Panzer. Die Altstadt ist stark. Die Mauern sind ganz. Und dick. Und überhaupt. Und die Traditionen.

Begegnungen. Irena P. im Vorübergehen. Mit Brotsack. Sie war in die AK eingetreten. Und Teik, der war gerade unterwegs zu einer Aktion, an der Spitze einer kleinen Gruppe, die hastete, alle in einer Reihe hintereinander, über das Kopfsteinpflaster der Mostowa bergauf, denn da, wo die Stara auf die Mostowa trifft, sind wir aneinander vorbeigelaufen, und er hat uns entweder nicht gesehen, aber das spielte sowieso überhaupt keine Rolle, so sehr war er, waren sie damit beschäftigt, wo sie hingingen. Ich weiss eigentlich gar nicht, ob ich ihn im August da auf der Mostowa zweimal getroffen habe oder ob das erste Mal an der Ecke Chlodna und Żelazna war, als ich an diesem Samstag von Irena nach Hause ging. Wahrscheinlich war es in der Rybaki (diese beiden Male, nacheinander). Denn sonst würden sie mir nicht so durcheinandergeschritten, die Leute in der Reihe, seine Uniform, und diese Pfadfinderchen in Uniformen. Aber darauf kommt's jetzt nicht an. Dem Gefühl nach war das später, dass Swen und ich Teik getroffen haben, also davon später.

Noch etwas – über diesen Spaziergang, der mich irgendwie in der Stimmung an 1939 erinnert hat, es war auch ein Sommer, und es hatte auch so was an sich von Feierlichkeit und Niederlage. Aber ich wollte ja was über die Długa sagen. Denn die Długa war die wichtigste Strasse in diesem Stück von Warschau. Übrigens auch die breiteste.

Und die schönste. Jedenfalls damals. Dort nun befanden sich, wie ich damals hörte, die wichtigsten Quartiere und sogar die Führung der AL. Ich habe schon erwähnt, dass die Długa zwischen dem Krasiński-Platz und der Fretastraße zwei Fahrbahnen hatte. Und zwischen diesen Fahrbahnen lagen zwei oder drei kleine Grünflächen hintereinander. Das gab der Straße noch mehr Eleganz. Etwas Boulevardartiges. Da war auch noch etwas mit Gras. Lautsprecher tönerten von beiden Seiten der Straße. Und redeten. Flaggen hingen in jedem Tor. Auf den Baikonen, diesen schmiedeeisernen, sassen Haufen von Menschen. Das weiss ich noch. Und ich weiss noch, wie sich ein elegantes Auto mit der polnischen Nationalstandarte durch die Menschenmenge hindurchdrängte.

Abends in unserem Keller, nicht in unserer Ecke, sondern in ihrem eigenen Winkel – einer Pritsche an der Wand neben der Säule eines anderen Teils – waren Henka und Jadzka... Jadzka las Swen und mir auf ihrer Pritsche aus den Karten. Sie prophezeite sogar ein paar Sachen, die gar nicht so übel waren. Was das Leben betraf.

Was sonst noch? Gebete. Bestimmt hielt Swen sie damals schon ab. Nein. Noch nicht. Wirklich. Noch war es eine Frau. Swen erst zwei, drei Tage später. Er sagte sie auf. Er las laut aus den Blättchen vor (sofort geh ich selbst dazu über, zu dieser gleichförmigen Liturgie), dazu stellte er sich immer in die Mitte, in den Hauptdurchgang des Mittelschiffs, ja soweit hatten wir es schon mit unserem Vergleich gebracht, aber ganz richtig so, denn der Keller war dreischiffig. Er hielt sich immer rechts vom Eingang dieses Durchgangs, nah an der Pritsche und nah an dem Pfeiler, aber vielleicht schreibe ich das nur, weil ich mir das einbilde. Zwei Frauen nahmen vom Altar zwei Kerzen zur Beleuchtung für die neuesten Nachrichten. Nicht nur einmal am Tag. Wie mit dem Beten. Morgens und abends. Mindestens. Die Frauen

nahmen also die Kerzen vom Altar. Zündeten sie an. Und wie zur Lesung des Evangeliums traten sie an Swen heran und stellten sich zu seinen beiden Seiten auf. Diakonissinnen. Ich war Subdiakon oder Küster. Der Rest unserer Familie sass ganz nah bei uns auf den Pritschen. Swen selbst stand genau in der Mitte von uns und der dichtgedrängten Menge, die in den vorderen Reihen sass und hockte und weiter hinten stand. Aber immer angestrengt zuhörend. Was Neues berichtet wurde. Denn das war wichtig. Dann wurde alles ganz still. Schon gleich am Anfang. So war es wirklich ganz fromm. Eine Lesung. Die Blätter oder Bögen der Zeitung waren unterschiedlich: verschieden gross, von verschiedenen Redaktionen herausgegeben und entweder von der AK, der AL oder dem KB. Beim Lesen gab es sogleich massenweise lange Gesichter, Klagen, Händeringen oder Freudenausbrüche.

Weiter – bei einer Reihe von Tagen wird mir einiges durcheinandergehen. Bis zum 15. August. Am 12. allerdings – denn da ist mir wieder eingefallen, was passiert ist – war etwas los. Und am 13. auch. Und zwar etwas, das bekannt ist. Bis heute. Und was mir wieder eingefallen ist: ein Strassenbahner mit seiner Geliebten auf der Pritsche neben der uns gegenüber, auf der Pritsche fast neben dem Fass. Denn irgendwie waren sie auch an der Tür, an diesem unvollendeten Ausgang zur Treppe, oder da neben dem Pfeiler, obwohl ich vor einer Weile noch meinte, sie wären an der Wand gewesen. Jedenfalls war es in unserer Nähe, in Hörweite. Sie hatten eine Karbidlampe. Und die zündeten sie an. Aber ich erinnere mich an sie meistens im Halbdunkel. So einem Betondunkel. Hinter-dem-Pfeiler- Dunkel. Vielleicht haben sie auch später den Platz gewechselt. Aber da waren sie auch in der Nähe. Oder alles war in diesem Halbdunkel. Bestimmt war es so. Sie galten als Ehepaar. Unverheiratet. Er war grobknochig. Hatte

eine dunkelblaue Uniform an. Strassenbahnmässig. Sie – an sie erinnere ich mich grösstenteils von oben, an ihre zerzausten Haare, solche wogenden, wirren Haare vor dem Hintergrund der Karbidlampe. Sie war auch grobknochig. Sie trug ein Kostüm, oder eher ein Jackett. Graukariert oder Pepita. Mässig jung, ein bisschen hübsch und nett, und sie liebten sich bei alledem. Wir freundeten uns etwas mit ihnen an. Oder vielmehr war es so: auf der einen Seite, der zum Altar, freundeten wir uns mit den Ad.s an, und auf der anderen Seite, der zum Fass und zum Ausgang, mit den Strassenbahnern.

Ich gehe jetzt aber erst mal wieder zum 7. August zurück, immer noch der erste Tag in der Altstadt. Was ich da noch erfahren habe. Gleich am Anfang. Dass das mit dem Schwimmen durch die Weichsel überhaupt... Aber das habe ich nicht gleich gefragt, denn ich habe mich etwas geniert und habe gleich gemerkt, dass ich sowas nicht sofort fragen konnte. Sobald ich mich aber getraut hatte, dazu auch noch nur so mit halblauter Stimme, winkte Swen mit der Hand ab und lachte auf:

- Wa-a-as? Geh doch hin und sieh selbst... Das ganze Ufer ist abgesperrt, Panzer fahren da rum und nachts sind die Ufer und die Weichsel von allen Seiten mit Scheinwerfern beleuchtet.

Natürlich hat mich das sofort überzeugt, denn schon der erste Augenblick, als ich meinen Fuss auf dieses Gelände und in diesen Bunker gesetzt hatte, hatte mich überzeugt. Jadzka und Henka hatten es auch gehört. Und genauso wie ich zuckten sie mit den Schultern. Das waren solche blinden Instinkte. Einmal wollte man hierhin. Dann dahin. In Wola war es die Angst vor den Erschiessungen und dem Verbrennen auf den Haufen. Also wollte der Mensch durch irgendein Wunder dieser Hölle entkommen. Aber hier schoss ihm direkt wieder etwas anderes in den Kopf.

Eine neue Laune. Wieder von vorne. Und ich weiss, so wie ich mich und jeden durchschnittlichen Warschauer kenne, würde ich sofort nach der wundersamen Rettung wieder aus dem Vorort von Warschau in diese Hölle zurückkehren wollen. Damals, 1939, hatten meine Eltern mit mir eine Landpartie bis nach Zdolbunow gemacht, so dass ich ab dem 5. September nicht mehr in Warschau war, und ich konnte es nicht verwinden, dass mir der ganze September in Warschau entgangen war. Und wenn sie mir erzählten, was passiert war, und sich an den Kopf fassten, und dann der 23., 24., 25. September – besonders um diese Tage ging es mir. Die ganze Okkupationszeit hindurch tat es mir schrecklich leid, dass ich am 25. September, bei dem berühmten Bombardement von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends nicht dagewesen war. Damals als Nanka mit Sabina und Michal in der Parterrewohnung bei Olek (Olek war der Bruder von Zosia Romanowska, die an der Grochowa umgekommen war) an der Ecke Ogrodowa und Wronia gewesen war. Nanka hatte die ganze Zeit – wie Sabina uns erzählt hat – dagesessen, ohne sich zu rühren, zusammengekrümmt, die Hand auf die Leber gepresst. Nun, jetzt hatte ich, was ich wollte. Und jetzt wollte ich weglaufen. Aber wenn ich wegelaufen wäre, würde es mir wie gesagt wieder leid getan haben, dass ich das nicht erlebt hatte, was ich erleben sollte. Deshalb tun mir auch die so leid, die bei den Bombenangriffen umgekommen sind. Weil sie nicht diesen Spass am Überleben hatten. Andererseits geht's ja genau darum. Dass man vielleicht auch nicht überlebt. Aber lassen wir jetzt mal diese Erörterungen. Davon wird's noch mehr geben. Nicht deshalb, weil mir jetzt auf einmal die Laune danach steht. Aber sie gehörten einfach zum Stoff des damaligen Lebens dazu. Vorstellungen über das, was im nächsten Augenblick sein konnte oder bestimmt sein würde, nahmen wahr-

scheinlich die Hälfte des Denkens ein. Der Rest wurde auf die Erledigung der verschiedenen alltäglichen Angelegenheiten verwendet, essens-, schlafens-, zudeckmässig. Es war Sommer und heiss, das bot also keine besonderen Probleme, denn man hatte ja so gut wie nichts, lief herum in ziemlich abgenutzter Kleidung, mit durchgewetzten Knien an den Hosenbeinen, in löchrigen Halbschuhen, Sommerschuhen, was blieb waren die aktuellen Probleme, die existentiellen, die unter die Haut gingen, und schliesslich diese Gefahr von der Weichsel her und, noch schlimmer, von oben. Der Rest war mit Erinnerungen vollgestopft. Es ist schwer, da von «Erinnerungen» im wörtlichen Sinn zu sprechen. Denn es waren auch die vom Vortag. Und von der letzten Stunde. Und die aus Wola und frisch von der Mostowa. Das alles ratterte durcheinander. Immer im Kreis. Zusammen mit diesen Möglichkeiten, den Gedanken an das, was sein könnte. Vor dem Hintergrund dessen, was sich ereignete. Und eine Lücke zum Schwatzen und Reden musste ja auch noch da sein. Und zwar eine grosse. Nur dass sich das Reden dann um eben diese Themen drehte. Hauptsächlich.

Und noch was erfuhr ich, nämlich. Dass Celinka – Swen musste furchtbar lachen, als er mir das erzählte – jeden Tag zur Miodowa zur Arbeit ging. Zum Gesundheitsamt. Ihre Abteilung war ja in Parysów gewesen. Jetzt ging sie mit einer Freundin, die sie hier getroffen hatte, in die hiesige Abteilung. Swen ging nicht. Und dann:

- Nun, und da sollten sie jeden Tag gehen und verwalten, und heute sind sie gegangen, und die Abteilung war nicht mehr da. – Hier schüttete sich Swen aus vor Lachen und klopfte sich auf die Schenkel. Ich auch. Und Celinka auch.

- Da hat es sich ausverwaltet.

Während dieser ersten Tage gingen wir zur Ecke Mostowa und

Stara, oder vielmehr hinter diese Ecke, auf die Stara selbst, zum Mittagessen, umsonst, bei den Schwestern. Was für welche das waren, weiss ich nicht mehr. Die Stara führte von der Mostowa aus den Abhang entlang, grösstenteils durch den höheren und nicht den tieferen Teil, führte sie immer höher, bis zur Neustadt, genau zum Markt. Diese Ordensschwester mit unserer Freiküche waren gegenüber der Rückseite der Dominikaner. Obwohl die Gärten der Dominikaner bis zu den Rybaki hinuntergingen. Ihr Grundstück ging nämlich, von der Stara geteilt und wohl auch vom Besitz dieser Ordensschwester, den Abhang hinunter bis ganz nach unten an die Rybaki, und es war von der Rybaki durch eine alte, ganz altertümliche Mauer getrennt, weiss, mit einem Tor, über dem eine Monstranz abgebildet war, aber aus Metall (wie echt), das Symbol des heiligen Jacek Odrow^z, unseres polnischen Mittelalter- und Altstadtheiligen, Dominikaner und Patron der Kirche der Dominikaner, eben des Heiligen Jacek. Das ist die an der Einmündung der Długa, auf der der Turmhelm so grün gegläht hatte. Also diese Mauer (weiss, dick und weiss!): wenn man links von dem Abhang von der Mostowa über die Rybaki zu Swen ging, dann fing sie kurz hinter der Ecke, hinter einem mehrstöckigen Haus und noch einem Hof an, dann war da sofort das Tor mit der Monstranz in so einer Lücke des Bürgersteigs, da waren nämlich keine Trottoirplatten, sondern Kopfsteinpflaster, so ein kleines Dreieck genau wie das gegenüber, hinter dem Pulverlager, wo morgens früh die Kinder auf dem Gras gespielt hatten, denn hier wuchs bestimmt auch Gras, ich glaube, ich erinnere mich sogar noch daran, dass unter dieser Dominikanermonstranz ein zöpfchenartiges Gras wuchs, mit Blättchen auf gebogenen Stengeln und wohl auch Kamille, gewöhnliche Kamille, niedrige, wie sie gern zwischen dem Kopfsteinpflaster wächst. Der Garten, denn da war ein Garten mit Gemüse und

Obst, zur Ernährung der Dominikaner und ihrer Zöglinge und Schützlinge, die sie hatten, dieser Garten also ging in die Länge und die Breite und man konnte sehen, wie er von unten nach oben anstieg. Und weiter in Richtung Koscielna grenzte er an die Wohnhäuser der Rybaki und an einen anderen Garten, auch am Abhang und auch mit Essbarem – dem der Sakramentinnen. Davon wird übrigens noch öfter die Rede sein. Und ausführlicher. Denn genau diese Gegend wird später ganz wichtig.

Aus unterschiedlichen Gründen. Auf der Stara stand man also bei diesen Ordensschwwestern für die erwähnten Süppchen an; wenn ich hier Süppchen sage, dann ist das ganz und gar nicht verächtlich gemeint, denn das war damals wirklich ein Luxus, und es war sehr grosszügig, Suppe zu verteilen, dazu noch so eine kräftige und gute. Man stellte sich mit den Näpfen von der Strasse auf diesem Treppchen an, das zu ihrem roten kleinen Häuschen führte. Dem gegenüber der weissen Dominikaner. Dem Kloster. Diesem mächtigen, barocken, das schon hoch auf dem Hang stand, fast an der Spitze. (Bei ihnen war alles weiss, diese Farbe hatten sie sich zu eigen gemacht. Sie tragen nämlich auch weisse Ordenstracht, allerdings mit etwas schwarz, und die polnischen Dominikaner binden sich noch eine dicke rote Schärpe um den Gürtel, das ist ihr Privileg, weil irgendwann einmal die Tataren in Sandomierz die polnischen Dominikaner abgeschlachtet haben, was an und für sich nicht besonders interessant ist, wenn man nicht diese Schaukästchen in der Kirche in Sandomierz gesehen hat, in denen die kürzlich ausgegrabenen Schädel dieser Dominikaner liegen, gespalten von Tatarenbeilen, in einem steckt sogar noch so ein Beil drin, das war so reingehauen, dass man es nicht wieder herausbekam.) Dieses Weisse ist so besonders in Erinne-

rung geblieben, weil es heiss war, August, na und dieser Rauch oder manchmal der weisse Himmel, vom Rauch und von der Glut, und dann war auch das Pulverlager weiss und die Sakramentinnen waren weiss, das heisst, ihre Kirche, die man auch von unten da hoch oben stehen sah, die mit der hellblauen Kuppel, die wiederum dabei so aussah, als ginge sie in den Himmel über. Und dazu gab es ja noch die Pauliner (die Pauliner gibt es jetzt im 20. Jahrhundert nur in Polen). Die Pauliner sind auch ganz weiss gekleidet – ihre Kirche musste allerdings ohne sie auskommen, denn im 19. Jahrhundert hatte der Zar die Pauliner, Dominikaner und Bennoniten abgezogen, die hinter den Sakramentinnen in der Neustadt gewesen waren und hatte ihre Kirche zur Messerfabrik Bienkowski gemacht (das heisst, er hatte die Erlaubnis dazu gegeben, und so blieb es dann auch bis zum Aufstand, aber davon später, denn das spielte auch eine Rolle für die Aktionen). Aber ein paar Vorsteher dieser Orden waren bestimmt da. Sowohl vom Heiligen Jacek als auch von den Paulinern, die hatten ihre Kirche gegenüber den Dominikanern, so dass die Fassade auf die Nowomiejska hinausging und auf die Einmündung der Mostowa in die Nowomiejska, genauso wie die Dominikaner, wie ich ja schon erwähnt habe, gegenüber der Einmündung der Długa waren. Nur dass die Pauliner zwei Türme hatten, barocke, die nicht abgebrannt sind, die erhalten geblieben sind, und eine doppelzügige Treppe, die hinauf zum Hauptportal führte. Vor dem Hintergrund von diesem ganzen Gelb, wie das nun mal bei dieser Art von Verputzgelb ist, stand die Muttergottes zwischen zwei Laternen. Und das alles war von unten zu sehen, von der Ecke Mostowa und Rybaki, und diese Muttergottes stand ganz am Ende dieser langlangen Windungen, steil und über viele Pflastersteine bergauf. Dabei will ich auch erwähnen, dass die Mostowa noch eine Ver-

längerung bis an die Weichsel hat. Sie heisst nur anders. Bolescstrasse. Die linke Seite der Bolesc, vom Abhang aus gesehen, war hauptsächlich die Seitenwand des Pulverlagers. Die Bolesc führte bis zum Danziger Ufer, das ist heute noch genauso, und ist damals und überhaupt seit Hunderten von Jahren so gewesen, irgendwann war sie sogar mal bedeutend, als die Brücke – damals noch so eine niedrige, pontonartige – nicht von der Bednarska, sondern von der Mostowa ausging. Und wenn man über die Brücke nach Praga hinüberging, dann waren da ausser den Bäumen, die im Aufstand schon riesig waren, die aber früher vielleicht mal klein gewesen waren, also ausser den Bäumen war dann gleich dahinter das Zentrum von Praga. Mit dem Rathaus. Deshalb da auch Rathausstrasse – die Ratuszowa. Wie eine Verlängerung der Mostowa über die Weichsel. Und die Muttergottes von Loretto. Barock. Sogenannte Kirche in der Kirche. Ich rede hier vielleicht viel von diesen alten Resten. Aber sie waren wichtig. Denn sie sind mit uns umgekommen. Praga konnte man sehen. Der Abhang mit allem, was ich erwähnt habe, war über uns. Und das mit der Heiligkeit – das ist auch nicht so abwegig. Die Altstadt war auch der Sitz der AL. Und der Ort, wo sich Heiligkeit und Geistlichkeit ballten. Und ich schreibe davon voll Sympathie. Denn über diese Geistlichkeit lässt sich viel Gutes sagen. Mit diesen Süppchen hat es eigentlich angefangen. Da war ich schon erstaunt. Dass sie nicht nur nicht ablehnen, sondern sogar noch selbst dazu anhalten. Dass man essen soll, was sie geben. Das Anstehen ging ziemlich schnell. Das Stehen an sich war nur kurz. Ohne Ungeduld. So wie überall damals. Ohne Ungeduld. Man war ja auch in Gesellschaft. Der Familie, von Freunden oder ganz neuen Bekannten. Man redete sofort miteinander. Alle waren Bekannte. Freunde. Und es war sogar nett. In meiner Erinnerung. Nur immer diese Flieger. Dann rannte man irgendwo in den Schatten. Und danach

stand man wieder vor dieser Treppe an. Mit dem Geschirr. Denn ich weiss noch, dass wir etwas bei uns hatten, das leicht war und schepperte. Gegessen wurde wohl an Ort und Stelle, da gleich auf dem Kopfsteinpflaster, im Rinnstein. Wie lange hat es gedauert? Wohl auch nicht so lange. Dass man täglich dorthin ging. Das heisst, diese armen Ordensschwesterchen haben immer weiter gekocht. Was ich sagen will ist, auf einmal war's mit ihnen so, wie mit dem Amt auf der Miodowa. Und wie mit allem. Jedenfalls war so um den 13. August rum Schluss mit den Süsschen. Und überhaupt war das Herumstehen auf der Stara, mit dem Ausblick, auf dem Abhang, überhaupt draussen, eigentlich nicht mehr möglich. Und jetzt fällt mir auch ein, dass ich dabei, bei diesem Suppenholen- gehen, wohl irgendwann nachmittags, Teik gesehen habe, gerade im Begriff, ganz eilig hinaufzusteigen, mit einer Gruppe von Leuten in Soldatenaufmachung im Schlepptau. Einmal war es also bei dem Laden. Und einmal bei der Suppe. Und das auf der Chłodna war wohl eine Täuschung gewesen.

Das alles kommt mir übrigens wie eine einzige Täuschung vor. Schrecklich abgetakelter Ausdruck. Aber für mich der Einzige, der passt. Zu dem, was man damals empfand. Denn auch ohne dass man unbedingt Dichter war, ging einem allerhand im Kopf herum. Auch wenn ich so wenig über die Empfindungen schreibe. Und alles in gewöhnlicher Sprache. Als wäre nichts gewesen. Oder fast gar nicht in mich gehe, als wäre ich nur ganz oberflächlich. Dann nur deshalb, weil es anders nicht geht. So fühlte man sich ja auch. Und überhaupt ist das die einzige Methode, nicht so eine künstlich ausgetüfelte, sondern die einzige eigentlich natürliche. Zur Vermittlung von alledem. Zwanzig Jahre lang habe ich nicht darüber schreiben können. Obwohl ich so sehr wollte. Und

ich habe erzählt. Über den Aufstand. So vielen Leuten. Allen möglichen. So und so oft. Und immerzu habe ich gedacht, dass ich diesen Aufstand beschreiben müsste, aber eben wirklich *beschreiben*. Und ich habe doch selbst nicht gewusst, dass genau dieses Reden zwanzig Jahre lang – dennichrede ja schon zwanzig Jahre davon, weil es das grösste Erlebnis meines Lebens ist, und so in sich geschlossen –, dass genau dieses Reden, diese Methode einzig und allein zur Beschreibung des Aufstands geeignet ist.

Zurück zur Handlung. Um den 13. August. Bomben fielen. Auf die Altstadt. Da auf die Miodowa natürlich noch früher. Aber in diesen Tagen war die Miodowa noch nicht so eindeutig in die Altstadt einbezogen, solange sie nicht zusammen mit der Altstadt vom Rest Warschaus so ganz und gar abgeschnitten war, so wie auch die ganze Długa, und sogar die Bietanska und die Przejazdstrasse – das alles war die Altstadt. Keiner nannte es anders. Und das wirkt sich heute noch aus. Insofern als die Altstadt bis dahin reicht. Ich werde später noch andere Beispiele für solche topographischen Bezeichnungen geben. Die Bomben fielen ja genauso auf Muranów. Das von der Bonifraterska bis zur Weichsel. Das heisst – das neben der Altstadt, genauer gesagt neben der Neustadt. Und das nannte man dann auf einmal auch «Altstadt». Und das ist es bis heute geblieben. Oder Neustadt. Und hier geht mir nichts durcheinander, denn die Neustadt ist ein Teil von der Altstadt. Muranów wurde also auch bombardiert, die Zakroczymska, und die Bomben trafen einen riesigen Benzinbehälter. Es gab einen ungeheuerlichen Knall. Soundsoviele kamen um. Allerdings galt das noch als Muranówer Unfall. Für uns. Ich weiss noch, dass in der Altstadt die ersten Bomben genau auf die Ecke Mostowa und Nowomiejska krachten. Da wo heute – das glaube ich jedenfalls – die Milchbar «Nowomiejski» ist. Zwi-

schen den Mauern und der Mostowa. Den Mauern, die heute dort stehen. Denn damals gab es auf dieser Seite, an der Mostowa und der Nowomiejska zur Weichsel hin keine Mauern. Die brachen einfach ab an der Nowomiejska. Es gab damals ja nicht den Barbakan. Denn der war doch in den Danziger Keller eingemauert. In das grosse Mietshaus, das so hiess. Irgendwo schlugen also die Bomben ein, in dieses Haus gegenüber dem Laden oder in das mit dem Laden selbst, dieser eine einzige Laden, den es gab und in dem wir am ersten Tag irgendwas gekauft hatten. Und da hab ich dann begriffen, dass es angefangen hatte. Dass man sich jetzt auf nichts mehr verlassen konnte. Nicht auf einen halben Tag Ruhe mehr. Dass meine Altstadtferien jetzt vorüber waren. Die Tatsache, dass es jetzt losgegangen war, die machte den Unterschied. Dass es keine Vorahnung mehr war. Dass es jetzt da war. Und als wir dann auf die Stara kamen, da war da auf einmal so ein Haufen roter Ziegel, Staub und nur eine einzelne Treppe. Vielleicht waren da auch schon die ersten Bomben auf die Sakramentinnen gefallen. Vielleicht brannten sie da schon. Denn sie haben bis zum Schluss gebrannt. Der Reihe nach, wie es gerade kam. Die Dominikaner hatten wohl auch was abbekommen.

Auf der Weichsel gondelte ein Kanonenboot und ballerte. Und drüben auf dem Ufer, da sassen wohl die Deutschen mit ihren Ferngläsern in diesen hohen Bäumen. Sie sahen und hörten alles, hiess es.

Über das Danziger Ufer fegten die Panzer und stiessen ab und zu bis in die Koscielna vor, zu der ersten Barrikade. Genau weiss ich nicht mehr, wie es mit diesen Panzern war. Denn damals war schon dieser Spruch in Mode gekommen, mit dem man sich Angst machte:

- Still! Ein Panzer hinter der Wand!

Und der ganze Bunker wiederholte dann:

- Still... ein Panzer hinter der Wand.

Selbst dem Mann mit der roten Armbinde machte es Spass, das laut zu sagen.

Swen musste schrecklich darüber lachen. Aber da hinter der Wand war ein paarmal wirklich ein Panzer. Denn einmal, ich schau gerade raus, und da oben in dem roten Fensterchen von so einem kleinen Keller ist einer von den Aufständlern mit einer Benzinflasche, in der Hocke, geduckt, und wartet. Das war allerdings erst später.

Was passierte also in diesen ersten vier, fünf Tagen auf der Rybaki? Sonst noch?

Die Kürbisexpedition. Das war wohl damals schon. Auf den Hof. Das heisst, nach diesen zwei, drei Tagen war alles schon so anders, dass ein solcher Ausflug – im Trab raus auf den Hof, zwei Kürbisse abreissen und wieder zurück ins Treppenhaus stürzen – ein ziemliches Risiko war. Die Kürbisse schnitten wir sofort in Streifen und assen sie mit der ganzen sogenannten Familie auf. Mit dem Essen wurde es schon schlecht. Jetzt, bei der Verrammung eines Stadtteils nach dem anderen zu Festungen, für wie viele konnte es reichen? Und ausserdem, wie sollte man denn graben, wenn überall die Granaten und Bomben runterregneten? Vorläufig lebte die Altstadt und der Teil von Muranów mit der Stawkistrasse, das heisst mit den Magazinen auf der Stawki, nur von den Vorräten aus diesen Magazinen. Dauernd gab es Kämpfe darum, dass sie in unserer Hand blieben. So wie das Elektrizitätswerk in Powiśle. Die Wasserleitungen haben wir schneller verloren. Das war die erste Katastrophe: kein Wasser mehr. Dann die zweite: wir verloren das Elektrizitätswerk: kein Licht mehr. Die dritte – die betraf nur die Altstadt: der Verlust der Stawkistrasse, und das hiess Hungern. Damals haben die Sakramentinnen, noch gerettet, wen sie konnten. Aber davon später.

Aber wie war es überhaupt? Wola, das wissen wir schon, war gefallen. Mokotów hielt sich noch. Żoliborz auch Czerniaków.

Powiśle. Der Grossteil der Innenstadt. Natürlich nicht buchstäblich ganz Mokotów oder ganz Żoliborz oder Czerniaków. Das war es ja gerade, dass es nicht ganz war. Dass – oberirdisch – die Verbindung immer schwieriger wurde. Bald hörten wir zum ersten Mal davon, dass es eine Verbindung mit Czerniaków, Żoliborz und Mokotów gab, aber nur durch die Kanäle. Nach Czerniaków, so hiess es, musste man allerdings ein Stück auf den Knien rutschen. Die Verbindung mit Żoliborz wurde durch den Abwasserkanal – ich glaube auf der Krasieński-Strasse – erschwert, ausserdem hatten die Nazis ein paarmal Einstiege entdeckt, und dann warfen sie Granaten hinunter, oder (das weiss ich aus Filmen) sie spannten Stacheldraht über den ganzen Ausstieg, und an diesem Draht hingen Granaten.

Trotzdem blieb die Verbindung die ganze Zeit bestehen. (Oben kam man ja auch um. Wo war da der Unterschied!) Die Kuriere waren fast ausschliesslich Mädchen oder kleine Jungen. Mit Powiśle bestand noch lange eine oberirdische Verbindung, das heisst, von der Innenstadt nach Powiśle. Und mit der Innenstadt hatten wir vorerst auch noch eine oberirdische Verbindung. Allerdings eine schwer problematische. Die uns wohl teuer zu stehen gekommen ist.

Und was machte man im Bunker?

Man redete. Man lag. Manchmal ging ich den Korridor entlang zu dem mittleren Keller, dem an dem Ausstieg, wo die Sonne von oben hereinschien, und da sass ich und schrieb. Es gab viele Gebete, an denen man teilnahm. Damals war ich in irgendeiner Weise noch gläubig. Man wartete auf die Blättchen. Sie kamen mehrere Male am Tag. Denn es gab viele Druckereien. Von der AK. Der AL. Der PAL. Ich weiss nicht, ob die KB auch eine hatte. Die rechten kamen ja auch raus (die «Warszawianka» zum

Beispiel). Wir machten damals noch nicht die nötigen Unterschiede. Polnisch war polnisch, meinten wir. In der Altstadt übrigens gab es diese Faschistoiden wohl nicht. Hier gab es AK und AL. Die respektierten sich gegenseitig. Und die Leute respektierten beide. Nach gewissen anfänglichen Vorbehalten, wie ich mich erinnere, gewöhnten sie sich einfach aneinander. Und es herrschte Eintracht.

Noch mal zu unseren Beschäftigungen. Wir fingen an spazierenzugehen. Swen und ich. Der Spaziergang bestand darin, dass wir untergehakt der Reihe nach durch alle Keller unserer Blocks gingen. Ganz am Ende von unserem Block B war ein Tunnel. Ganz lang. Betoniert. Unter dem Hof. Unter diesen Kartoffeln und Kürbissen. Und manchmal gingen wir durch diesen Tunnel zu einem Rundgang in einem anderen Bunker – dem unter Block A. Der Genauigkeit wegen muss man hinzufügen (später wird es nicht nur um Genauigkeit gehen, sondern auch um das Leben in dieser Topographie), dass zu unserem Block B noch zwei seitliche Blocks gehörten, kleinere, die mit unserem zusammen eine Einheit bildeten, wobei allerdings einer dieser Seitenblocks einen eigenen kleinen dreieckigen Hof hatte. Da konnte man also auch herumgehen. Die Spaziergänge dauerten lange. Denn in jedem Keller waren viele Leute. In den Gängen und Gängelchen auch. Und dann gab es auf dem Weg noch kleine Keller. Ohne Türen. Solche offenen Verschlüsse. In einem davon hatten wir neue Bekannte. Ein junges Ehepaar. Man besuchte sie, um zu klatschen und tratschen und um der Grille zuzuhören. Denn die sass bei ihnen an der Wand. Es gab übrigens noch mehr Grillen. Aber die hier war am lautesten. In einem der weiter entfernten Keller, dem grossen, trafen wir Leonard wieder, einen Bekannten. Er sass meistens auf irgendwelchen Bündeln, wohl gar nicht seinen eigenen. Denn er war

allein. Oder sass er auf Ziegelsteinen? Ganz mager. Mit Brille. Und er hatte einen weissen Mantel bei sich. Richtig. Leonard wohnte in der Rybakistrasse. Wohl Nummer 23. In dem viergeschossigen Mietshaus, das auf der anderen Seite der Rybaki war, nicht auf unserer. Der am Abhang. Über dieses Haus, das übrigens noch stand (Leonard war also entweder früher hierher gekommen, weil es ein sicherer Platz war, wir waren ja schliesslich aus Stahlbeton, oder ich greife den Tatsachen hier um mindestens eine Woche vor), über dieses Haus also werde ich später noch schreiben. Denn durch dieses Mietshaus, ein zweistöckiges, führte die Route zur Neustadt, anfangs eine von zweien in der gesamten Altstadt, dann bis zum Schluss die einzige. Leonard hat bestimmt oft bei uns vorbeigeschaut. Aber meistens erinnere ich mich an ihn, wie er da in dem Keller sitzt. In dem grellen Glühbirnenlicht. Vielleicht kam es mir damals auch nur so grell vor. Wegen all dem Dunkel. Unter der Erde. Vor diesen roten Wänden. Denn die Wände darin waren ganz schrecklich rot. Eigentlich genauso wie bei uns. Nur dass sie keine Betonpfeiler hatten. Bei den letzten Begegnungen war Leonard irgendwie sehr traurig. So ratlos. Wo er hingehen sollte. Als sein Haus schon nicht mehr stand. Er überlegte, so wie wir auch, ob er nicht hoch zu den Sakramentinnen gehen sollte. Irgendwann hat er uns dann schliesslich gesagt, dass er jetzt dorthin gehen würde. Glaube ich. Bei unserem letzten Spaziergang haben wir ihn schon nicht mehr getroffen. Später war sowieso nichts mehr mit treffen. Erst nach dem Krieg und nach der Rückkehr nach Warschau erfuhren wir, dass er das gemacht hatte. Dass er zu den Sakramentinnen gegangen war. Und dass er dort mit den anderen Leuten verschüttet wurde. Später, so um 46, erzählte wieder einer, dass er bei den Sakramentinnen verschüttet gewesen war, aber den Zugang zum Fenster gefunden und sich herausgearbeitet hatte und dann wohl

weggegangen war. Aber dann sagte später wieder jemand, dass das sicher nicht stimmte. Zumal weder wir noch andere aus dem Aufstand Leonard jemals wiedergesehen haben. Es hat nicht einmal einer nach dem Aufstand davon gehört, dass er noch lebt.

Im Tunnel hatten sich Leute eingeknistert, obwohl dort der meiste Betrieb und auch – zuweilen jedenfalls – Durchzug war. Schrecklicher Durchzug zu jeder Tages- und Nachtzeit, ungeachtet der Hitze. So sehr, dass es am Ende kalt wurde. Einmal, es war in der Zeit der schrecklichen Bombenangriffe auf unsere Blocks, streiften wir durch die Keller, und in einem blinden, dummen Instinkt zog es uns in Richtung Block A. Durch den Tunnel. Natürlich. Mit der ganzen Familie und sämtlichen Bündeln. Denn zuvor hatten wir auf einem dieser Spaziergänge eine entfernte Verwandte von mir wiedergesehen – Tante Trocinska, die Schwägerin von Tante Jozia. Ich hätte sie vielleicht gar nicht erkannt. Aber sie zupfte mich am Ärmel und war ganz erfreut. Sie hatte während der Okkupation im Block A gewohnt. Sie war hier also unter ihrem eigenen Zuhause. Im Überdruß von ihren ersten Unterschlupfen war sie hier in den Tunnel gezogen. Sie war allein. Nur ein paar Sachen hatte sie da. Ich weiß noch, dass sie gleich an der Tür wohnte, der vom Block A. Sie überredete uns, auch dorthin zu ziehen. Swen und ich beeilten uns, zum Familienlager zurückzukommen, in den Ursprungskeller. Und am Abend, bestimmt schon spät, fast schon in der Nacht, zog die ganze Familie, wir an der Spitze, ganz bereitwillig mit Sack und Pack in den Tunnel, an die Wand neben der Tür, wo die Tante Trocinska war. Damals waren noch wenig Leute im Tunnel. Nur dieser Durchzug, die Türenknallerei, das Durchgehete mit Bündeln, ohne Bündel, schnell und noch schneller, denn von Langsamkeit konnte im Aufstand wirklich keine Rede sein. Es war noch in der gleichen

Nacht, da quartierten sich schon viel mehr Leute neben uns an der Wand ein. Am Morgen war der Tunnel schon verstopft. Wir haben da bestimmt nicht länger als eineinhalb Tage abgessen. Vielleicht nicht mal das. Es waren nicht die Leute, die uns den Platz vergrault haben. Nur der Durchzug. Während der ersten Nacht waren wir schon fast erfroren. Und die zweite Nacht hat uns dann endgültig vertrieben. Und zwar gleich am Anfang. Es gab ja auch nicht richtig was zum Zudecken. Wozu auch so ein verrückter Luxus, es war doch Sommer? Und es wurde doch überall gestöhnt vor Hitze und Feuer? Ich wieder voraus.

Im Keller von Block A hatten wir einen Ingenieur kennengelernt. Später, als Swen schon Andachten bei uns am Altar abhielt, schrieben wir zu zweit im Team eine richtige Litanei.

Ich kann mich noch an diese Litanei erinnern:

*Von Bomben und Fliegern – verschone uns Herr, Von Panzern und Goliaths – verschone uns Herr, Von Schüssen und Granaten – verschone uns Herr, Von Minenwerfern – verschone uns Herr,
Von Feuer und lebendigem Verbrennen – verschone uns
Herr,*

*Von dem Erschiessen – verschone uns Herr,
Von der Verschüttung – verschone uns Herr...*

Die Litanei war ziemlich lang. Wir sagten sie eines Abends auf. Laut. Das hat alle schrecklich ergriffen. Auch in den anderen Kellern sagten sie dann die Litanei auf. Ich weiss noch, wie wir sie dem Ingenieur abgeschrieben haben. Am Abend danach trafen wir den Ingenieur und er sagte uns:

- Wisst ihr, dass jetzt anderthalbtausend Leute in meinem Block eure Litanei aufsagen?

Wir waren nämlich damals mindestens 3'000 unter dieser Adresse. An eigentlichen Aufständischen waren 350 oder 300 da. Sie kamen mit der Zeit. So wie die Zivilisten auch. Aus anderen ausgebombten Häusern. So wie dieser Leonard.

Dass Swen die Andacht abhielt, hat weniger mit Frömmigkeit als mit Schauspielerei zu tun. Vorher waren diese Gebete etwas eintönig gewesen. Bei Swen wurden sie sofort interessanter. Und sinnvoller. Abgesehen von seiner Schauspielerei hatte Swen auch noch ein Gespür für die Dinge des Lebens, das heisst für die dringendsten Notwendigkeiten. Eines Abends, es war wohl an dem Tag, an dem sie sich in dem kleinen Bunker neben dem Eingang mit Äxten geprügelt hatten (sie haben sich übrigens nichts dabei getan), wandte sich Swen nach dem Gebet von dem Altar aus an alle und sagte:

- Bitte, Leute, jetzt schwören wir uns gegenseitig, dass wir uns nicht mehr streiten werden.

- Wir schwören... – wiederholte die Menge demütig.

Und das half sogar. Wenigstens für eine gewisse Zeit. Und dann sagte Swen es wieder. Und alle im Keller schworen es wieder einander voll Demut. Und dann half es wieder für eine gewisse Zeit. Es waren also nicht bloss leere Worte.

Aber nun wieder zurück zur Reihenfolge, in der die Dinge geschahen. Zu dem befreundeten Strassenbahnerpaar. Mit ihnen ist das Datum des 12. August verbunden.

Am 12. August machten sich, wie es jeden Tag üblich war, ein paar Leute aus unserem Keller auf, um irgendwas zu holen, Essen, Wasser, was weiss ich, zu irgendeiner Rettungsaktion, vielleicht zu den Barrikaden, und darunter war auch der Strassenbahner. An die Granaten hatte man sich inzwischen gewöhnt. An die Bombenangriffe. Von Praga aus. Von diesem Kanonenboot auf der Weichsel.

Und von dem Panzerzug auf den Geleisen am Danziger Bahnhof. Da waren die ganzen Angriffe noch nicht so häufig wie kurz darauf. Genau dieser 12. August war übrigens der Tag des Umbruchs. Am Nachmittag, als sie noch weg waren, da wurde plötzlich die ganze Altstadt von einer Reihe von Detonationen mit heftigen Luftwirbeln erschüttert. Das war etwas ganz Neues, wie ein Taifun. Es schien uns, als seien sämtliche oberen Stockwerke im unteren Teil der Altstadt in die Luft gegangen. Es hiess auch dann, dass alle Dächer abgefegt worden seien. Eine unbekannte Waffe. Für die einzelnen Waffenarten hatte man ein Gespür. Alle rannten raus, um nachzusehen. Sie kamen zurück mit dieser Geschichte von den abgefegten Dächern. Und dass es allgemein ganz schlecht aussah. Irgendein «V». Panik brach aus. Was jetzt? Aber nur kurz. Denn kurz darauf wiederholte sich das ganze. Bisher waren die Nächte am ruhigsten gewesen. Nachts gab es keine Flieger. Plötzliche Artillerieangriffe gab es. Und noch so dies und das. Wie die Panzer. Aber von da an setzte uns diese neue Waffe – ein Minenwerfer – noch zusätzlich zu, vor allem nachts und immer häufiger, soundsooft pro Nacht.

Es gab auch Flammenwerfer. Wir wussten nicht, wie sie aussahen. Weder die einen noch die anderen. Alles was man hörte, waren drei oder sechs Quietsch-Knirschlaute und gleich darauf die gleiche Anzahl Explosionen und Luftwirbel. Bei diesen Quietschern hiess es immer:

- Sie drehn eine «Orgel» auf.

Und gleich darauf kam dann sogar ein Witzgedicht über dieses Aufdrehen von den «Orgeln» auf, das haben wir sogar in einem der Blättchen gelesen. ,

Werfer – das war auch ein passender Name. Denn diese Luftstösse warfen die Mauern und uns um.

Aber zurück zu der Strassenbahnerin. Bis zum Abend wartete sie auf ihren Strassenbahner. Er kam nicht zurück.

In der Nacht schlief sie nicht. Sie weinte. Am Morgen war er nicht zurück. Wir trösteten sie. Und nach soundsoviel Stunden hörten wir dann auf, sie zu trösten. Denn wir wussten nicht mehr wie. Jetzt erscheint es mir nicht so sicher, dass das der 12. war. Aber so war es wohl. Denn der folgende Tag war der 13. Der berühmte Tag, an dem ein «Goliath» auf der Diugastrasse hochgegangen ist. Dann hab ich wohl doch recht. Noch vor dem «Goliath», also am 13., morgens oder vielleicht am Nachmittag, wandte sich die Strassenbahnerin an uns:

- Könnt ihr mir vielleicht helfen, Jungens, nach ihm zu suchen, in den Spitälern...

- Aber klar!

Und zu dritt – Swen, sie und ich – liefen wir in die Stadt.

Oder war's vielleicht doch der 14.? Denn der 13. war ein Sonntag. Wer von den Augenzeugen assoziiert mit der Explosion des «Goliath» einen Sonntag? Das ist doch ein Beweis.

Und dass ein kleines Stückchen Zeit auf einmal so lang erschien, das ist nicht verwunderlich. Jeden Tag hiess es:

- Heute schon der zwölfte Tag des Aufstands...

- Heute schon der dreizehnte Tag des Aufstands...

Und es schien, als hätten wir schon ganze Jahre hinter uns – und was vor uns? –, als sei es nie anders gewesen und würde nie anders sein, nur der Aufstand. Den man nicht mehr länger aushalten konnte. Keinen Tag konnte es so weiter gehen. Dann keine Nacht. Dann keine zwei Stunden. Dann keine fünfzehn Minuten. Ja. Unaufhörlich zählte man die Zeit. Man horchte in die Luft, tastete die Erde ab, zittert sie jetzt, zittert sie nicht, wo sind sie? diese Ostfront? irgendwo jenseits der Weichsel, aber wo? in Wisnie? in Piekolek? Man lauschte dem Radio oder denen, die Radio hörten, d.h. was im Westen los war. Da rückte auch (seit Juni) die

Front vor. Die französischen Städte wurden befreit. Die belgischen. Und wir? Waffen kamen. Abgeworfen. Kamen mehr als einmal. Erst die vom Westen. Die Alliierten. Vorwiegend Polen in den Flugzeugen. Vorwiegend oder ausschliesslich. Einer erzählte, dass ein ganzer Schwarm von Flugzeugen irgendwo aus Afrika oder England mit Waffen zum Abwurf für uns über den Alpen (glaube ich) in eine kalte Luftzone geraten war. Und allen waren die Motoren ausgegangen. Alle sind auf einmal abgestürzt. Einmal ist vor unseren Augen ein Flugzeug der Südafrikanischen Union abgestürzt. Auf Praga. Ein anderes ist auf der Miodowa runtergekommen. Bei der Einmündung auf den Krasinowski-Platz. Genau auf die Barrikade, wo auch schon eine Strassenbahn stand. Die Piloten haben sie herausbekommen. Ich sollte sie noch treffen, zufällig, genau an diesem 13. September. Polen waren das. Die auch. Aber vielleicht doch nicht aus diesem Flugzeug?

Auf der Długa, zwischen der Kiliński-Strasse und der Garnisonkirche, auf der Weichelseite natürlich, waren Spitäler auf die Keller verteilt. Damals gerade neu eingerichtet. Vor allem wegen des «Goliath». Wie mir neulich eine Bekannte erzählt hat, eine Lehrerin, die damals da war, am 13. September, diesem ungeklärten Sonntag, ist so am Abend, wohl kurz nach Sonnenuntergang aus der Fréta ein «Goliath», von den Deutschen losgeschickt, in die Świętojerska eingebogen. So ein kleiner Panzer. Eher ein Kampfwagen. Dass er losgeschickt war, hat man erst nicht gewusst. Er sah eher verlassen aus. Oder dagelassen. Und von den Polen erobert. Sofort stürzte die Menge mit Jubelrufen darauf zu. Sie führten ihre Errungenschaft aus. Und liefen daneben her. Aus der Fréta bogen sie dann in die Długa. Und irgendwo in der Nähe der Ecke Kilinski-Strasse (ausgangs), als die Euphorie ihren Höhepunkt erreichte, und die Balkone mit Menschen voll-

gestopft waren, da geschah die Katastrophe. Eine Zeituhr zündete den einfachen Mechanismus. Auf den Baikonen blieben ein paar Gestalten über den eisernen Geländern hängen. Die meisten Leichen, abgerissene Beine, Arme, Innereien und Kleidungssetzen lagen auf diesen kleinen Grünflächen in der Mitte der Strasse. Sofort wurden für die Nacht neue Spitäler eingerichtet. Meine Bekannte, die Lehrerin, hatte zwei Brüder, die waren im Untergrund aktiv. Einer, der ältere, kam bei einem Schusswechsel um. Der andere, ein kleiner Junge noch, war als Helfer dabei. Botengänge. So war das damals. Sie, das heisst, meine Bekannte und ihre Mutter (sie waren aus Wola geflüchtet), sassen im Keller, als der kleine Bruder auf der Długa war. Seine Schwester, diese Bekannte von mir, rannte hinaus. Suchte ihn. Nach der Explosion. Denn man hatte ihr erzählt, dass der Kleine dagewesen war. Und auf dieser Grünfläche da, im Gras, auf der nackten Erde, da fand sie ein Stück von seinem Bein mit einem kleinen Schuh. Irgend jemand behauptete damals, ihr kleiner Bruder sei noch am Leben und sei sicher da in diesem neuen Spital. Sie wollte rein. Aber sie haben sie nicht reingelassen. Denn sie mussten erst mal Ordnung machen. Am nächsten Tag wurden die Spitäler schon bombardiert. Irena P., die ich noch während des Aufstands in der Altstadt getroffen habe, hat mir erzählt (denn sie war damals gleich dort), dass sie mit Schaufeln die Innereien aufgesammelt haben.

Als wir mit der Strassenbahnerin da auf die Rybaki rannten, fragten wir erst im Spital Ecke Rybaki und Bolesc nach. Am Pulverlager. Denn da war ein Spital, im Erdgeschoss. Der Strassenbahner war nicht da. Sie sagten uns, wenn der Verletzte nicht von der Armee sei, dann sei er bestimmt irgendwo auf der Długa.

Die Rybaki sah schon anders aus als am Anfang. Alle paar Schritte Barrikaden aus Erde, Schienen, Pflaster und Trottoirplat-

ten, nur ein ganz schmaler Durchgang an der Mauer war frei. An den Mauern der alten Einfahrt und den beiden muschelförmigen Toren war die Farbe abgeblättert und abgestossen. Allmählich verloren die Häuser ihre normalen Merkmale. Die Höhe. Die Fasadensstruktur.

Von der Ecke Bolesc aus gingen wir ein Stück in unsere Richtung (Koscielna) zurück, denn gleich hier in der Biegung war eine Mauer, die die Grenze der Dominikanergärten bildete, die sich, wie erwähnt, von der Stara durchschnitten, bis hierher hinabzogen. In dieser Mauer, die vor ein paar Seiten schon einmal erwähnt worden ist, war das ebenfalls bereits erwähnte Tor, das mit der Monstranz, das den Anfang der Route bildete, dieser Altstadtroute, den Durchgang von der unteren Altstadt zur oberen. Direkt hinter dem Tor mit der Monstranz ging es links ab. Dann zum Müllkasten an der Querwand. Rauf auf den Schemel daneben. Vom Schemel auf den Müllkasten. Vom Müllkasten (so eine altmodische Kiste mit Klappe) durch das Loch in der Mauer. Und dann war man schon etwas höher, auf einem Hof, von dem aus ging es über ein Brett durch ein Fenster in irgendeine Wohnung, aus der Wohnung durch ein Loch in der Wand in was anderes Dunkles, das unten Parterre und in der Mitte Keller war. Da tastete man sich dann blind durch eine Menge. Sitzende, liegende, ja sogar verwundete Menschen. Die schrien:

- Oh, Jesus! Nicht treten!... Oh Jesus!

Von da aus durch gewundene Gänge im Dunkeln irgendwohin weiter hoch, auf einen Hof. Von dem Hof aus durch ein Tor. Auf die Mostowa. Hier hiess es schnell quer über die Strasse, geduckt hinter einer Barrikade. Über Kopfsteinpflaster. Von hier aus konnte man immer durch den Spalt des Ausgangs ein Stück vom blauen Himmel und die Weichsel sehen. Die Strasse ist abschüssig. Und diese Barrikade war bekannt für ihren Frontausblick. Oft

lagen Aufständische darauf und schossen hinüber zu dem Danziger Ufer und nach Praga. Vielleicht sogar auf diese legendären Bäume mit den Deutschen und ihren Fernrohren. Auf der anderen Seite der Mostowa (damals standen da Häuser) ging es durch ein Tor zum unteren Hof des Danziger Kellers. Aber vielleicht war das noch nicht der Danziger Keller, nur seine Nachbarschaft. Ein bisschen tiefer. Denn mir scheint, dass das älteste Spital von Warschau, das St.-Lazarus-Spital (ich kann mich an die abgebrannten Mauern erinnern, die standen immer noch, an die Verteidigungsmauern geklebt, als sie nach dem Krieg freigelegt wurden; die Ruine ist aber dann beseitigt worden), wohl genau gegenüber der Einmündung in die Mostowa gestanden hat, an diesem ersten, tiefer gelegenen Hof. Sofern da zwei Höfe waren. Und dass hinter diesem Zaun oder der Mauer, in jedem Fall hinter dem weit offenstehenden Holztor ein zweiter ähnlicher Hof war. Auch mit Kopfsteinpflaster. Und da erst war der Danziger Keller. Der Danziger Keller war schon immer als Haus berühmt gewesen. Meine Grossmutter hatte darin gewohnt. Und mein Vater hat so um 1905 als kleines Kind ganze Monate darin verbracht. Der Danziger Keller hatte vier Stockwerke von diesem Hof aus, dem mit dem Kopfsteinpflaster, auf dem immer graue Katzen sassen, das heisst, sie hatte vier Stockwerke von unten und zwei von oben, von der Fréta aus gesehen, also von vorne. Die Treppe war aus Holz. Da waren auch Katzen drauf. Daran kann ich mich noch aus der Zeit vor dem Krieg erinnern. Nur dass man damals noch nichts von den St.-Lazarusresten wusste (die sind übrigens auch immer wieder umgebaut, an-gebaut, umgemodelt worden, wie das mit den meisten Dingen dieser Art in Warschau war, deshalb war es schwer, darin ein Denkmal zu erkennen), und auch nichts davon wusste, dass der Danziger Keller abgesehen von seiner

Ausserordentlichkeit eine Art Schmarotzer am Barbakan war. Hier also ging es jetzt ins Treppenhaus. In den zweiten Stock. Durch den Flur gehastet – und es wurde klar, dass man jetzt im Parterre an der Fréta war. Und überhaupt – da war das Tor und dann schon die Strasse. Die obere Altstadt. Auf dieser Route, in dem Danziger Keller und an seinem Ausgang auf die Fréta, an der Ecke von Długa, Nowomiejska und Mostowa, waren Scharen unterwegs, immer hin und her, viele Leute, ganz in Eile. Man ging ruckzuck. Suchte. Erledigte. Und wieder weg. Die Długa war immer noch am wichtigsten und geschäftigsten.

Eins von den Häusern – ob es der Danziger Keller war oder das mit den Bädern an der Mostowa – hatte die Fassade mit beige-grauen Kacheln verziert. Das war Mode im 19. Jahrhundert. An der Kathedrale waren ja ähnliche. Die Farbe der Häuser ging allerdings allmählich ins Gräulich-Brandige über. Die Ecke Mostowa und Fréta lag schon in Trümmern. Vielleicht sogar schon beide Ecken. Denn aus neueren Darstellungen weiss ich bestimmt, dass die erste Bombe das Haus rechts von der Mostowa zerstört hat – das mit dem Gesicht zur Weichsel steht, aber bis heute ist es die linke Ecke, die ich vor Augen habe. Die mit dem Laden. Ein Haufen rötlicher Ziegel. Trümmer gab es ja nicht bloss hier. Aber das war alles erst der Anfang. Vielleicht waren tatsächlich schon zu diesem Zeitpunkt die Leute in dem Keller am Alten Markt erstickt, an dem Mehl. Aber die Kirchen, Klöster, die Kathedrale standen noch. Die Strassen standen noch. Merkwürdig bis zur Verrücktheit war es, wie weit entfernt damals alles war. Niemals ist Warschau – auch wenn es jetzt viermal so gross ist wie damals – so verworren und gross, so endlos erschienen. Die Entfernungen streckten und streckten sich. Die Distanzen waren auseinandergerissen. Die Anlagen und Stadtteile waren zu einem ganz kleinlöchrigen Sieb verhackstückt, zerhöhlt, ausgefurcht

und zerwühlt. Heute bin ich ganz gerührt davon, dass ich auf der Kreuzung Krucza-Piękna-Mokotowska gewesen bin, als sie vom Politechnik-Platz drüben geschossen haben, und das schien vom Gefühl her so weit weg zu sein. Unfreiwillig verrückte der Mensch die ganze Topographie der Front. Das Ufer von Praga erschien wie von einer ganz anderen Landkarte. Die Nazis mit ihren Ferngläsern auf den hohen Bäumen im Zoo und an der östlichen Front in Zerah, das war natürlich irgendwie was Sichtbares, aber so wie eine Zweit- oder Drittwirklichkeit.

Wir also in die Krankenhäuser. Alle auf der linken Seite. Eine ganze Menge. Im Parterre lief wohl auch noch was. Aber das war gefährlich (die Miodowa war ja schon ordentlich zerschlagen), also ging man in den Untergrund. Und das hiess ganz einfach in den Luftschutzbunker, und das waren ganz ordinäre Keller für Kohlen und Kartoffeln, enge kleine Spinde und Spindchen, kein Wunder also, dass wir nach allem, was wir gesehen hatten, da wieder völlig vor den Kopf geschlagen waren. Vor Erstaunen. Die ganzen Gängelchen entlang waren Schilder an diesen Eingängen zu den Kartoffelspinden: Saal 5, Saal 6. Und im Korridor selbst, dem von dem Eingang am Hof aus, da lagen auch Verletzte. Das war auch ein Saal, Nummer soundsoviel. Einige lagen auf dem Kellerboden. Worauf? Auf Decken, wenn welche da waren. Und auf Papier. Und auch unter grauem Papier. Andere sassen. Halb aufgestützt. Wieder andere waren ganz einbandagiert, die Gesichter, verbrannt zur Kastenfarbe, in Wickeln aus Gaze. Die Hände hatten sie auch dadrin. Die waren mit diesen Umwickelungen so an den Rest drangebunden, dass es aussah, als lägen sie darauf wie auf Stützen. Sie liefen nämlich herum. Hin und her. Wie Totems. Immer wieder aneinander vorbei. Und zurück. Es war ja ganz eng. Sie trippelten fast auf der Stelle. Und sie hielten die Hände,

beide – ganz symmetrisch (deshalb auch Totems) – in diesen Bandagen nach oben. Die Mäuler hatten sie offen. Sie atmeten. Sie liefen herum. Vor schrecklicher Unruhe. Denn hinsetzen ging nicht. Das kam von dem Verbranntsein bei lebendigem Leib und Weiterleben – oder eher dem Weiterleben bei lebendigem Leib. Das waren wohl die Flieger. Aus diesem Flugzeug. Das ausgangs der Miodowa auf die Barrikade mit der Strassenbahn abgestürzt war. Wir haben sie kurz dies und das gefragt. Nicht viel. Sie nickten was zur Antwort. Aber das war so gut wie keine Unterhaltung. Sie gingen. Nichts sonst. Mit hochgereckten Händen. Und diesem Atmen. Mit einem Schlitz für Nase und Mund im Gesichtsverband. Der Strassenbahner war hier auch nicht. Das hiess, die Chancen schwanden. Die Strassenbahnerin weinte. Wir sind dann wohl zu dritt wieder umgekehrt. Nach einiger Zeit. Was sollten wir sonst tun?

Ich habe schon das kleine Kellerchen am Eingang erwähnt, wo die Küche war, und wo die Frauen kochten. Auf der Platte standen immer ein paar Kessel, aber ganz eng nebeneinander, sie fanden kaum alle Platz. Deshalb gab es Zank und einmal sogar diesen Streit mit den Äxten. Einmal haben sich zwei Nachbarinnen gezankt, welche als nächste dran war. Eine von ihnen war beleidigt und ging in ihre Wohnung, um da zu kochen. Also nach oben. Sofort schlug eine Granate ein, und ein Splitter traf sie. Ich war grade auf der Treppe, als sie sie heruntertrugen. Es gab ein Durcheinander.

- Bahre! schrie einer.

Im nächsten Moment legten sie sie auf eine Bahre. Ich weiss nicht mehr, ob ich auch dabei war. Aber ich war dann gleich einer der Träger. Wohl am Fussende. Sie hatte den Splitter genau in den Fuss bekommen. Ich weiss noch, wie schrecklich es geblutet

hat. Und sie war nicht verbunden, bestimmt, weil nichts dafür da war, und das Spital war auch ganz in der Nähe. Am Pulverlager.

Ihre Kinder rannten hinter uns her die Treppe hinunter und heulten. Sie stöhnte. Wir waren rasch draussen auf dem Hof. Helllichter Tag. Hitze. Wir im Trab mit der Bahre auf die Strasse. Die Rybakistrasse so ein Hexenkessel. Wumm! Wumm! Der Durchgang an unserer Barrikade war so eng, wir mussten die Bahre mit der Frau und ihrem blutenden Bein irgendwie schief halten, um uns durchzuquetschen. Weiter die Einfahrt lang. Die Mauer. Es krachte in die Mauer und die beiden Nischen. Wo man auch herging – wumm! So ging's bis zur Ecke. Bis zum Pulverlager.

Da stellten wir die Bahre ab. Drinnen, im Parterre (ich weiss nicht, ob im Keller kein Platz mehr war). Ich kann mich noch an das graue Licht erinnern. Ein einziges Gedränge, Elend und Gräue.

- Moment mal, Bürger! – wendet sich da einer an mich – hier muss nur der verletzte Kommandant ohne Beine erst von dem Bett (Bett?) auf was (irgendsowas) gelegt werden.

- In Ordnung – ich warte, schockiert. Dann doch anders. Nach ein paar Minuten werde ich entlassen.

- Nicht nötig. Ist schon ein anderer da.

Und es krachte. In diesem Kessel. Auf der Rybaki. Ich bin auf dem Rückweg. Es krachte unentwegt. Auweia, was hat es geknallt! Aber ich bin angekommen. Wohlbehalten. Und in der Küche (vielleicht gab's auch mehrere, das weiss ich nicht mehr so genau), in der Küche war ein bisschen mehr Platz. Swens Mutter hatte ihre Kessel aufgesetzt. Das hiess Essen für uns alle. Ein paarmal haben auch Swen und ich Puffer auf dem Blech gebacken. Aus dunklem Mehl.

Damals gab es zweimal am Tag Essen. Es war also nicht so übel. Man kriegte manchmal auch was von der allgemeinen Zuteilung ab. Aber eines Tages brach Panik aus:

- Wir haben die Magazine auf der Stawki verloren!

Aus diesem Magazin auf der Stawki hatten wir einmal Kartoffeln in Flocken bekommen. Von richtigen Kartoffeln konnte man ja nicht einmal träumen. Den ganzen Aufstand hindurch. Deshalb war das ein ganz aussergewöhnliches Ereignis.

Eines Tages vertraute Swen mir an, dass seine Mutter ihm anvertraut hatte, dass von dem Mehl nicht mehr so besonders viel da war. Ausser dem Mehl war noch das Trockenbrot da, von dem Swens Mutter in einer wundersamen Voraussicht ziemlich viel gesammelt hatte. Aber so ein «viel», das war bei sechs Personen gar nicht mehr so viel. Was wir sonst noch hatten war Malzkaffee. Aber der war ja nur zum Trinken. Natürlich nicht mal mit Sacharin gesüsst.

Also? Was konnte man da machen? Irgendwas musste geschehen. Und es fand sich ein Ausweg. Einmal, als wir gerade von dem Altärchen zurückkamen, winkte uns so ein gutes Frauchen heran, das an einem Pfeiler auf der anderen Seite unseres Bunkers «wohnte».

- Wenn sich die Herren da hoch in meine Wohnung trauen, um Mehl zu holen, ich hab da nämlich welches, aber selbst hab ich Angst zu gehen, dann bringt mir ein bisschen davon mit, den Rest könnt ihr selbst nehmen, so viel ihr wollt.

Weder am ersten Tag noch am zweiten Tag hatten wir den Mut. Das war nicht mehr der 7., 8. August. Wir waren einmal oben gewesen, ich weiss nicht mehr, ob das ganz am Anfang war oder ein bisschen später, in jedem Fall aber noch in diesen Tagen mit gewissen ruhigen Phasen. Da waren wir heimlich gegangen. In den zweiten Stock. Wozu? Wohl um Trockenbrot zu holen. Irgendeinen wichtigen Grund muss es gehabt haben. Da waren noch die Türen drin. Ich weiss nämlich noch, wie es war – das

Öffnen, das Eintreten und das Sofa. Grün. Auf diesem Sofa hatten wir mehr als einmal gegessen und aus dem Fenster auf die Weichsel gestarrt, Tag und Nacht. Teik, Halina, Irena und wir hatten hier die Treffen unseres Literaturklubs abgehalten. Einmal hatte ich sogar eine Erzählung über uns und dieses Sofa geschrieben. Und ich hab es als «speckig» beschrieben. Swen war darüber irgendwie böse geworden. Worüber er dann später selbst gelacht hat.

Als ich damals, irgendwann, das erste Mal zu Swen gegangen bin, bin ich natürlich wie die meisten Leute damals, die zu Freunden oder auf Besuch irgendwohin gingen, über Nacht geblieben. Ich sass auf der Fensterbank und sah schräg runter auf die Weichsel. Ich erzählte Swen gerade was. Und auf einmal klappte Swen das Sofa auf, lehnte den Sitz an die Lehne und suchte dann vornübergebeugt lange darin herum. Ich war erstaunt, dass er so zerstreut war. Aber nachher hat er mir dann erklärt, dass er für mich ein Nachthemd gesucht hat, und das sei ihm lästig gewesen. Die Szene wiederholte sich. In diesem Augenblick. Swen kniete vor dem aufgeklappten Sofa und suchte etwas darin. Ich stand an der Tür (das Fenster hiess Gefahr) und konnte nicht sehen, was er suchte. (Das Trockenbrot, wenn es das war, worum es damals ging, hatten wir schon zurechtgelegt.) Swen brachte dann wohl schliesslich Löffel zum Vorschein. Ich bin nicht sicher. Später wusste ich es, weil er es mir gesagt hat. Aber jetzt weiss ich es nicht mehr.

Vermutlich am dritten Tag, nach einem zweiten Zureden von der Frau am Pfeiler, haben Swen und ich uns beredet und sind hochgegangen. Unter Angst. Vielleicht krachten auch Granaten, aber weiter weg. Erst haben wir wohl unterwegs in Swens Wohnung vorbeigeschaut. Jetzt war die Situation ganz anders. Von Türeöffnen konnte keine Rede sein. Von Türen auch nicht. Flur

und Wohnung waren nicht mehr getrennt. Nicht einmal eine Wand war mehr da. Alles war durcheinander und durchlöchert von Einschlägen. Ich schaute in Richtung Sofa. Ein Stückchen davon war sichtbar. Ganz verschüttet unter einem Stück Mauer. In die Wohnung der Frau sind wir dann gerannt. Blitzartig das Mehl geholt. Soviel wie möglich. Dann schnell wieder runter.

Ich war glücklich, dass das Hungergespenst in die Ferne gerückt war. Für Swens Mutter, Swen, mich, Tante Uff. und Zbyszek und Celinka. Na und wegen der Ehre. Ich war ja jetzt kein Nassauer mehr.

Nun habe ich wieder Schwierigkeiten mit der Reihenfolge, den Fakten, die zwischen dem 12. und 18. August liegen. Ich weiss, für meine Leser ist das nicht so wichtig, was genau wo wann. Aber wundert euch nicht darüber. Für mich ist es wichtig – diese Genauigkeit von Daten und Orten (worauf ich wohl schon hingewiesen habe), das ist so meine Art, diesen Konstruktionshaufen zusammenzuhalten. Es ist mir auch klar, dass mir, unfreiwillig, das Einbinden und Verlieren von meinen ferneren, noch ferneren und manchmal näherferneren Figuren vielleicht etwas sorglos gerät. Aber so ist es gewesen. Man hat sich irgendwo ebensoplötzlich verloren, wie man sich wiedergefunden hat. Die einen waren soundsolange nah. Dann waren andere nah. Auf einmal verlor man sich, und andere wurden wichtig. Das war allgemein so. Eine Frage des Herdentriebs. Ganz gleich in welcher Herde, Hauptsache in einer Herde. Alle kreisten herum, wie das in solchen Todesstunden – denn das war's ja schliesslich – so ist, und wussten auch nicht recht, wohin sie gehörten. Die aus diesem Keller gingen in den nebenan, und die von nebenan in diesen hier. So wie die aus der unteren Altstadt nach oben gingen und die aus der oberen den Abhang runter nach unten. Denn woanders war es

besser. Und selbst wenn einer darauf kam, dass es überall gleich war, dann half das auch nichts.

Aber zurück zum Aufstand. Dem Augustaufstand. Wie wir damals dachten. Dass er so heissen würde. In ganz Polen. Aber schon in Młociny, schon in Włochy war Polen Nicht-Warschau, lebte sein eigenes Leben. Für Polen brannte Warschau vor allem. Das machte grossen Eindruck. Der Vater von Roma Oliwowa stieg damals bei Siedlce auf einen Baum, kam runter und sagte:

- Aah, Warschau brennt!

Die Flieger, die nachts nach Warschau zu Hilfe geflogen kamen mit ihren Abwürfen, die hatten keine Probleme mit ihrem Ziel – da, wo es rot war, da war Warschau.

Also, um auf Polen zurückzukommen, Polen war nicht Warschau. Und der Aufstand wurde zum Warschauer Aufstand. Also zurück zum Warschauer Aufstand. Eines Tages oder Abends – das ist schwer zu sagen, im Bunker brannten lauter Karbidlampen, ein paar Kerzchen, Karbid gab es mengenweise, überall – auf der Chiodna, auf dem Trottoir habe ich gesehen, wie die Leute unter Geschepper und mit diesem Karbidgeruch unter den Armen ganze Blechbehälter gewälzt haben, solche karbidigen Fässerchen. Es war also sehr schwer zu sagen, erst recht jetzt in der Erinnerung, wann in diesem ewigen Abend im Bunker Tag war und wann nicht... An einem solchen Scheinabend also kamen sie rein, wie es ab und zu vorkam, irgendwelche Leute, ganz plötzlich, alle einfach so, ganz normal, diesmal aus Wola. Nicht direkt aus Wola, sondern nach mehreren Zwischenstationen in anderen Bunkern, die bestimmt bombardiert worden waren oder die ihnen sicher noch schlimmer vorkamen als unserer. Wir freundeten uns damals mit einer dicken Frau an, mit dicken Beinen und Armen (sie hatte nur ein Sommerkleid an, geblümt mit kurzen Ärmeln), von der Ecke Towarowa-Wolska. Sie war von dort geflüchtet.

Vor ihren Augen hatten sie die Leute an die Wand gestellt, vor allem Männer, dann erschossen und verbrannt. Sie hatte sich, wie viele andere auch, in dem Durcheinander, dem Brennen, Schreien, Krachen davongemacht. In unserem grossen gemauerten Bunker mit dem Altärchen quetschte man sich schon seit einigen Tagen. Es gab keinen Platz zum Schlafen. Die Pritschen waren ganz vollgestopft. Sie holte sich irgendwo eine ausgehängte Tür, so eine mit Rillen, vielleicht vom Klosett im Keller, und irgendwo in unserer Nähe, soundsoviel Pritschen hinter den Ad.s, näher am Altar und direkt am Durchgang, da schief sie die erste Nacht auf der Tür (die hatte sie hingelegt), und als sie aufstand, da hatte sie ihre dicken Arme und Waden ganz voll mit Furchen von den Rillen.

Gedränge. Immer weniger Platz. Und Häuser. Das Gelände der Festung Altstadt wurde allmählich kleiner, und so wurden von Zeit zu Zeit auch die Barrikaden und die Schanzen verschoben. Das waren ganz normale Schanzen. Gräben. Zum Rennen und Schiessen. Langgezogen. Gewunden. Wie an der Front.

Na und sonst – immer weiter Bomben. Artillerie, das Kanonenboot von der Weichsel, mit einem Wort – Geschütze unterschiedlicher Kaliber. Wie das eben so ist. Aber erst die Flieger. So ein Schrecken. Jeden Tag. Und die Tage waren lang. Die Flieger kamen angefliegen. Senkten sich über die Dächer. Und dann, wenn man schon hörte, dass sie da waren... drrrrr – und im Tiefflug über die Dächer, unsere Blocks oder die Nachbarschaft, dann wusste man, dass die Bomben kamen. Und aus diesem Runterschillen der Flugzeuge löste sich gleich das Heulen der Bomben; einen Augenblick wartete man, aber nur ganz kurz. Dieser Augenblick war der Treffer selbst. Und dann der Knall: die Explosion. Und dann – Krachen, Bersten, Prasseln: die Folgen des Treffers. Zum Glück gab es schrecklich viele Blindgänger. Es

hiess, das seien die Tschechen. Dass bei ihnen die Bomben gebaut würden, und dass sie absichtlich die Schrauben nicht festdrehten. Wenn sich also aus dem Flugzeug dieses Heulen löste, das Fallen der Bomben, der Treffer und die Stille, dann fingen wir an – in den ersten Tagen leise und nur Swen und ich, hinterher die ganze Familie laut im Chor, zu zählen:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf..., zwö-ölf... (hier schon Blicke ringsum), dreize-ehn... – und dann eine Handbewegung, Unglauben, Abwinken, Aufseufzen:

- Blindgänger.

Aber bald kamen die Flieger wieder, Tiefflug, Schrillen, Abklinken der Bomben, Heulen, Stille – und:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf... – und manchmal hat es dann plötzlich doch geklappt – und wie es dann einschlug!

Meistens kam die Explosion bei acht, neun. Nun ja. Und dann die Flieger wieder im Tiefflug und:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben...

Krach!

Wir? Nein... Aber schon wieder heult es.

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun... Krach!

Nein, wohl nebenan – wir sind ja noch da. Einen anderen Beweis gab es nicht. Und schon fliegen sie wieder, heulen...

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn...

Krach!

Und schon der nächste:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, ze- ehn, elf..., zwö-ölf... drei-ze...ehn...

- Ah...

Dann vielleicht auf einmal eine Pause. Halbe Stunde. Eine Stunde. Und dann...

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn...
sssst – und direkt

- eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn,
elf..., zwölf... drei-ze-ehn... ah...

Und schon wieder neue im Tiefflug

- eins, zwei drei, vier... au Mann!... – und kurz darauf wieder:

- da sind sie schon wieder

- oh, Jesus

und

- eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn,
elf, zwö-ölf... drei-ze-hen... ah!

So war es am Tag. Und in der Nacht. Wir liegen da. Ein Strom.
Ströme. Durch die Keller. Und auf einmal:

kratsch... kratsch... kratsch... kratsch... kratsch... kratsch...

Explosionen, Feuer, Bersten von Mauern – jeweils sechsmal,
meistens.

Und wie die Mauern dabei schwankten... einmal seh ich hin –
und da gehen sie etwa einen Meter hin und her, und hin und her,
und hin und her... gehn wir in die Luft?! Neeein. Sie schwanken
nur was... jetzt schon schwächer, noch schwächer, und bleiben
stehn... so wie sie vorher gestanden haben. Ich hab mir die Augen
gerieben, so verblüfft war ich.

Nach jeder solchen «Orgel» fingen die Leute an:

- Tratsch-ratsch-ratsch – ging es eine Weile, dann legten sie
sich wieder hin, so wie sie gerade standen, und sofort schiefen
wir.

Und wieder:

Fffft...sssscht...ffft...sssscht...ffft...sssscht – Feuer, Explosio-

nen, wandernde Mauern (rote), Leute mit Kindern an der Hand stürzen sich in Haufen in Richtung Fass, auf den engen Durchgang zum Keller drüben, und die aus dem Keller drüben stürzen in unseren Bunker.

Alle auf einmal.

Sie prallen aufeinander, schlagen um sich. Kehren um. Die «Orgel» ist still geworden. Sie werfen sich auf die Pritschen, schlafen. Bis zum nächsten. In einer Stunde. Zwei. Einer halben.

Fscht.. fscht.. fscht...

Und wieder, mit den Kindern an der Hand, rumms in den Durchgang, die von drüben zu uns, Zusammenprallen, Stille, Erlahmen, so wie sie stehen, in der Kleidung, im Mantel... mit den Kindern, schnarchen sie...

Ach nein. Die Nächte vom 12. August an, die waren nicht gut. Ich will ja nicht mal reden von den Granaten. Panzern. Angriffen. Es waren diese «Orgeln».

Das Mehl... dieser Ausflug. Das war einmal. Mit Erfolg. Wir haben es der Frau gegeben. Sie hatte was. Wir hatten was. Aber sofort fiel es Swen ein, gar nicht so dumm, dass für – wie viele waren wir? Die Mutter, er, ich, Celinka, Tante Uff. und Zbyszek – sechs! nun, dass für sechs Personen und zweimal täglich, ja sogar einmal täglich und sogar mit dem Rest vom Trockenbrot dieses Mehl gar nicht so viel war.

- Komm, gehn wir hoch – sagte er.

Ich ging hinter ihm. Das erste Mal war auch schlimm gewesen. Es hatte eingeschlagen. In unseren Block. In diesen Teil. Aber irgendwie war's gegangen. Ich hatte es ausgehalten. Aber jetzt ging's nicht so. Auf dem ersten Stock schrei ich Swen zu:

- Kehrn wir um!

Er:

- Nein!

Auf einmal Krachen. Einschlag in die Wand nebenan.

Swen rennt weiter hoch.

Ich schreie:

- Kehrn wir um! Swen! Swen!

Nichts.

Ich schreie (die Granaten krachen) und bin schon auf dem Rückzug:

- Ich geh runter! Geh nicht!

Es half nichts. Die Granaten schlugen in die Treppe ein. In unsere. Ich schwankte. Und wurde feige. Im nächsten Moment tauchte Swen auf, ausser Atem, grinsend, mit neuem Mehl.

Das hat mich umso mehr beeindruckt, als Swen ein bandagiertes Knie hatte, er hatte irgendwas am Knie und ist auch später nicht mehr (am Anfang wohl) auf Aktionen gegangen. Andere – ohne Grund zu haben, ohne Erklärung – hockten und verkrochen sich fast hinter das Fass, die Pfeiler, unter die Pritschen. Und sind nicht gegangen.

Aber es hat auch ganze Gruppen gegeben, die sind gegangen. Auf jeden Aufruf hin. Zu den Verletzten. Zum Schanzen aufschütten. Zu den Barrikaden. Zum Verlegen. Verstärken. Gräben graben. Löschungen. Usw.

Ich habe ja schon die von Swen am Altärchen vorgeschlagenen Entschlüsse zur Besserung erwähnt und das An-die-Brust-Klopfen des ganzen Bunkers beim Wiederholen von «wir geloben». Das hat nicht immer geklappt, aber dann gab's wieder ein neues An-die-Brust-Klopfen und Versöhnung mit Abbitte.

Einmal, als unser ganzer roter Bunker noch schnarchte und nur die ollen Kerzchen am Altar vor sich hin tröpfelten, da brach auf einmal links bei der Wand hinter dem Pfeiler ein Streit los.

- Hören Sie mal, sind Sie verrückt geworden?

Eine hatte da nämlich ein Kind, und eine andere – ob die nun den Nachttopf von diesem Kind genommen hatte und daraus Chlor in den Durchgang zwischen der linken Seite des Bunkers und der linken Wand geschüttet hatte... oder ob es um den Nachttopf, aber ohne Chlor ging, was mir haftengeblieben ist, ist diese Gestalt, die da geht und etwas verstreut, es war wohl wirklich Chlor und es ging wohl um den scharfen Geruch... aber genug davon.

Oder es ging um das Fass. Das in unserer Nähe, an dem Flürchen zum Ausgang.

- Es stinkt! Und wie! Auswechseln!

- Aaah! Aaah! Zum Teufel!

Schliesslich war es soweit, dass etwas mit dem Fass geschehen musste.

Es stank zu sehr, schon der halbe Bunker war voll davon.

- Aus wechseln!

- Ja, auswechseln!

- Wie denn? Und wer?

- Kettenmethode! Bitte, meine Herrschaften, stellt euch in einer Reihe auf, und einer gibt das schmutzige Wasser an den nächsten weiter – einer dem anderen und so weiter und so weiter...

So wie die Ziegel für die Barrikade auf der Chłodna.

Und so ging es los. Bis auf den Grund. Erst das alte stinkende Wasser. Dann das neue. Erst durch den Flur zum Klosett (Menschenkette). Dann vom Klosett durch den Flur zum Fass. Weiter geben. Einer dem anderen. Ausschütten. Reinschütten. Auswechseln.

Die Tage unterschied man nicht besonders voneinander. Aber dieser eine Feiertag, der 15. August (er fiel auf einen Dienstag), den beschloss man plötzlich zu begehen, zu feiern. Zum Trotz. Vom Morgen an.

Dieser kirchliche (heute abgeschaffte) Feiertag war gleichzeitig der Jahrestag des sogenannten «Wunders an der Weichsel». Das es überhaupt nicht gegeben hat. Ausser einer Metapher hat sich nichts ereignet. Aber diese Metapher hat sich im Laufe der Jahre verbuchstäblicht. Aber das waren Vorkriegsgeschichten. Diesmal wartete man auch auf ein Wunder an der Weichsel. Auch mit denen. Auf der anderen Seite. Und hinter Zeran. Aber diesmal sollten sie kommen.

- Wenn sie bloss schon einmarschierten.
- Wenn sie bloss schon kämen.
- Wenn sie bloss schon da wären.

Man hörte die Front. Horchte in den Boden. Sie kamen.

Manchmal machten sie Halt.

- Der fünfzehnte Tag des Aufstands – hiess es am Morgen des 15. August.
- Der fünfzehnte Tag des Aufstands.
- Der fünfzehnte Tag.

Mir scheint, dass ich mit diesem Datum bestimmten Ereignissen vorgreife, wie dem Loswüten dieser Hölle. Aber ich kann mich noch erinnern, dass wir am 15. August schon so viele Schrecklichkeiten hinter uns hatten – hier, in der Altstadt. Dass dieser Morgen, ich weiss nicht genau, wie er angefangen hat, natürlich heiss, rauchig, irgendwas brannte da, das heisst viel Rauch und auch offenes Feuer... Also dieser Morgen, oder eher der Vormittag, das waren ein paar Stunden Ausruhen, Ruhe, Feiertäglichkeit nach all diesen Desastern.

Im Parterre, in dem grossen Saal mit den Pfeilern sollte eine feierliche Andacht mit fünfhundert (ungefähr) Aufständischen stattfinden, die hier bei uns einquartiert waren, und mit der Bewohnerschaft der Blocks A, B, C und D. Kerzen wurden hergerichtet, Geschirr, irgendwoher kam wohl auch ein Teppich, vielleicht auch noch was zum Schmuck – was? Ich weiss es nicht

mehr. Ich erinnere mich daran, wie wir uns auf den Weg nach unten machten. An die Hitze, die Ruhe. An die Menge der Zivilisten und die Menge der Aufständischen in ihren Kampfanzügen von den Deutschen, in Uniformteilen, mit Karabinern und Helmen in der Hand, die sie von den Nazis erobert hatten. Daran, dass die Menge schliesslich ungeheuer gross war, wie die Lichter angezündet wurden, wie der Priester im grünen oder vielleicht auch im weissen Ornat hereinkam. Und die Andacht anfang.

Keiner hatte in Betracht gezogen, dass Chaos entstehen und die Planung durcheinandergeraten könnte. Und dass sich seit zwei Wochen so gut wie keiner rasiert hatte. Die Hitze nahm zu, die Andacht ging weiter. Die Leute standen. Alles ruhig. Es dauerte und dauerte. Am Schluss stimmte der Priester fast gleichzeitig mit den Aufständischen und der Menge an:

Gott, der du Polen...

Man sang. Man ging auseinander. Alle. Jeder in seinen Keller. Die Soldaten in ihre Quartiere. Oder zu ihren Posten im Parterre, an den Fensterchen, an den Barrikaden und am Ausgang, und der Rest mit den Zivilisten in die Bunker. Und dann kamen auch direkt die Flieger. Im Tiefflug runter auf unsere Dächer. Und dann eine Bombe nach der anderen. Damals haben wir wohl nicht mal gezählt. So viele auf einmal. Alle auf unsere Blocks. Die Leute wussten, dass die Deutschen wussten, dass hier ein Haufen Aufständischer sass. Na und? Sollte man wütend werden? (Manchmal hatten die Zivilisten was gegen die von der Armee und umgekehrt, aber nicht an diesem Tag.) Ich weiss nicht, ob es damals war, dass einer mit dem Gewehr auf die Flieger geschossen hat (das machten sie manchmal). Und einen getroffen hat. Der Flieger stürzte ab. Und die Bombe fiel dann auf uns, auf unseren Kel-

ler. Knall. Dunkel. Krachen. Und – ein Wunder, wir alle stehn noch so da wie vorher, dicht zusammengedrängt. Also doch nicht bei uns drauf. Danach Panzer. Angriff. Beschuss. Dann Artillerie. Und erst – ein paar Stunden später – in der Sonne, der Hitze, haben Swen und ich uns hinaus auf den Hof gebeugt und gesehen, dass da hinter der Wand von unserem Bunker eine Grube war und dass sie da was Weisses herauszogen. Nicht nur eins. Und man weiss ja allgemein, dass wenn anstatt von Haus und Keller eine (offene) Grube da ist, aus der was Weisses gezogen wird, und in der noch mehr Weisses rumliegt, dass da viele Leute umgekommen sind. Es war also bis in den Keller durchgeschlagen. Zu unseren nächsten Nachbarn. Und uns hatte es nicht erwischt.

Von diesem Zeitpunkt an ging die Hölle in der Altstadt ununterbrochen weiter. Und da brannten wohl auch schon die Sakramentinnen, jeden Tag und jede Nacht, ununterbrochen. Der Reihe nach – alle ihre Gebäude, die am Abhang und die oben über dem Abhang.

- Die Sakramentinnen brennen – hiess es von da an jeden Tag.

Und die Sakramentinnen waren entbrannt. Rannten herum in ihren Schleiern. In den weissen. Und schlugen Schweine und Kühe tot. Täglich. Verteilten sie an die Leute. Und nahmen Leute auf, versorgten sie. Immer grössere Mengen. Tausende. Die Sakramentinnen, die soundsoviel hundert Jahre lang, seit Marysieńka, hinter Gittern gesungen hatten und die Kommunion durch ein Gitter empfangen hatten, wurden plötzlich zu Aktivisten, zu Fürsorgerinnen, zu einer Institution des Heldenmuts, einer Stütze der Neustadt. Sie versorgten auch einen Teil der Armee mit Nahrung. Die Armee gab einen Teil davon den Zivilisten ab. Nur wurde jeden Tag, immer wieder aufs neue, der gleiche Fehler gemacht. Es war heiss. Und ausgeteilt wurde nicht das Fleisch von den

Schweinen und Kühen, die frisch abgestochen waren, sondern das vom vorigen oder vorvorigen Tag. Und das vom vorigen oder vorvorigen Tag stank schon. Und wenn die Soldaten es kochten, und sie kochten es da in ihrem Quartier im Mittelgeschoss, in Kesseln und Kübeln, dann verbreitete sich der Gestank im ganzen Keller. Einmal haben wir auch versucht, davon zu essen. Aber Swen und ich konnten es nicht anrühren. Es stank, dass man es nicht aushalten konnte. Obwohl wir schon sehr ausgehungert waren.

Ich weiss noch, wie in diesem Gestank die Aufständischen nach einer nächtlichen Aktion alle der Reihe lang da lagen, mit den Krankenschwestern und Kuriermädchen unter einer Decke. Ein paar brave Frauchen haben sich ein bisschen entrüstet, aber nur so mit Tuscheln und Blicken, es war wohl mehr das Erstaunen, wie man in einer solchen Situation an so was denken konnte. Dem Rest war es herzlich egal.

Mit den Aufständischen waren die Beziehungen im allgemeinen gut. Obwohl ich mich an eine unangenehme Szene auf der Fréta vor den Dominikanern erinnern kann. Ein paar Frauen haben da ganz beliebig einige Aufständische beschimpft. Was sie überhaupt taten. An einer anderen Stelle (das aber nur vom Hörensagen) haben Aufständische ein paar Frauen beschimpft. Denn als die Deutschen verkündeten, dass man mit weissen Laken oder Tüchern auf den Viadukt von Žoliborz herauskommen könnte, um sich zu ergeben, da haben sich eine Reihe von Frauen tatsächlich aufgemacht. Unterschiedliches wurde davon berichtet. Das war bestimmt nicht der einzige solche Ausgang. Oder eher Versuch. Einer verlief wohl glücklich (für die mit den weissen Tüchern). Ein anderes Mal haben die Deutschen wohl geschossen. Und da sind die Frauen in ihrem Schrecken zurückgelaufen. Zum nächsten Haus.

Die Aufständischen haben ihnen ganz beleidigt das Tor vor der Nase zugeschlagen. Hinterher haben sie sie dann beschimpft, aber hereingelassen. Aber da waren einige von den Frauen beleidigt. Und sind zu einem anderen Haus gegangen.

Die Sache mit dem Schlüssel zu unserer Wohnung (von Mama, Stefa und mir) in der Chłodna 40 liess mir immer noch keine Ruhe. Wie sind sie denn nach oben zurückgekehrt, als sie wegen der Deutschen rausgegangen waren – wenn sie keinen Schlüssel hatten? Und was war überhaupt mit Mama? Mit Tante Jozia und Stefa? Den Schlüssel hatte ich bei mir. Vielleicht wussten Tante Limpcia und Oma Frania was (Mamas Tante und deren Tochter). Sie wohnten an der Bielanska 16 in einem Hinterhofhaus im Sou-terrain, neben dem Radziwill-Palais. An dessen Innenhof. Mit der ganzen Familie. Bestimmt waren sie da. Es konnte ja ohnehin nichts schaden, sie wiederzusehen. Vielleicht könnte ich auch noch weiter über die Leszno bis zur Żelazna gelangen? Es hiess, die Leszno sei in unserer Hand – immer noch. Dass man einen ganzen Kilometer die Leszno lang durch miteinander verbundene, durchbrochene Keller gehen könnte. In jedem Fall – ein Versuch war es wert. Und ich versuchte es. Swen wollte nicht. Und Swens Mutter:

- Geh nicht!

Aber ich bestand darauf.

Und ich ging los.

Rybakistrasse. Die bekannte Altstadttroute. Über die Böschung zum Abfalleimer, durchs Loch in der Mauer. Höfchen. Rauf auf den Balkon. Jemands Wohnung. Höfchen. Über die lange Planke gespurtet, rein durchs Fenster von jemandes Wohnung. Da sitzen welche. Frauen. Leute. Das Loch. Im Dunkeln über Liegende kriechen.

- Oh, Jesus... – Das sind die Verletzten.

Vom Keller auf den Hof durchs Tor, ein Sprung, quer über die Mostowa. Barrikaden mit den Aufständischen, die von da aus im Liegen aus ihren Maschinengewehren auf Praga schiessen. Offenes Holztor. Hof mit Kopfsteinpflaster. Dunkel. Gross. Unten Danziger Keller. Katzenhaus. Hier zweiter Stock. Dort Parterre. Fréta. Und Długa. Fast geradeaus. Über die Długa war ich schnell. Das war nicht das schlimmste. Möglich, dass es irgendwo brannte. Ich hab mir damals die Barrikade am Ausgang der Miodowa angeguckt. Die mit der Strassenbahn und dem Flugzeug. Und dann ab in die Długa. Ihren weiteren, schiefen, ungenebenen Verlauf entlang. Dort auch ab und zu eine Barrikade. Und ein bisschen gefährlich. Man hatte uns gewarnt. Denn da, wo die Długa in die Przejazdstrasse mündete, gegenüber dem Arsenal, berühmt durch den Ausbruch des Novembraufstands, stand ein siebenstöckiges Haus – von den Nazis besetzt. Und die hatten die ganze Gegend unter Beschuss. Und die Długa ganz besonders. Vor dem Arsenal auf der Długa war rechts die Einmündung in die Nalewki und links, fast gegenüber, das Ende der Bielanska. Vor dieser Kreuzung war die Barrikade. Man musste rechts – von der Weichsel aus gesehen – vorbeirennen, denn das war sicherer (bessere Deckung). Und dicht an der Barrikade ging es quer über die Długa. Dann kam man durchs Tor in den Hof eines Hauses, das fast oder unmittelbar an die Bielanska 16 grenzte. Da wo Tante Limpia war, oder Olimpia, oder Olimpia. Mit ihrem Mann Stach, Rysiek (meinem Cousin), ihrem Bruder Ceniek, mit Oma Frania, bzw. ihrer Mutter, die sie Olemka nannte. Durch den Torweg von der Długa aus kam ich bei ihnen auf den Hof. Merkwürdig. Lang. Kopfsteingepflastert. Aus der Lücke zwischen der Seite der Bielanska (die direkt hinter Tlomacki) und dem Radziwill-Palais (der heute auf der Verkehrsinsel der Ost-West-Tan-

gente steht) zog er sich zwischen dem Staketenzaun der Einfahrt und dem Vorderhaus der Bielanska, um die Front des Palais mit dem Aufgang, dem halbrunden auf drei Säulen, und weiter wand sich der Hof dann auf der anderen Seite um das Palais bis vor ein langes, langes Hinterhaus. Und ganz am Ende dieses Hauses, schon an der Gartenmauer auf der Rückseite des Palais, da war es, wohin ich so schnell ging, eher rannte, angerannt kam und durchs Fenster sah:

- Tante! – rief ich – Tantchen! Rysiek!

Tante Limpcia kochte gerade Krupnik, Rysiek kam raus auf die Treppe, dann war auch gleich Limpcias Mann da, mein Onkel, der arme alte Stach, bestimmt war Stachs Bruder Jozek auch da. Sie riefen nach mir. Ich rannte runter. Zu ihnen. (Sie brauchten keinen andren Bunker.)

- Und Oma Frania? – fragte ich.

- Ah – Tante Limpcia rührte den dicken Krupnik um, sie war gut gelaunt. – Die Oma sitzt im Palais... Im Korridor, da ist alles voll, da haben sie Licht... geh nur zu ihr, wenn du willst, ach, wenn sie dich sieht...

- Und was macht Mama, wisst ihr nichts? Sie ist auf der Chłodna geblieben. Ich hab den Schlüssel. Ich wollte eigentlich bis zur Chłodna.

- Nichts wissen wir. Wo willst du hin?

- Naja, vielleicht über die Leszno bis dahin.

- Ach was! Kein Gedanke! Dahin? Bis dahin kommst du nicht. Wie weit wirst du wohl kommen? Bis zur Żelazna? Und in der Chłodna 40, gibt's da etwa keine Deutschen?

- Doch, schon – räumte ich ein.

- Geh mit Rysiek zur Oma, er wird dich hinbringen. Ich mach in der Zeit den Krupnik fertig. Du willst doch was? Kriegst auch viel.

- Ja, gerne...

- Na, dann geht, die Oma wird sicher losheulen...

Wir gehn zum Palais. Über diesen Aufgang. Breite Rokoko-Korridore, im Halbkreis, hin und her, bestimmt früher mal für Bälle; jetzt flimmert hier eine Glühbirne... Und Menschen, Menschen. Und Reden, Lärmen, tratsch- tratsch-tratsch, und Gerümpel bis unter die Decke. Auf beiden Seiten. Ein Stapel Gerümpel türmte sich neben dem anderen – und Menschen, darauf, darunter, tiefer, sitzen, liegen, reden... und eine Biegung, noch eine Biegung, wir gehen und gehen immer weiter im Bogen.

Bis Rysiek zeigt:

- Ah!

Ich seh hin – da sitzt sie.

Da sitzt sie. Oma Frania.

- Oma, Oma...

Sie dreht sich auf dem Schemel um, schaut aus roten Augen, packt mich am Hals, und küsst mich, und schon fängt sie an zu weinen.

- Was macht deine Mutter, und du, Gott sei gefürchtet, was hab ich mich um euch gesorgt. Was macht Kazia?

Ich erzähle, was los ist (Kazia ist meine Mutter).

Wir sassen was bei ihr. Und gingen dann wieder zurück. Ich bekam Suppe. Dicke. Herrliche Suppe, mit vielen Graupen. Voller Graupen. Eine ganze, riesige, volle Schüssel. Ich ass alles auf.

- Willst du noch was?

- Wenn es geht.

Ich bekam eine zweite Schüssel. Genauso. Was war das ein Glück damals mit diesen zwei Schüsselchen – zum Sattessen. Ich hab noch ein bisschen herumgesessen. Es war Zeit für den Rückweg. Aber da fing gerade dieser widerwärtige Beschuss der Długa an. Aus diesem Siebenstockhaus an der Przejazdstrasse.

- Wie gehst du zurück? Wie willst du durchkommen?

- An der Barrikade lang.

Mit jeder Minute wurde es schlimmer. Ich rannte raus. Im Tor an der Długa, genau in diesem Torweg an der Barrikade, sehe ich Leute, wie sie, zack die Schultern runter, einer nach dem anderen quer hinüberlaufen. Einen Augenblick brauche ich, um Mut zu sammeln. Aber dann sehe ich da ein Kuriermädchen: sie rennt los und tut sich nichts, da bücke ich mich auch und, fffft, renne auch rüber – natürlich, das war's. Und dann renne ich schon auf der anderen Seite die Długa runter. Immer weiter, weiter rein. An den Brandruinen vorbei. Zu den Vier Winden. Bis hinter die Biegung und den Knick. Von da aus, wo man schon den Krasíński-Platz sehen kann, weiter – immer die Długa lang. Da links ist ein Strässchen, hinter diesem Knick der Długa, ein kleines Sackgässchen, das von hinten zum Krasíński-Garten führt. Barokowa hiess es. Offiziell. Vor dem Krieg. Die Gegend hatte wieder einen neuen Stolz. Aber alle verstanden immer «Barakowa» (so nannten sie es). (Ich gebe zu, dass ich auch bis 1946 gedacht habe, es hiesse Barakowa.)

Auf einmal – Bomber. Schon kauern sie auf den Dächern und es regnet Bomben. Schon sind sie wieder weg. Schon wieder da. Weiter. Näher. Schon kommen sie in die Barokowa. Wir auch. Sie einfach drauflos. Wir auch. Wir, das heisst ich. Mit noch einem. So wie ich. Wir zwei. Hier. Nur. Nicht rein noch raus. Alles aus. Sie sind da. Wir rein. In so ein Irgendhaus... Das (?) leer, läuft, wir laufen, unten, durch (?) Dielen, was nur (?), Flure (?), alles schon wieder anders, es knallt, klirrt, wir stürzen weiter, Ziegel stürzen, die Bomber sudeln. Der sprichwörtliche Ziegel. Einer. Und hier so viele: klatsch! klatsch! Wir die Kragen hochgeschlagen. Was für ein dummer Instinkt? Wir springen. Klatschklatsch. Sich bloss nicht erwischen lassen. Vom Treffer. Alles zählt. Was da fliegt. Schräg. Mit Schwung – zwischen den Mau-

ern. Schschusch-wumm. Rieseln. Putz. Irgendwas. Wie aus der Traufe. Warten? Nein. Bloss nicht stehbleiben. Schschumm. Oben schwankt es, vielleicht hinsetzen... Wir, Sprünge so weit es geht und gleich – klatsch! Nichts. Davongekommen. Knapp... Wie es sich gehört, meiner Meinung nach.

(Von der Leszno. So 1930. Klötzchen auf Ritzen. Nanka schält Kartoffeln. Ich wundere mich, wie eine Kugel treffen kann, ich seh sie doch und kann beiseite springen. Nanka darauf, das sei nicht zu schaffen. Hier hat man's irgendwie geschafft.)

Nach dem Angriff. Der andere seiner Wege. Ich meiner Wege. Jetzt im Laufschrift. Die Diuga. Platz. Długa. Mostowa. Runter. Durchgang. Runter. Rybaki. Kopfsteinpflaster. Da sind wir. Das heisst: ah, da ist er ja! Swen verheult. Packt mich. Swens Mutter:

- Was hat der sich hier angestellt, die ganze Zeit, dass du nicht mehr wiederkommst, dass was passiert ist.

- Ach was! – wink ich ab.

So hatte ich es gewollt. Und so hatte ich drüber weggesehen. So wichtig ist es auch nicht. Anscheinend. Aber für mich... Und für das Radziwill-Palais. Ist es wichtig. Und für diese Mauer. Mit dem Garten. So wie er jetzt ist. Erstens weil er auf der Rückseite des Palais ist (hinter der Ost-West-Schnellstrasse, da, wo es schon in den Tunnel hinabgeht), zweitens weil er solche Ausmasse hat. Bestimmt. Und dieses Gras. Und diese Figuren. Klar, heute ist die Mauer nicht mehr da. Das ist ja der Witz dabei, dass da keine Mauer ist, sondern auf der einen und auf der anderen Seite Strassenbahnen und er mittendrin. Und eben diese Figuren. Ruhe, Pause. Stilligkeit. Zumindest grob betrachtet. Und zumindest hier. Und in der Zwischenzeit der kochende Krupnik bei Tante Limpcia (wie das dampfte aus dem Fensterchen unten, und roch

– da war was zu riechen). Rysiek und ich. Da in den Garten rein. Er war in der Regel nicht offen. Sommerwetter, Hitze. Klar, tagsüber. Dieser Himmel, die Hitze – blau. Das Gras grün. Und diese da. Die Figuren. Ich weiss noch, dass sie nach dem Krieg nicht da waren, dann waren sie wieder da, dann von den Sockeln runter, und so standen sie auf dem Gras, standen da, auf dem Gras, im Gras. Danach dann wohl wieder auf Sockeln, und jetzt geht es mir durcheinander, wie sie stehen. Und wie standen sie damals? Auch so. Wie auf Sockeln. Oder eigentlich doch nicht. Ohne. Alle? Was weiss ich. Aber Staub stieg irgendwie auf. Es staubte los (damals). Schüsse. Ja. Aha. Ich weiss wieder. In die Bank von Polen. Die auf den Geldscheinen. Aus der Vorkriegszeit. Nebenan. Also fing's an. Aus dem Blauen heraus. Einmal. Zweimal. Echo. Plopp. Verpatzt. Denn manchmal war es wie mit diesen Planken. Und irgendwas fiel wohl um. Aus dieser Figurengesellschaft. Und das war's.

Während der Okkupation kamen polnische und jüdische Kinder, alte Frauen und Männer, Zigeuner, Verrückte (anscheinend) und überhaupt die verschiedensten Leute einzeln oder in Gruppen zu uns in die Chłodna und sangen auf dem Hof. Meistens:

*Am ersten September
des unvergesslichen Jahrs
fiel in Polen der Feind ein
vom Himmel hoch.*

*Und er liess seinen Hass
an unserem Warschau aus,
ach Warschau, du arme,
du blutige Stadt.*

*Einst warst du so schön,
so prächtig und gross,
was von dir geblieben ist,
sind Trümmer und Schutt.*

So sah es nach 1939 aus, nach diesem September. Als an einem einzigen Tag – am 23. September (glaube ich) – 18 tausend Bomben auf Warschau fielen. Am 25. September – das war ja dann der entscheidende Tag – von morgens bis abends –, zwölf Stunden lang – die Bombardierung von ganz Warschau. Am nächsten Tag Abbrennen, denn überall waren ja Feuer. Die wüteten. Bomben. Aber irgendwie war es ja schon von vorneherein entschieden. Die Verhandlungen. Den 25. September hatten die Leute nicht ausgehalten. Am 27. kamen die, die am Leben geblieben waren, aus den Kellern gekrochen.

Ja. Und dann. Dann die Abtransporte. Die Pawiaks. Nicht gleich in der ersten Woche die Lager. Das kam allmählich. Dann fing das Ghetto an. Und diese Mauer am Krasiński-Platz, am Dienstag der Karwoche – den 20. April –, dem zweiten Tag des Ghettoaufstands. Da schoss ein Deutscher, wohl von der Garnisonskirche an der Miodowa aus, mit einem Geschütz ins Ghetto, in die Bonifraterska rein. Da fielen die Leute herüber. Von den Mauern, diesen hohen, glatten mit kleinen Fensterchen. Und aus diesen Fensterchen. Und nachdem er soundsoviele Male draufgekracht hatte, nahm er den Helm ab, denn die Sonne schien, und er schwitzte, er war erschöpft, dieser Held, und wischte sich den Schweiß ab.

Und dann – war das berühmte Ostern 1943, spät und schön. Die Arier – so wurden wir damals auch noch genannt – in die Kirchen, die feiertäglichen – und dort – diese Hölle – von der jeder wusste, aber ohne jede Hoffnung. Es gab welche, die halfen. Es gab Wohlmeinende. Sogar manche, denen es gleichgültig war.

Und an Ostern selbst war der Höhepunkt des Feuers. Am Himmel brannte es.

Das fing an, seine Wirkung zu tun. Aber auf dem Krasiniski-Platz war so ein Jahrmarkt. Karussells. Schiffschaukeln. Naja, und ein bisschen Publikum von unserer unteren Garnitur trieb sich da auf diesen Schaukeln und Karussells herum. In diesem dicken Qualm. Denn der quoll. Und quoll. Aus der Bonifraterska und der Nowolipki. Aus der Dzielna, Swiętojerska und der Przejazdstrasse. Der Aufstand im Ghetto dauerte und dauerte. Die ersten Schwalben. Im Mai habe ich sie in diesen Rauchwolken gesehen und zwitschern hören. So um den 10., das weiss ich noch. Das war schon zwei Tage nach dem Kollektivselbstmord des jüdischen Kommandostabs. Im Bunker an der Mila. Die Deutschen hatten sie entdeckt.

Jetzt waren wir die Abgeschnittenen, die Unbedauerten. Wenigstens aber mit Hoffnung auf die Front. Die Deutschen waren die Verlierer. Theoretisch. Seit Juni rückte die Offensive im Westen vor. Und im Osten noch länger. Allerdings hatten sich die Aufständischen mit ihrer Einschätzung der Stärke der Deutschen verkalkuliert. Jenseits der Weichsel. Damals, bevor es losging, dachten sie, da sei noch ein kleiner Rest. Aber wie sich herausstellte, waren noch mehrere Divisionen da. Jawohl. Und es nützte nichts, dass sie die Verlierer waren. Hier waren sie stark.

*Am ersten August, dem blutigen Tag, erhob sich das Volk in
Warschau...*

.....or

Die Deutschen stehn schon vor jedem Tor,

Tateratatata...

Da weiss ich die Worte nicht mehr. Von diesem Lied über den Aufstand meine ich, diesem naiven, aber... Und weiter ging's dann:

*Verzweiflung breitet sich im Herzen aus,
zum Kämpfen ist nichts mehr da.
Mit einer Flasche geht ein Mädchen auf
einen Panzer los, um sich an ihnen zu rächen
für die zerstörte, verbrannte Stadt und für...*

Nochmal zu der Sache mit der Front. Wir hatten immer weiter Hoffnung. Nur dass es schon diese Abtrennungen gab, diese Unterteilungen: in Żoliborz, Mokotów, Powiśle, Innenstadt, Altstadt.

Die Bugaj Strasse führt von der Brücke am Schloss unterhalb der Altstadt entlang bis zur Mostowa. Von der Mostowa bis zur Münzerei (dem sogenannten Werk), d.h. Sanguszkistrasse, verlief die Rybaki.

Es ging darum, das Werk zu halten. (Da war Teik. Und da wurde Tag und Nacht gekämpft, um einen Raum, einen Gang.) Und um das Depot an der Sierakowska, beim Danziger Bahnhof. Um sich über den Viadukt, die Eisenbahn, durchzukämpfen, bis nach Żoliborz. Die Aktionen waren von beiden Seiten (Żoliborz und Altstadt) abgestimmt.

Es nützte nichts. Wir verloren das «Niemandland», das Ghetto. Wir verloren das Depot und das Stück von Muranów hinter Muranów. Die Münzerei wurde gehalten. Das war die berühmteste Festung innerhalb dieser Altstadtfestung. Ja, so war es. Noch was zum Thema Durchhalten. Standhaftigkeit. Die, was soll man da herumreden, erzwungen war. Die Lage ist ja wohl bekannt, dort die Nazis, gleich hinter der Weichsel die Russen, hier die Aufständischen und da im Westen die Amerikaner, Engländer, die Alliierten. Aber es war einfach im Grunde eine überdrehte, bis zur Unkenntlichkeit zersplitterte Maschinerie. Diese Fronten. Und dieser Aufstand. Hier – wie man ja weiss – Totenschädel, Helme – raus! raus! – Schreie, Schläge. Die Nazis, Grausen, wir hatten Angst, sie könnten irgendwie aus einem Panzer springen,

angreifen, Granaten in die Keller werfen. Denn das kam vor. Überall. Immerzu hatte ich diese Vorstellung: Lärm, Trampeln, Raus, «Hände hoch!» und – krach! Granaten, ein ganzes Bündel davon. Stichflamme. Funken. Krachen. Und dass es treffen könnte. Vielleicht würde ein Pfeiler Deckung geben. Besonders fürchteten wir uns auf unseren Spaziergängen durch die Bunker, von einem zum anderen, dass wir plötzlich auf der Wand die grossen, vergrösserten Schatten dieser schiefsitzenden Helme sehen würden.

Da war also diese Angst, dieses Grausen. Und man wollte weder, dass sie reinkamen, noch einen ungewissen Ausgang aus der Situation, noch irgendeinen Kontakt. Und dann das mit dem Viadukt. Denn sie hatten wohl wieder verkündet, jene, dass man rauskommen könnte, und soundsoviel Frauen kamen raus mit weissen Tüchern, und dann passierte da irgendwas Unschönes auf dem Viadukt. Und die Flieger, die Granaten, das waren die typischen Erscheinungen der Maschinerie. Wann und wo sollte man hier – dazu noch in diesem Kessel, Dröhnen, Krachen – was entscheiden, für sich selbst! mit wem raus? zu wem? wie? wohin? wann?

Ludwik, unter Lachen zu Tränen gerührt, erzählt von 1939, Bomben, Hölle, Massen, schon nicht mehr zum Aushalten, und hier unter den Bomben

fiu

fiuuuu

fiuuuuuu

schreien Frauen auf einmal los, irgendeine da auf ihren

Bündelchen fing auf einmal damit an:

- ergeben wir uns!

und dann die anderen:

- ergeben wir uns!

und der ganze Bunker:

- ja, ergeben wir uns!
Aber nichts da, bloss
fiuuu
fiuuu
fiuuu,
dann die Frauen, die Menge, der Bunker weiter:
– los, ergeben wir uns!
Das war's.

Zurück zum Aufstand. Zur Aktion. An der Fréta. Am Heiligen Jacek. D.h. den Dominikanern. Am 17. August. Genau am Tag des heiligen Jacek. Na, und des heiligen Miron. Aber nur im Kalender von 1922 hatte gestanden: Miron B.M. (Bischof und Märtyrer), denn Nanka hat für mich Miron aus dem Kalender ausgesucht. Aber sonst war es immer bloss «Jacek, Julianna».

Und eine Kirche des Heiligen Miron, Bischof und Märtyrer von Byzanz (Jacek war ja polnisch, der von Odrow^z) gab es nicht. Also, irgendwas trieb mich, zu diesem Anlass rauszugehen und hochzukriechen. Dahin. Als ob. Und ich kroch los. In dem mehr oder weniger möglichsten Augenblick. Und war es vielleicht da, dass die Kugeln in die Fréta sausten? Oder doch nicht. Wo ich die losen Seiten aus der «Psychologie» von Titschener aufsammlte, die aus einer zerstörten Buchhandlung geflogen kamen. Die Kugeln heulten mir rechts und links um die Ohren, und dabei bückte ich mich siebzehnmals, denn so viele Doppelseiten habe ich aufgelesen. Zur Kellerlektüre. Und das war es auch. Am 17. August, das weiss ich noch, bin ich in die Kirche des Heiligen Jacek gegangen. Stand da. Schaute. Leere. Und da kracht es schon. Granaten. Und die Kirchen, vor allem diese grossen, die sind ganz schlimm. Denn das Echo läuft darin um. Wie an kaum einem anderen Ort. Also Knall um Knall. Mit diesen Echos. Aber dann wird es zu viel. Da ein Echo irgendwo hinter der Wand. Jetzt

hat es schon nebenan eingeschlagen. Schon schwankt die Kirche. Es staubt. Auf einmal ein Spritzen, als es aufbraust und durch die Wand kracht, mitten ins Presbyterium. Und im oberen Gesims sofort ein klaffendes Loch, die Vorsprünge schuttberieselt, ein trockener Geschmack im Mund. Ich rannte raus. Was sonst. Und da plötzlich dieses Geräusch von «Orgeln», die aufgedreht werden:

krra...krra...krra...

krra...krra...krra...

Ich mit der Menge in eine Toreinfahrt. Ein Mann mit Aktentasche. Tür zur Apotheke. Dann mit der Menge auf der Treppe. Hin und her werden wir geschleudert und getrieben, und weil wir hochgestürzt waren (anstatt nach unten), war die Angst und das Ducken noch schlimmer, keiner wusste, warfen wir uns selbst hin und her, oder wurden wir geworfen. Diese «Orgeln» hatten die Eigenschaft, dass sie nicht nur vier Stockwerke von unten nach oben packten und aufrissen, sondern auch betäubten.

Das war also der Namenstag. Denn ich ging sofort danach zurück. Zum Klösschenessen. Ich glaube, Swens Mutter hat mir gratuliert. Sie drehte diese Klösschen. Wie alle anderen Frauen auch. Unentwegt. Oder den Rosenkranz. Das eine wie das andere – in kleinen Bröckchen. Die gleiche Technik.

Es wurde wohl viel gegangen. Mehr als ich in Erinnerung habe. Nicht, dass alle gingen. Swen nicht so viel. Obwohl er auch ging. Seine Mutter, Tante Uff., Zbyszek – überhaupt nicht. Und Celinka, nachdem sie am ersten Tag da in ihren Bezirk zur Miodowa gegangen war, zu ihrer Arbeit, aber wie, da ist sie überhaupt nicht mehr rausgegangen. Nirgendwohin.

Unserem Herumgerenne ist es ja zu verdanken, dass Swen und ich auch die zweite Route nach oben entdeckt haben. Die Neu-

stadtroute. Rybaki 23. (Das Haus von Leonard, dem mit der Brille und dem Mantel, der sich von dort zu uns geflüchtet hatte, weil bei uns Beton war.) Von vorne. Zum Hinterhaus. Auf den zweiten Stock. Über einen Hof mit Kopfsteinpflaster. Ins Hinterhaus gegenüber. Auf den zweiten Stock. Vier gab es. Stockwerke, insgesamt. Auf dem zweiten Stock also ging's durch einen Flur wie im Danziger Keller, und dann fand man sich im Parterre am Hang. So eine Art Innenhof, Gärten. Dazu noch überhängend (Rückseite von den Sakramentinnen, aber auch noch was anderes). (Übrigens das Aussehen von Bäumen, Gebautem bzw. Eingestürzt oder Schuttbedecktem war ja verändert und veränderte sich dazu noch immer weiter.) Überhängend also, denn dann ging's über einen Steg – über dem Abgrund des Abhangs unterhalb der Neustadt. Und von dem Steg zur ehemaligen Kirche des Heiligen Benno (jetzt wieder in Betrieb), unter dem Zaren zur Messerfabrik Bienkowski umfunktioniert. Ich erinnere mich an das Hallenartige, Kirchenartige im Innern und an das Rennen auf die Galerie hinauf. Oder den Chor. Immer schlimmer sah diese Fabrikkirche aus, immer zerspaltener, immer dürrer die Ziegelchen, immer trockener, denn es war so trocken, alles in diesem Bersten, Brennen und der Hitze war trocken. Und nichts verlosch, weil sie es nicht dazu kommen liessen, weil sie wieder draufdonnerten, wieder anbrannten, ganz ziellos, immer im Kreis. Hinter dem Benno-Bienkowski, schon von oben, vom Neustadtmarkt aus, kann ich mich an eine trockene, lange, ausgefaserte und immer weissere Planke erinnern, die polterte sobald man den Fuss daraufsetzte. Und schliesslich dann rein durch diese Eisengitter, dieses schmiedeeiserne Tor, das auch heute noch da ist, und dieses Gässchen zwischen der Rückseite der Sakramentinnen und dem Benno abschliesst. Durch dieses Gässchen rannte man dann

schon geradewegs auf den Neustadtmarkt. An der breitesten Stelle. Oder rechts davon. Hinter den Sakramentinnen in Richtung Abzweigung zur Jungfrau Maria und Koscielnastrasse (die wiederum über Holzstufen nach unten führte, die Rybaki schnitt, und bis zu diesen Verschlägen, bis zum Ufer ging. Zu den Panzern hinter der Wand). Da hatte man einen Ausblick auf den ganzen Markt. Die Verengung. Zum Dreieck. Zum Trichterchen. An der Fréta, Ecke Kozla.

Es wurde viel herumgegangen, denn einmal sind Swen und ich damals, irgendwann mal, zur Kathedrale losgegangen, ganz zielstrebig, glaube ich. Zu Besuch. Noch einmal. Sie sehen. Anfassen. Das war nötig. Bei uns. Mit dieser Kathedrale. Von dem Weg weiss ich nichts mehr. Von dem Rückweg. Bestimmt bin ich gerannt. Geduckt. Die Altstadttroute. Loch, Keller, Liegende, Verletzte:

- Oh Jesus...

Geländerchen. Waschzuber. Was Privates. Frauen. Durch die Wand. Zu den Dominikanern. Glaube ich. Ein Augenblick: die Mostowa – Barrikade – Liegende – Schiessende – Ausblick – Praga (eine andere Stadt?). Danziger Keller. Alte Mauern. Rote. Der Markt.

Ja und dann Eintreten in die Kathedrale.

Nachmittag. Hitze. Aber ruhiger. Und das Gedränge da drinnen. Und diese Staubigkeit. Wir gehen hinauf. Zum Presbyterium. Und das Gedränge ist nicht wegen der Leute. Sondern wegen der Skulpturen, Statuen, Figuren, von Heiligen, Bischöfen, Vergoldeten und Infuln... Gedränge... Menge. Helldunkel. Hitze. Aber ein unscharfes Helldunkel. Der Rest finster. Dort – da vorne, in der Tiefe, unten (bei der Tür) alles staubig. Wir gehen hin. Im Presbyterium war Gestühl. Auf der einen Seite und auf der anderen. Na und der Altar. Und diese Kathedraligkeit. Sessel, Throne, Anschläge, Aushänge, Auswüchse. Auf dem Gestühl eng gedrängt, Kopf an Kopf, Statuen, Figuren. Aber das waren da-

mals noch zusätzliche, wie sich zeigte. Und es war nicht alles: An der Tür standen sie, versammelt, auf ihren Sockeln, anscheinend einfach abgerissen, geborgen, hier gelagert, auf einen Haufen gesammelt von verschiedenen Orten, die schon zerstört waren.

Etwas von Ablasskirmes lag in der Luft. Sammlung. Oder Auswahl. Gericht. Endgültigkeit. Und das ruck- zuck, zwei, drei Tage lang.

Die Blättchen, immer im Laufschrift. Einer stürzt rein. Bringt eins. Die einen packen danach. Eine andere rafft es weg. Diese weiter. Die einen zum Altar. Zu den Kerzen. Da ist Swen. Er hat es schon in der Hand, mittendrin. Schon ist er umringt.

Umdrängt... Eine Bombe. Buchstäblich. Die Nachricht:

Heute um ... Uhr wurde die Kathedrale in einem Bombenangriff zerstört.

- Neeeeein!

Das weiss ich noch. Dieses «Neeeeein!» ging über alle Pritschen, Gänge, Pfeiler, Treppen.

- Neeeeein!

Als sie noch stand, wenn auch schon angeschlagen, hiess es, unsere und jene seien da zusammengestossen. Dass die Barrikaden aus Beichtstühlen und Zucker (in Säcken) waren. Das war wie mit der Münzerei. Diese hier – jene da. Oder wie mit dem Fernmeldeamt, später, in der Innenstadt. Da ging es scheibenweise. Ein Stockwerk diese. Ein Stockwerk jene. Und das alles erbittert, lang. Tage. Nächte. Und sogar Wochen. Oder da in der Heiligkreuzkirche, wo die Aufständischen in der Kirche selbst waren. Die Deutschen auf der Orgel. Die haben tatsächlich mit Orgelpfeifen geworfen. Sie rausgerissen. Und die sollen getönt haben. Ganz von selbst haben sie gepfeifen und geblasen. Oder die Sache mit den Kanälen. Dass man in Žoliborz in den Abwas-

serkanal fallen konnte, der in die Weichsel ging. Ab und zu reisst es einen runter – von denen, die da lang gehen. Und nach Moko-tów ist es ganz niedrig, ducken muss man sich. Und von Czer-niaków geht's manchmal nur noch fast auf den Knien. Dazu war-fen sie dann noch Gasbomben rein und Granaten. Und Stachel-draht an den Ausstiegen. Propfen.

So war es, kein Mythos, sondern ganz lebendige Wahrheit. Wie an der Bracka 18. Eingefallen. Abgeschlachtet. Abgezogen.

Licht. Noch einmal. Licht und Wasser.

Mit dem Licht und Wasser wird es mir ab jetzt noch ein paar mal durcheinandergehen. Licht und Wasser hatten wir noch lange. Aber ab und zu gab es doch Störungen und Schäden. Dann kamen die Karbidlampen in Betrieb.

Ich habe schon die Austritte erwähnt, die neben dem ersten Keller von der Treppe aus waren. Dem Eingangskeller. Eigent-lich ein Austritt. So ein grosser. Mit soundsoviel Hockklosetts. Und da kann ich mich eben an Glühbirnen an der Decke erinnern. Das heisst, dass sie noch da waren. Und brannten. Und die Tür war verschwunden. Da war ja die Dicke von der Towarowa ge-wesen, die auf der Tür vom Austritt geschlafen hatte. Diese Ka-binen mit den Hockklosetts hatten also alle keine Tür. Ich weiss noch, dass da Türangeln waren. Überall. Die Austritte waren im-mer alle besetzt. Also wartete man darauf, dass man dran kam. Und schwatzte. Dass keine Türen da waren, bloss Türangeln, das machte nichts. Keiner achtete auf den anderen. Und keiner ge-nierte sich. Ungeduldig war auch keiner, denn wohin sollte man es schon eilig haben? Man schwatzte. Mit denen, die neben einem waren. Die warteten. Die einen Haufen machten. Die schon hat-ten. Die noch mussten. Die zur Gesellschaft. Die einfach so. Die

pinkelten. Die gerade vorbeikamen. Einmal zum Beispiel, das weiss ich noch, da hatte ich mich da nachts unter dieser Glühbirne in meiner türlosen Kabine hingehockt, und nebenan war eine ältere Dame im weissen Mantel. Die ganze Zeit haben wir ganz nachbarschaftlich miteinander geplaudert.

Es hatte schlecht angefangen. Nicht, dass das erst jetzt so war. (Denn soundsoviele Male fing es schlecht an.) Aber dieses Gefühl jetzt. Des Einkreistseins. Das diesmal zur Unmöglichkeit anwuchs. Natürlich gab es Gewöhnung, Beherrschung, immer mehr Mittel zu Mitteln.

- Gegrüsset seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir...

- Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen.

Ich kann mich noch erinnern an diese krasse Deckung von «jetzt» und «in der Stunde unseres Todes» – wie viele Male habe ich sie beim Aufsagen gespürt, und es wurde ja dauernd aufgesagt, gehört, hier, daneben, nochmal hier, beim Spaziergang, bei denen nebenan und bei denen daneben, und wenn man vorbeiging, und wenn man weiterging, und wenn es irgendwo etwas lauter knallte, dann ging es wie eine Welle:

- Gegrüsset seist du Maria, voll der Gnade...

- Jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen.

Und wieder Aufsagen. Aber das war noch gar nichts. Singen. Das war erst was:

Unter Deinen Schutz wollen wir uns flü-üchten...

Ging man raus aus dem einen Keller:

Oh Juuungfrau

In den nächsten:

Unsere Beschützerin, Unsere Vermittlerin, Unsere Trösterin,

Und dann weiter:

Oh Juumungfrau

- denn das sind schon wieder andere – die haben gerade erst angefangen. Hinter der Biegung sind sie schon bei:

Mit Deinem Sohn vereine uns

Auf einmal lauter, Bomben und:

Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser, Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser, Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser.

Vorm Altar, wo sie knien:

- Für alle, die in dieser Nacht umkommen und für alle Verstorbenen: Vater unser... im Himmel... Dein... Dein... Deine... Erden...

Krachen, die Wände schwanken.

- Und vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern...

Diese Wirklichkeit – elendiglich – qualmt – die Augen muss man ständig unter den Kragen halten oder mit den Händen zu-drücken – Staub, Schutt, grau, rot, trocken und heiss in der Nase, an den Zähnen und auf der Zunge, da hindurch atmen, Hitze, alles beisst, Schwitzen –

Oooh Juumungfrau ooh Juungfrau

und auf einmal («Heiligstes Herz Jesu») Zählen – eins zwei drei vier fünf (jetzt)

Ooh Juuungfrau

- Oh oh
- eins zwei drei vier fünf sechs sieben... (jetzt)

Erbarme dich unser

Jetzt knallt es

Unsere Trösterin

- eins zwei drei vier fünf sechs sieben... acht neun zehn...

Unruhe machte sich breit, also muss es vorher ruhig gewesen sein. Singen. Flehen. Stehen. Ohne Kniefälle jetzt. Rosenkränze. Klösschen. Essen unter der Türfüllung. Denn das nahm man mit. Und wenn es reinrieselte? Pech. Kam drauf an wieviel. Dann holte man's raus, mit dem Löffel. Und ass weiter.

Dafür machte sich jetzt Unruhe breit, wenn es um die Frage ging, wo man sich aufhalten sollte. Ganz allgemein. Bei allen. Wir auch. Allmählich hatten wir einen Ortswechsel nötig. Vorerst noch nicht so dringend. Hinterher mehr. Der erste Wechsel war dann ja der Tunnel. Aber im Tunnel, das hab ich ja schon erwähnt, war eine schreckliche Türenknallerei, vom Herumgerenne der Menschen, von den «Orgeln», deshalb dann Durchzug, Wind und deshalb kalt. Na und dann das Gedränge nach anfänglicher Geräumigkeit, denn es kamen immer mehr solche Dilettanten wie wir mit ihren Federbetten, und es war eng da, ausserdem ein Durchgang, ich muss nochmal erwähnen, dass der Tunnel zwei Blocks verband. Und dass er unter dem Hof verlief. Und wir stellten uns vor, dass eine Bombe die Erdschicht (wer weiss, vielleicht war sie ganz dünn) und die Betondecke durchschlagen könnte. Also kehrte man schnell wieder in den grossen roten Bunker zurück, den mit der Kapelle.

Ich habe wohl schon gesagt, dass es ausser den Blocks A und

B noch zwei kleinere Blocks gab. Das muss jetzt hier nämlich erklärt werden. C und D. Die verliefen seitlich zur Koscielna, von der Rybaki bis zum Danziger Ufer. Dazwischen war so ein kleiner dreieckiger Hof. Abgesehen davon war zwischen dem Block B (unserem) und jenen Blocks C und D kein Platz. Sie waren aneinandergewachsen. So dass wir das vom Keller aus nicht unterscheiden konnten. Es gab Keller, Durchgänge, Kellerdurchgangsfuchten, grosse Keller oder Bunker, und an einer Stelle ging es über eine Betontreppe hinab in den Keller unter den Keller. Kesselraum. Türchen. Unterirdische Kammern, Eisen, Messstangen, Kessel, Rohre. Und noch eine weitere Ebene tiefer, da war so ein kesselartiger Teich (Tümpel) und irgendwo daneben das Einstiegloch zum hiesigen Kanal. Den wir alle sehr genau betrachtet, in Erwägung gezogen, auf die Möglichkeiten geprüft, besprochen und umringt hatten, besonders die Männer, denn wir hatten die grösste Angst, und vor allem die jungen. Denn die ersten, die sie abknallten, das waren die jungen.

Irgendwo in der Gegend dieses Durcheinanders war eine Abzweigung aus Beton, alles aus Beton, grau, hart, trocken, rauh, allerdings mit Herumgerenne, Federbetten, Radau wie in der Wäscherei. Von dieser Abzweigung aus ging eine Tür zum Tunnel. Dem besagten. Der Tunnel zog sich hin, lang, darmartig, grau, glühbirnengrell. Bis zu der Tür von Block A, wo sich damals die Trocinska mit ihrem Bettzeug an der Wand niedergelassen hatte. Und dann wir. Und dann die anderen.

Wir kehrten zu unserem grossen Bunker zurück und überlegten sofort, in welchen anderen Keller wir umziehen könnten. Ob? Und wann? Was waren die sogenannten unmittelbaren Gründe, unabhängig von dem, was man als das Gesetz des Herumkreiselns kannte und davon, wie man zu sich selbst und zur Relativität

des Umziehens stand. Sicherheitsgründe? Dass vielleicht doch? Dass dieser Keller ein kleines bisschen vorsteht, zu wenig Pfeiler hat? Oder wie? Ja. Sowas ähnliches. Denn der nächste Keller war ja eben, was weiss ich, tiefer oder mehr befeilert, aus Beton, ganz grau, dunkelgrau, sehr gewölbt, kleiner, ja, aber niedriger gewölbt, das war ein wichtiger Grund. Er war unter Block C oder D. Näher an der Koscielna. Ja, und dieser alte, grosse, höhere hatte das Ufer hinter der Wand. Das stimmt. Praga. Die Weichsel. Die Kanonenboote. «Pssst, da ist ein Panzer hinter der Wand, pssst...» Witze über Witze. Aber das Ufer gehörte denen. Da waren die Stacheldrahtverschlänge. Für uns. (Wir hatten Barrikaden für sie.) Die Weichsel. Und die Scheinwerfer. Links. Rechts. Über den Asphalt und das Wasser und den Himmel und wieder über den Asphalt, das Wasser, den Himmel – eins zwei drei im Kreis und eins zwei drei, die von der linken Seite eins zwei drei –, die von der rechten Seite von der Kierbedzbrücke und wieder die linken von der Eisenbahnbrücke, wie die Mühle, wie die Mühle. (Und wirklich, das ganze Panorama machten diese beiden Brücken aus. Zwei eiserne Gitter über die Weichsel. Noch standen sie. Oh ja. Und dienten denen. Rechts die Kierbedzbrücke, die von der Kirche ausging, und links die Eisenbahn-Ringbahnbrücke, die vom linken Ende des Zoos kam, dann Goledzinów streifte – hinter Goledzinów war Zeran – bis zur Zitadelle hier... Die Eisenbahn fuhr oben drüber. Auf zwei Obenebenen. Denn das war so eine Zweierbrücke. Auf getrennten Pfeilern. Und hinter diesen Gitter-Gattern unter der Eisenbahn, da fuhren die anderen – ratter- knatter auf solchen dicken Balken, die hüpfen und staubten, weil sie aus Holz waren – die Fuhrwerke...) Soundso lang noch in dem roten Bunker, dem ursprünglichen, diesem Ur auf den Urpritschen mit Blick auf die tröpfelnden Altarkerzen,

dann der Tunnel, Wind und Durchzug, Berechnungen, Rückkehr zu den Urpitschen, aber schon mehr in der Mitte, das heisst näher am Altar und dann – der wievielte es war, weiss ich nicht mehr – Umzug. In einen anderen Bunker. Grau. Bepfeilert. Dunkler, stiller, weniger Leute, überhaupt wenig – vorerst. Pritschen? Die waren wohl gleich da – ja – gab es vielleicht so ein System, dass die immer bereit waren? Da ist was dran, glaube ich. Also jetzt... 17. August... Tag der heiligen Jacek und Miron. Fréta. Orgeln. Rums. In die Klösschen. Swens Mutter machte Klösschen...

Im Tunnel waren wir so um den 18., 19. Das heisst, der Umzug war frühestens am 20. August. Am 26. August war der Auszug. Und am 23. (so war's wohl!) war ein denkwürdiger Tag. Und da hatten wir schon gut etliche Tage da gesessen. Ganz bestimmt schon zwei, drei Tage vor dem 23. In der Erinnerung sieht das gut wie etliche Tage aus, diese zwei Tage. Fast wie eine Woche. Und nicht nur in der Erinnerung. Damals nämlich auch. Damals, in dieser vorschrecklichsten Phase auf der Rybaki fing man an, die Zeit anders zu zählen, schneller. Als verlief sie langsamer. Aber das schien nur so. Sie wurde dichter.

Also, der zwanzigste Tag des Aufstands. Wir sind in dem neuen Bunker, unter den Pfeilern. In Kriegszeiten gibt es wohl immer eine Rückkehr zum Matriarchat. Erst recht in diesem Krieg. Und erst recht wenn man runterging, unter Warschau (in diesen Ameisenhaufen der Bunker), in diesem Aufstand. Das war Rückkehr – und Ausbruch. Des Matriarchats. In Kellern? In Höhlen? Wo ist der Unterschied. Menschenhaufen. Die Mütter herrschen. Sitzen unter der Erde. Geh in Deckung! Wag dich nicht raus! Tödliche Gefahr. Unentwegt. Auch wenn man sich nicht rauswagte. Und wie sich beholfen wurde. Gut, dass die Karbidlampen und -lämpchen und Kerzen da schon erfunden waren. Ja

und die Federbetten. Auch die Waffen ein bisschen besser als zu Höhlenzeiten. Aber nicht viel. Und es gab nicht viel von diesen Waffen. Für Ausgewählte. Futtermittel. Die allerdings immer kleiner wurden. Verschwindend klein. Was waren das auch für Vorräte. Getier? Gab's keins. Denn das grosse war schon aufgegessen. Und kleines? Manchmal hatte einer da seinen Liebling mit, brachte ihn mit nach unten und sass dann damit herum. Aber selten. Besonders in der Altstadt. Entweder war hier überhaupt weniger. Oder sie nahmen sie nicht mit. Oder sie nahmen sie mit und sie verendeten ihnen. Was nicht entflohen, entflohen, verbrannt, verloren, verendet war, das wurde erlegt. Katzen verschwanden. Hunde verschwanden. Von dem, was flog, ganz zu schweigen. Das Einzige war noch diese Grille im Dunkeln an der Wand. Und dann im September – die Läuse.

Also der Bunker unter den Pfeilern. Erst ganz normales Gedränge. Also war Platz. Ein Paar. An das kann ich mich erinnern. Jung. Wie sie energisch ihre Karbidlampe schüttelte. Aus der Zakroczymskastrasse.

- Dreimal haben sie die Trümmer bombardiert...

Ich war schrecklich verwundert. Denn das Gespräch hatte ja damit begonnen, dass ich gesagt hatte, dass die wohl nicht noch extra die Trümmer bombardieren. Und jetzt konnte ich das kaum glauben. Und das kam deshalb, weil man inzwischen die Trümmer als die ungefährlichsten Orte ansah. So ein Pech.

- Natürlich bombardieren sie die Trümmer. Und zwar extra.

Und an dieser Stelle geht jetzt die Sache mit dem Licht durcheinander. Denn anscheinend war welches da. Und ich kann mich an sie erinnern, wie sie immer wieder die Karbidlampe schüttelte. Sie hatte ganz kurzgeschorene Haare. Und immer in Bewegung. Auch beim Sitzen in Bewegung. Sobald die Karbidlampe dabei

war auszugehen, packte sie sie, und dann – knirsch-knirsch! Und sssst – die Flamme war wieder gross.

Davon abgesehen nichts Neues im Bunker unter den Pfeilern. Dämmern. Hitze. Brennen. Die Sakramentinnen. Denn sie brannten immer noch. Fast die ganze Zeit. Und von da trieb der Rauch. Von oben. Vom Abhang runter. Und von unten. Und da was. Und da. Und dann gleich:

- Da sind sie – denn man konnte schon die Flieger hören, wie sie über uns tiefer flogen. Gleich, sicher schon am ersten Tag, weiss ich noch, dass da unter den Pfeilern im grauen Licht aus dem Fensterchen eine Bank an der Wand stand. Aus den zerbombten Häusern kamen sie runter. Abgerissen. Hungrig. Mit was in der Hand oder ganz ohne was.

- Ich hab solchen Hunger – sagt eine junge.

- Da, Fräulein! Ein älterer Mann, der auf dieser Bank sitzt, hört auf, seine Suppe zu essen, und als sie gerade angefangen hatte zu essen, sagte er: Ich hab zwei Tage lang nichts gegessen, aber ich kann es aushalten.

In der Nacht tobten die Granaten und «Orgeln». Aber dennoch waren die Nächte besser. Weil ohne Bomben. Nachts gab es die meisten Aktionen. Die für Zivilisten. Freiwillige. Nur nachts konnte man jetzt die Barrikaden verschieben. Denn darum ging es ja. Einmal. Das weiss ich noch. Wir hatten offensichtlich ein Stück Terrain verloren. Oder vielleicht nur Taktik. Denn die Barrikade musste um soundsoviel Meter versetzt werden. In unsere Richtung. Auf der Rybaki. Schon kurz vor dem Werk. Versammlung. Der Freiwilligen. Um eins oder zwei. Wir sind ziemlich viele. Wohl so etwas über zwanzig. Spaten. Schaufeln. Hacken. Alles ausgeteilt. Wir also los. Ganz warm ist es. Und in diesem Augenblick sogar still. Bis zu den Sternen, so scheint es mir. Aber was rede ich von Sternen. Die waren bestimmt vom Rauch ver-

hüllt. Ein Oberleutnant führt uns an. Oberleutnant? Wie das denn? Das sag ich jetzt mal so. Ein Oberleutnant, das war was während des Aufstands. Also wohl so was wie ein Unteroffizier. Allgemein so eine zivil-offizierlich-halbsoldatische Person. Man darf nicht vergessen, dass es insgesamt 55 tausend Aufständische in Warschau waren.

Wir gingen also. Unser Block, der B mit C und D, vor uns den Staketenzaun, den Abhang mit den Sakramentinnen und der Mauer. Barrikade. Kreuzung Rybaki und Koscielna. Wieder eine Barrikade. Verschiedene Gräben. An der Uferseite Lager, aber auch was Wohnungsartiges. Die Rybaki ganz schief, Windungen, ungleichmässige Breite. Kopfsteinpflaster. Links der Abhang, über den Mäuerchen, Mauern, Trümmern. (Ja, richtig: Trümmer!...) Auf dem Abhang, oben, hinter der Kuppel der Sakramentinnen, die Jungfrau Maria. Gotisch. Mit freistehendem Turm. Von der Seite ein Weichsellüftchen. Ausserdem diese Scheinwerfermühlen. Unter den Füßen immer wieder was anderes. Plötzlich trockenes Gras. Oder Erdbrocken. Oder Haufen von irgendwas Undefinierbarem. Danach nur noch dieses Kopfsteinpflaster, das weiss ich noch. Und dass man ein bisschen von den niedrigen Gebäuden auf die Rybaki sehen konnte. Und diese Barrikade. Die eben zurückgezogen werden sollte. Na und dann auf einmal diese Stille. Die dauerte und dauerte. So dass wir schon anfangen, grosse Angst zu haben.

- Pssst... da sind die Deutschen...

- Pssst... die hören uns noch.

Wir gelangen zum Ziel. Alles gerät in Bewegung. Hinter der Barrikade war noch ein Stück Rybaki. Und die Strassenmündung. Da senkte sich die Fahrbahn wohl. Es war buchstäblich ein Umzug mit der Barrikade. Platte um Platte. Jedes Stück Pflaster. Schiene um Schiene. (Diese Geräte, die ich erwähnt habe, waren

wohl nicht dafür ausgeteilt worden; das hab ich mit einer anderen nächtlichen Aktion verwechselt.) Die Nacht war nicht besonders lang. Jeden Augenblick konnte wer weiss was in die Luft gehen. Die Stille wurde immer verdächtiger. Also Tempo. Tempo. Bewegung. Und viele Sachen, die schwer waren und schepperten. Viel – das weiss ich noch – Blech. Und Blech hallt. Viel Hin und Her, Leute, Tragen im Trab und schnell Rennen nach dem nächsten, und wieder. Und das andauernd, alle, bei diesem Rennen mit Tragen und aneinander vorbei, so eilig, da wisperten die einen und die anderen sich immer nur gegenseitig zu:

- Pssst...

Und bei so vielen Leuten und Sachen musste ja was verloren gehen. Und dann noch diese Hast. Das Aufbauen sah also eher aus wie Hinwerfen. Und das wieder so ähnlich wie Aufeinanderlegen. Aber genug davon!

- Pssst...

Wir rannten damit von der alten (immer kleineren, schwindenden Barrikade) in die Rybaki hinein, zu der neuen, immer grösseren Barrikade. Dabei an den Häusern auf der Weichseite vorbei. Und an dem Holzhaus auf der Abhangseite. Und wohl auch an Steinhäusern am Abhang. Auf einmal lässt einer – doch wohl nicht ich? – ein Blech fallen. Auf dieses Kopfsteinpflaster. Knall. Klirren. Schreckliches Hallen. In diesem Augenblick kam uns alles, dieser Hintergrund völliger Stille und diese Wärme (August) so verdächtig vor, dass wir erstarrten. Und ich weiss nicht, ob es wirklich daran lag. Aber sofort kam über uns Feuer hochgeflogen. So ein richtiges. Mit Heulen. Eine Granate.

Dann eine zweite. Mit Heulen. Wie ein Komet. Und krach! Von der Kierbedzbrücke. Und eine dritte: Feuer – Heulen – krach! Feuer – Heulen – krach! – von gegenüber, vom Danziger Bahnhof, auf einmal. Und eine zweite vom Bahnhof. Und wieder

eine von der Brücke. Und vom Bahnhof. Und von der Brücke. Und krach! krach! Sofort. Zwischen zwei Schusslinien hatten sie uns genommen. Buchstäblich. Die Barrikade hatten wir fast fertig. Und auch wenn wir es nicht gehabt hätten, wäre es nicht mehr lange gegangen. Jetzt wohl noch eine dritte Richtung. Aus der sie loslegten. Von der Weichsel oder vom Zoo. Ich weiss nur noch, dass da Feuer war von den verschiedenen Seiten. Überschneidungen. Kreuzungen. Rot.

Ich sah nicht sofort klar. Was tun? Und was taten die anderen? Die begannen irgendwie zu verschwinden. Verschwinden musste man. Aber wie? Wo sich hinwerfen? Ich an die Mauer. Keine Deckung. Ich stürzte in die Toreinfahrt dieses Hauses an der Weichselseite. Es war ausgerechnet der Weichsel zugewandt. Ganz Praga. Ich weiss nicht, ob es einen Hof hatte. Oder wie sich das nannte. Ich weiss, dass es da nichts gab. Nur die Weichsel, Praga, Granaten und Krachen mit Echo. Noch irgendeiner neben mir. Wie viele konnten da sein, da stehen? Eins, zwei, nach einer Minute sprang ich raus. Unten vor die Mauer. Und aufs Pflaster. Ich schaue... das heisst, ich fühle es eher: die plötzliche Rettung – ein Fensterchen in ein Kellerchen. Wie eine Katze so schmal habe ich mich gemacht. Zisch. Nach unten. Noch einer mir hinterher. Von drinnen kam es ganz wärmlich. Und Geschwatze:

Tratsch-ratsch-ratsch. Ich war mitten in einen dichtgedrängten Haufen Menschen geraten, ins Gewühl, Mann an Mann. Denn das waren die – wir, von der Barrikade. Mit irgendwas, mit Spaten (ja genau, an die Spaten kann ich mich erinnern)... Aber was war es hier eng. Und nichts, aber auch gar nichts anderes, kein Ausgang, Loch, Schlupfwinkelchen. Nur das Katzenfensterchen oben und dieses Örtchen hier. Warm warm. Soviel Leben wie Gestank und

Angst. Und Zusammenrücken in katziger Findigkeit. Fast so viel Platz wie für fünf Sack Kartoffeln. Von Zeit zu Zeit stiess noch einer vom Fensterchen aus dazu. Auch von uns, von dem Rest. Zisch! Und da war er. Und noch enger. Dass man keine Hand, keinen Fuss rühren kann. Also rührte man sich nicht. Es war ja eigentlich auch Glück genug – hier sein. Und dabei – nur einen Katzensprung von der Strasse entfernt. Was sich da tat! Platsch! In unsere Barrikade. Irgendwas zer-dingsda. Platsch. Auf's Pflaster. Platsch ins Holzhaus. Hohe Flammen. Eine Zeitlang. Und dann sinken sie wieder ein. Das Holzhaus ist abgebrannt.

Wie lange haben wir da gegessen? Lange, allerdings nicht bis zum Morgen. Es war noch dunkel, als es anfang, ruhiger zu werden. Rasch. Und dann aufhörte. Wir rannten raus. Die Geräte in der Hand. Was wir nicht dabei hatten, musste aufgesammelt werden. Schnell. Was sonst noch war, weiss ich nicht mehr. Nur dass es schnell ging. Kopfsteinpflaster. Der Himmel. August. Irgendwas unter dem Arm (den Spaten?). Koscielna. Ecke. An der Barrikade... dieser hier... Stille – nur ein Paar – er und sie, sitzen an der Seite der Barrikade – auf Wache. Und schwatzen. Als gäbe es nichts anderes. Sollte es nicht geben. Nur Wärme. Sitzen. Die Barrikade wie die Seite eines Möbels. Und schwatzen. Dass ich glücklich war, dass ich zurückgekommen war, das weiss ich auch noch.

Morgens – von Anfang an: Sonne, Hitze, Rauch, Flieger, Bombenangriffe, es brennt. Immerzu erwähne ich das. Wenn sich einer die drei Zerstörungen Warschaws vorstellen will, im September 1939, im Ghettoaufstand vom 19. April bis ungefähr zum 20. Mai und im Warschauer Aufstand 1944 – bei allen waren diese Sonnen, Hitzen, Brände, Flieger. Die Hitze, diese Sonne und der blaue Himmel vermischt mit Bränden, Rauchwolken, Krachen,

Schuttwolken, verlieh dem, an das man ohnehin kaum glauben konnte, obwohl es da war, etwas Exotisches. Oder eine zusätzliche, dreifache Verwirrung im Kopf.

Das also war's – vom Morgen an. Das waren schon die Tage, an denen jede Stunde, jede halbe Stunde in unserer Umgebung näher, ferner, höher etwas einstürzte oder verschüttet wurde. Einige retteten sich, soweit es möglich war. Die einen gruben die anderen aus, soweit es möglich war. In gewissen Abständen kamen neue Leute zu uns in die Bunker. Noch mit Putz bedeckt, mit Bündeln, ohne Bündel, ohne irgendwas, mit Kindern, mit Familien, allein. Sie kamen rein. Stürzten rein. Alle wurden aufgenommen. Das war selbstverständlich. Immer enger diese Bank-Pritschen. Graues Licht durch das Fensterchen. Noch Platz. Später kommen immer neue und neue rein. Soundsooft am Tag. Rybaki 23, der Durchgang ist schon zerbombt. Schon soundsoviele auf der Mostowa. Schon soundsoviele auf der Koscielna. Schon die Rybaki jenseits der Koscielna. Schon die Boleszcstrasse.

Irgendwann kamen tatsächlich vier Generationen, die ausgebombt worden waren. Lusja Romanowska mit Mareczek, Frau Ryminska, ihre Mutter, und Tante Zosia, die Tante von Frau Ryminska, in schwarzem Hut und Mantel und mit schwarzem Stock.

- Guten Tag... dürfen wir...
- Ja. Bitte sehr. Selbstverständlich. Woher seid ihr? Hier ist Platz. Bitte sehr.
- Koscielna 2. Jetzt haben sie uns ausgebombt. Ein Glück, dass wir leben.

Wir machten ihnen bei uns in der Nähe Platz. Wir, das heisst alle sechs mit unserem Herdchen aus drei Ziegeln an dem Pfeiler. Sie setzten sich wohl auf die Bank. Mareczek war vielleicht drei oder vier. Tante Zosia war genau am 1. August zu Lusja zu Besuch gekommen. Lusja war Schriftstellerin. Wir freundeten uns

sofort an. Und dann wurde geredet und geredet. Bloss immer neue Bomben. Neue:

- Eins zwei drei vier... – Neue Verschüttete. Und die Geretteten, die rausgekommen waren:

- Dürfen wir?

- Ja, woher seid ihr?

Und sie setzten sich. Und erzählten.

Alle in unserem Bunker unter den Pfeilern lebten in grosser Freundschaft miteinander. Es gab hier nicht einen Streit, nicht eine Zankerei. In den anderen Bunkern war es aber auch nicht übel. Die Bunker an sich wurden immer besser. Und es wurde immer schlimmer.

Das Datum weiss ich nicht mehr. 23. oder 24. August? Nachmittag. An diesem Tag standen wir oft. Das war so ein Instinkt, dass man bei der Bombardierung stand. Anstatt zu sitzen. Vielleicht hätte man es im Sitzen nicht aushalten können. Vielleicht ging es auch um die Nähe der Pfeiler, denn wir standen immer um die Pfeiler herum. Als ob man an den Pfeilern dieses eine Prozentchen mehr Chancen hätte. Wenns um's Letzte ging.

So war mein Vater einmal, das war auch um diese Zeit, in einen Keller zwischen Marszałkowska und Zielna gerannt, da krachte es, genau in diesem Moment, nebenan rein, schlug bis in den Keller durch, und dann kam von schräg oben der Schutt auf sie runter. Alle blieben auf der Stelle stehen und hielten sich bloss die Hände über den Kopf. Um bloss noch – falls ein Ziegel runterfallen sollte –, sich bloss noch diese eine Chance nicht entgehen zu lassen. Und irgendwie haben sie überlebt. Dort. Und nebenan fingen sofort andere an, die Verschütteten auszugraben.

Das war also der Nachmittag. Wir standen wohl schon ziemlich lange an den Pfeilern. Denn ein Flieger kam nach dem anderen. Und knallte. Und der nächste. Und die Bomben. Wir wussten

nicht, was mit unseren Blocks passierte. Was sie schon getroffen hatte. Wo es schon durchgeschlagen war. Damals ist wohl der Block A eingestürzt, an der Rybaki. Es wurde nicht gesungen – damals. Und auch nicht «eins zwei» gezählt. Swens Mutter neben mir hatte den Kopf an den Pfeiler gelegt und betete leise. Das Licht brannte damals – das weiss ich noch. Ja, es war bestimmt damals, dass es im Block A eingeschlagen hat. Denn die Flieger kamen immer weiter im Tiefflug. Mit Geheul. Dann das Heulen der Bombe. Der ersten, der zweiten. Und dann krachte es. Irgendwas stürzte ein. Immer näher. An dem letzten Pfeiler, unter der Glühbirne stellte sich da plötzlich so ein Frauchen in einem hellen, ganz normalen Mantel auf. Keiner kannte sie. Und auf einmal fing sie in dieser Stille an zu sprechen:

- Kommt, Leute, beten wir, wir werden durchhalten. Beten wir zum heiligen Christopherus – und sie holte schnell ein Bildchen aus der Tasche. Wieder stürzte was ein.

Und wieder fi-u-u-u

Sie hielt das Bild hoch.

- Leute, der heilige Christopherus wird uns aus dieser Flut herausführen.

Neue Flieger.

Die Frau in dem Mantel fing an zu reden, monoton, aber so, dass jedes Wort in seiner vollen Bedeutung bis zu mir drang:

Wer im Schutze des Höchsten sitzt, der ruht im Schatten des Allmächtigen, ich spreche zum Ewigen: meine Zuflucht und meine Burg, mein Gott, dem ich vertraue.

Swen hockte sich hin. Neben mich. Unter dem Pfeiler. Heulen. Und dann hörten wir, dass es uns getroffen hatte. Krachen. Das

Licht ging aus. Etwas zitterte. Über uns begann es zu beben. Und die Decke des zweiten Stocks stürzte in den ersten.

*Er wird dich retten aus der Schlinge des Vogelstellers
von der Pest Verderben,
Mit seinem Gefieder deckt er dich
und unter seinen Fittichen bist du geborgen,
Schild und Panzer ist seine Treue.*

Es dröhnte. Schutt rieselte.
Nur die Frau in dem Mantel redete die ganze Zeit:

*Seine Engel entbietet er für dich,
dich zu behüten auf all deinen Wegen...*

Über uns stürzte was ein.
Einen Augenblick lang Pause.

*Auf Händen tragen sie dich, dass nicht
an dem Steine dein Fuss sich stosse...*

An der Stelle brach sie wohl ab.

Wieder fing das Beben an. Etwas rutschte ab, unter Dröhnen. Das immer stärker wurde. Swen drückte seine Hand in mein Knie. Ich presste meine Augen zu und steckte den Kopf unter meinen Kragen. «Ist es jetzt soweit? Jetzt? ja, Pech, aber wo wird es draufdrücken – auf den Kopf? die Beine? wird es plattdrücken? wenn's nur schnell geht.» Zwei Decken zusammen waren vom ersten Stock ins Parterre gestürzt, also waren wir jetzt dran. Swen drückte seinen Kopf unter mein Knie. Swens Mutter stand unverändert da. Ganz still war es. Eine vollständige Stille. Es dröhnte nur was, rieselte was, rieselte noch was, rieselte...

Es war schwarz, allerdings mit Staubwolken.

Plötzlich... begriffen wir, dass wir nicht zerquetscht würden. Und erst da fing die Leute an zu husten, würgen, keuchen, und einer schrie:

- Die Tür! Ist die Tür noch da!?
- Die Tür! Seht nach! Sind wir verschüttet? Die Tür!
- Streichhölzer! Hat einer Streichhölzer?
- Die Tür?! Ich glaube sie ist verschüttet! Das Fenster ist verschüttet! Streichhölzer!

Hustend zündete Zbyszek das erste Streichholz an.

- Nichts zu sehen...

Das zweite, geht näher ran:

- Nein, da ist glaub ich keine Tür mehr – wir sind verschüttet! Doch, da, da ist sie! Geht auf... alles in Ordnung, alles in Ordnung...

Der Block war zerbombt. Von der Rybaki aus sahen wir es uns wohl erst am zweiten Tag an. Swen und ich. Keiner ging, um sich das anzusehen, was die Bomben da über uns hinterlassen hatten. Auch am zweiten Tag nicht. Keiner war darauf neugierig. Das hat mich sehr gewundert. Mit dem Licht war es wohl nicht ganz klar, auf jeden Fall gab es aber noch Licht. Da, wo die Leitungen nicht durchgerissen waren. Aber ich erinnere mich noch daran, wie es am zweiten Tag hiess, dass im Parterre die Duschen funktionierten. Mit kaltem Wasser. Warmes konnte man ja wohl nicht erwarten. Swen hatte aber keine Lust auf kaltes Wasser. Ich bin auch ein Frierer. Aber es war heiss. Und ausserdem dachte ich, diese Duschen, die da – nach dem, was passiert war – noch funktionierten, seien vielleicht die letzte Möglichkeit, sich richtig zu waschen, in einer ruhigeren Phase, nach den Fliegerangriffen, am nächsten Tag, abends – diese Duschen waren ja irgendwo über uns, und unter uns, wer weiss, wie das da überhaupt aussah?

Ich ging also um den Flur, die Treppe, den Ausgang herum und stand dann vor unserem Parterre, vom Hof aus, dem zweiten. Ich ging sogar rein in das Parterre. Denn das war möglich. Diese Duschen waren ja wirklich da. Und sie funktionierten. Ich glaub

sogar mit Kabinen. Und man konnte sich in aller Ruhe – denn keiner drängte sich besonders da zum Waschen – nackt ausziehen und duschen. Und wie sah der Rest aus? Der Rest – das waren diese beiden eingestürzten Decken, die jetzt zu einem grossen Betonpilz zusammengepappt waren, der wiederum mit dem Rest des Parterres zusammenklebte – unser Bunker war genau da, wo die Vertiefung mit den Duschen aufhörte, und wo der Rand des Pilzes herunterhing und ans Parterre angewachsen war.

Genau an diesem Tag, dem zweiten Tag nach der Bombardierung und nach weiteren Bombenangriffen von morgens bis abends, nach meiner Dusche, als es sich etwas beruhigt hatte, kam abends der Priester zu uns gelaufen. Nicht nur zu uns. Auch zu anderen Bunkern. Nicht der erste Priester. Und auch nicht das erste Mal. Er kam angelaufen, um jedem Bunker die sogenannten letzten Sakramente zu erteilen. Er kam so, wie er ging und stand. Er hatte nichts mit. Alles war entweder aufgebraucht oder verschüttet. Ich schreibe hier darüber, weil das auch eine der wichtigeren Erinnerungen ist. Bekanntlich sind die Kirchen ja immer, selbst in den schlimmsten Zeiten, ausreichend mit diesen Kommunionsoblaten versorgt und kümmern sich darum immer ganz besonders. Das ist eine Sache, die nie fehlt! Irgendwann in der Religionsstunde hatte ich mal von der «heiligen Notkommunion» gehört. Dann, wenn keine Oblaten da sind, aber man sie trotzdem empfangen will.

Ich weiss noch, dass damals das elektrische Licht brannte – ob das in unserem Keller war oder nebenan. Es war voll mit Menschen. Wohl doch unserer. Denn der Kopf des Priesters war ganz nah an der Glühbirne und der Deckenwölbung. Die Stimmung war ungeheuer bedrückt. Und konzentriert. Der Priester:

- Jetzt sagen wir alle zusammen laut das Sündenbekenntnis

auf: «Gott der Allmächtige in der Heiligen Dreifaltigkeit, ich bekenne, dass ich gesündigt habe in Gedanken, Worten und Taten, meine Schuld, meine Schuld, meine übergrosse Schuld.»

Stille.

- Und jetzt – sagte der Priester, nach diesem Auf sagen im Chor – empfangen wir alle die heilige Notkommunion. – Hier ein kurzes Gebet. Stille. Alle senkten den Kopf. Das war's.

Der Priester ging weiter zum nächsten Keller.

Entweder vor der Nacht oder am Morgen zogen wir in den grossen Bunker um, den alten. Noch einmal. In diesem Keller, unter den Pfeilern, grauste es uns zu sehr. Aber hier – in dem alten – grauste es uns auch. Wir hatten uns schon vorher diese Eingänge, Abstiege in unser Kanälchen angesehen. Aber – wohin führte es? Wir dachten an die richtigen Kanäle. Zur Innenstadt. Aber wahrscheinlich warteten Massen darauf, hineinzugehen. Und um reingehn zu können, brauchte man einen Passierschein. Und auf die Passierscheine warteten Massen.

Wir hatten Angst, die Deutschen könnten reinkommen. Wir hatten Angst vor den Schatten dieser Helme. Vor allem abends. Oder nachts. Swen und ich sahen oft zur Decke hinauf – ob sie vielleicht schon runterkamen, jeden Augenblick konnten sie hinter den Panzern hervorstürzen. Die Panzer kamen jetzt wirklich angerollt. Vom Ufer. Und von der Koscielna. Die Aufständischen bezogen nur noch hinter den Fensterchen Stellung. In den Rahmen geduckt warteten sie manchmal stundenlang. Mit einer Granate. Oder einer Flasche.

Ich dachte damals an diese Pfeiler. Für den Fall, dass sie (die Deutschen) wirklich runterkommen und mit Granaten werfen sollten, wären diese Pfeiler wirklich ein Schutz. Zumindest fürs erste. Danach – wer weiss – würden sie befehlen, rauszukommen,

die Barrikaden auseinanderzunehmen – vor Panzern hertreiben, wie sie das die ganze Zeit machten. Róza Ad. ist ja mit Basia da-geblieben und ist vor dem Panzer her gejagt worden. Und vorher, noch im Keller, hatte sie wohl zu Basia gesagt:

- Wein nicht, wir leben sowieso nicht mehr lange. – Und sie haben doch überlebt.

Man war also unentwegt dabei, mit anderen zusammen zu überlegen: was sollen wir jetzt machen? Tante Uff. und Swens Mutter waren schon ein paarmal so weit gewesen, dass sie weg-gehn wollten. Und zweimal wollten sie sich schon aufmachen. Zur oberen Altstadt. Aber beide Male war ich gerade irgendwo. Für irgendwas. Einmal auf einer Aktion, das weiss ich noch. Und zweimal haben sie dann doch auf mich gewartet, und als ich kam, da war gerade so ein Beschuss, Luftangriff oder allgemein die Hölle los, dass der Auszug verschoben wurde. Aber am 25. August waren wir wohl schon ganz entschlossen und bereit. Und wir hatten genug von der Rybaki. Der Weichsel. Diesen Blocks. Wir, Lusia mit dem kleinen Mareczek und ihre Mutter. Die Tante Zosia hatte nämlich gesagt, wir könnten ruhig gehen, sie würde da-bleiben. Und die Ad.s kamen mit uns. Die Frage war: Wohin?

- Zu den Sakramentinnen.

Also beschlossen wir zur Abwechslung:

- Zu den Sakramentinnen.

- Zu den Sakramentinnen.

Die Sakramentinnen waren schon fast ganz abgebrannt. Aber die Kirche selbst stand noch. Ich weiss nicht mehr, in welchem Zustand. Ziemlich angeknackst scheint mir. Aber prinzipiell stand sie noch. Mit der Kuppel? Ich weiss es nicht mehr. Wenn es zu dieser Zeit von etwas hiess, dass es noch «steht», dann konnte das so relativ sein, dass ich wirklich nicht mehr weiss, wie es war. Aber wohin sonst als dorthin? In unserem ganzen Stadtteil

gab es – so wie alle sagten – nur noch zwei Adressen: Hipoteczna 5 und das Haus «Zur schiefen Laterne» in der Podwalestrasse, also erwogen wir auch diese beiden noch erhaltenen Häuser. Aber da nur diese beiden noch standen, was musste dann da für ein Gedränge sein.

Lusia sagte:

- Am besten wäre Hipoteczna 5. Da habe ich eine Bekannte.

Aber andererseits – ein zusätzlicher Hinderungsgrund – war es weit bis zur Hipoteczna.

Naja, aber – hierbleiben? Das war unmöglich. Die Blocks sind am Ende. Und die Deutschen würden jeden Moment reinkommen. Einfach so.

- Und in die Trümmer?

- Ja genau! In die Trümmer.

Das war nicht das erste Mal, dass dieser Vorschlag fiel.

- Aber wenn sie doch die Trümmer auch bombardieren?

- Vielleicht bombardieren sie sie aber doch nicht so wie hier, nicht so gezielt.

- Na ja, aber wenn's dafür in die Trümmer einschlägt, dann aber gute Nacht, denn da ist bloss eine Decke oder überhaupt...

Naja, und so weiter im Kreis. Immer passte irgendwas nicht. Aber wir fühlten, dass wir hier raus mussten.

Dieser Tag, der 25. August, war bestimmt ganz schrecklich, denn wir haben wohl schon am Abend beschlossen, dass wir im Morgengrauen Weggehen würden. Denn die Durchgänge zur Altstadt und zur Neustadt waren schon abgebrannt, zerbombt. Und zu den Sakramentinnen musste man den Abhang hinaufkraxeln. Oder über die offene «Pfanne». Unter Beschuss.

In der Nacht kamen Aufständische rein.

- Wer kann mitkommen zum Gräbenziehen?

Soundsoviele standen auf. Ich auch.

- Komm bloss zurück, bevor es hell wird – sagte Swen.

Sie gaben jedem von uns einen Spaten und eine Hacke. Und dann im Laufschrift auf die Strasse. Ganz leise. Warm war es. Ich weiss nur, dass die Rybaki, oder eher die Strasse, die so hiess, und die Koscielna und die Kreuzung sich damals schon sehr verändert hatten. Allgemein hatten sie keinerlei Ähnlichkeit mehr damit, wie sie mal ausgesehen hatten oder überhaupt mit einer Strasse. Oder mit einer Kreuzung.

Jetzt herrschte eine andere Ordnung.

Hügel. Gräben. Barrikaden-Wände. Trümmer-Barrikaden.

Alles eher quer. Und in die Tiefe.

Ich rede hier von Veränderungen, die man, wie es so heisst, erreichen oder erfassen konnte: beim Voranschritteln, Ausstrecken der Hände, Einatmen von Trümmermehl und Qualm; ganz allgemein in Umrissen, denn es war ja Nacht.

Wie hielt sich da dieser ganze obere Teil, das heisst: den Berg hinaus, der Berg und das, was auf dem Berg war: die Neustadt der Altstadt? Oder besser: wie hing es da? An und auf sich selbst? Ausgebrannt vom lichterlohen Feuer? Versengt? Zerstäubt? Geschlagen? Krachend? Zerborsten?

Die Sakramentinnen brannten von oben bis unten, von links bis rechts. Und barsten. Noch weiter links – die Dominikaner, die auch barsten, brodelten, glühten. Auch bis unten hin. Das, was weiter unten geschah und in unserer unteren Stadt, war nicht mehr zusammenzufügen – was sollte man denn nehmen, zu einer Ordnung fügen – wo nichts mehr da war. Eine Festung – die Blocks, die von uns, starr, angeschlagen, da im Dunkeln. Die Münzerei, d.h. das Werk konnte man noch sehen. Da waren noch

Scherben, Bruchstücke, zwischen dem Werk und der Jungfrau Maria, der auf der Koscielna. Auf der Höhe.

Nichts. Wir ran an die Arbeit in der weichen Stadterde, mit Leitungen, aufpassen, dass man nicht drankam. Und wieviele das waren. Nah dran. Und hui! Naja, klar, dass es was dauerte.

Aber wir hüpften durch diese Gräben, gingen geduckt, kehrten zurück. Spaten, Hacken – Rückgabe. Schnell. Mein Labyrinth. Mein Bunker. Meine Leute schon auf den Beinen, mit Bündeln.

- Gehen wir?
- Gehen wir.

Jeder nimmt was. Wir gehn los, der ganze Haufen. Denn die Ad.s waren auch dabei. Lusia mit Mareczek und Frau Ryminska. Abschied. Traurig. Von Tante Zosia. Es dämmerte. Und darum ging's ja, dass wir losgingen, bevor es Tag wurde. Aber trotzdem ging wieder was schief. Entweder es war da zu lange gepackt worden, oder die fingen früher an. Denn es wurde schon geschossen. Gleich beim Rausgehen noch kurzes Nachdenken, ob man eine Weile abwarten sollte. Aber die Mehrheit schrie dann wohl sofort los, dass es nichts abzuwarten gäbe. Denn es würde mit jedem Augenblick schlimmer. Einige fingen schon an, rauszurennen, gleichzeitig schlugen die ersten Granaten ein, und sofort war das Durcheinander da. Auf der Rybaki war es schon hell. Ein paar Gestalten hasteten unter ihren Bündeln gebückt daher. Ich hatte eine Decke voll mit Trockenbrot auf dem Rücken. Wir gingen zu diesem Dominikanertor mit der Monstranz, um durch die Klostergärten den Abhang hinauf zu gelangen, denn die Rybaki 23 war schon zerstört.

Nach einem Augenblick Stille fing es wieder an zu knallen. Herr Ad. mit hochgekremelten Hosenbeinen rannte ganz vorne, mit Aktentasche. Róża Ad. mit Basia an der Hand rannte hinter

ihm her und rief, er sollte doch warten, aber da krachte wieder eine Granate, und Herr Ad. legte noch Tempo zu. Da kehrte Róža Ad. mit der kleinen Basia um. Jetzt rannte Lusja mit Mareczek hinter Herrn Ad. her, auch immer schneller. Ihre Mutter (Frau Ryminska) versuchte, sie einzuholen, aber sie konnte nicht. Jetzt wurde sie von Tante Uff. und Zbyszek überholt.

- Warte... warte... – rief Frau Ryminska.

Auch wir anderen überholten sie, aber sie rief immer weiter:

- Warte!

Das war mir unangenehm, und ich ging zurück. Diese paar Schritte. Ich nahm sie am Arm. Um sie zu führen. Denn unter den Füßen war lauter Schutt. Und sie stolperte. Als wir dann zu langsam gingen und die anderen zu rasch, da habe ich sie erst hinter mir hergezogen. Damit es schneller ging. Dann bin ich den anderen hinterhergerannt. Sie sollten was langsamer gehen. Aber da war der Beschuss schon im Gange. Es knallte ringsum. Ordentlich. Und da half das Rufen nichts. Also ging ich wieder zurück, um Frau Ryminska zu holen. Und dann rannte ich wieder weiter. Um wenigstens die Verbindung nicht ganz abreißen zu lassen. Herr Ad. war immer weiter weg. Und höher. Am Abhang. Er rannte über diese Trümmer. Die Hosen hochgekremgelt. Dann übers Gras. Mit Ziegeln. Mit Putzbrocken. Er duckte sich. Und rannte. Wann genau Róža mit Basia an der Hand wirklich umgekehrt ist, kann ich nicht mehr sagen. Ich drehte mich immer wieder um, schaute. Rannte hinterher. Rief. Offensichtlich so ein Herdentrieb (in mir). Abgesehen davon – ich rannte ja allgemein herum. Viel. Durch die Strassen. Aber sie nicht. Und sie hatten Angst. Denn sie waren es nicht gewöhnt. Diese Granaten und Kugeln. Und es war wirklich eine Sache der Gewöhnung.

Róza und Basia fielen also weg. Und der ganze Rest – wohl immer weiter auseinander – ging weiter – schon hinter dem Tor mit der Monstranz, durch die Klostergärten, immer höher, schräg. Über Gras. Erde. Ein Stück von irgendwas. Manchmal ein Baum. Das war gut. Fürs Auge. Wie ein Schutz. Wir gingen ja zur Neustadt. Und es war immer schlimmer. Je weiter es nach rechts ging. Und je höher. Es gingen auch noch andere Leute hierher. Viele. Und es gingen übrigens auch welche von oben nach unten. An uns vorbei. Diese dicke Frau ging auch mit uns. Von der Towarowa. Die auf der Tür vom Klosett geschlafen hatte. Sie hatte was auf den Rücken gebunden. Unter den Hals. Glaube ich. Denn sie ging gebückt vom Tragen.

Es knallte von Zeran aus los. Von jenen. Von der anderen Seite der Weichsel. Der Front. Und dieses Knallen wurde stärker. Und das von den Deutschen auch. Und die Kugeln. Neben uns. Immer dichter. Wohl genau auf uns (sollte es sein). Es wurde heiss. Stach in den Augen. Denn das war schon die Sonne. Frau Ryminska hatte jetzt das Tempo. Ich weiss nicht, wie lange wir gegangen sind. Den Berg rauf. Schräg. Wir fingen an, zu den Sakramentinnen hinaufzuklettern. Das heisst zum Benno-Bienkowski. Der war zwar auch schon in Trümmern, aber stand noch irgendwie. Und wir waren genau unterhalb. Schon über der Rybaki, über dem Haus Nummer 23, das in Trümmern lag, dort unten. Aber zum Benno war es noch weit hinauf. Wir krochen jetzt auf den schlimmsten Abschnitt. Wo man am schwersten gehen konnte. Abschüssig. Und unter dem heftigsten Beschuss. Wir hielten uns wohl an Zweigen, am Gras fest, um einen Schritt höher zu kommen. Und noch höher. Um jeden Preis. Denn fiu! kamen die Kugeln. Und fiuu! In die Zweige. Ins Gras. Aber irgendwie nicht in uns rein. Aber so gewiss war das nicht. Die Zweige und Gräser

waren grau. Und die Kugeln spritzten nur so. Die Granaten auch. Na und diese Front. Ein Donner nach dem anderen.

Bei diesem Hochkraxeln über das Gras löst sich plötzlich was an meinem Hals, rutscht von meinen Schultern und... da fällt die Decke mit dem Trockenbrot, fällt... tiefer... die Stücke Trockenbrot stieben in alle Richtungen. Sofort fange ich an, die in meiner Nähe aufzusammeln. Und wieder in die Decke. Voller Verzweiflung. Eine Handvoll. Noch eine. Und noch eine. Und der Rest – weiter unten, im Gras, ganz verstreut. Meine Leute zittern da schon seit soundsoviel Sekunden um mich, schieben mich fast weg, lassen mich nicht.

- Lass sie liegen lass sie!

- Siehst du nicht, was los ist!

- Miron, Mirek, Miron!

Mir ist es egal. Wir hungern doch. Jede Handvoll Trockenbrot heisst ein Tag Leben.

- Miron! Lass es!

- Miron!

- Miron! Komm!

Alle riefen sie. Tante Uff. Zbyszek. Swen. Celina. Swen schrie ganz laut.

- Miron! Miron!

Ich hab diese Stimmen bis heute im Ohr, wie neben mir. Sie warten. Gehen ein Stück. Kehren fast um. Stehen über mir. Mit diesen Bündeln. Geduckt. Denn es pfeift und pfeift die ganze Zeit. Und kracht. Und hier jedes Stück Trockenbrot. Und hier so viele davon im Gras. Das Gras ist dicht. Ich sammle ein, blitzschnell. Aber...

- Miron! Miron!

Die, die unter mir gewesen waren, haben mich jetzt eingeholt. Andere Leute kommen heran. Ducken sich. Und hier schießt es und schießt es auf uns drauf. Schon nicht mehr ganz so viel. Das

noch. Das noch. Schwer aus dem Gras zu puhlen. Ich rupfe sie raus. Die Stücke Trockenbrot.

- Ich komme schon – rufe ich – ich komme schon!

- Mirek! Mirek! Die Stimme der Mutter hörte ich am längsten, wie ich mich erinnere. Schrei. Und ihre Gebücktheit dauernd. Mit so einer Decke wie ich. Voll Trockenbrot.

- Ich komm schon! – jetzt bin ich fertig.

- Ich komme! – und binde es zusammen, auf den Rücken und renne hinterher.

Schnell. Schnell. Denn es ist übel. Wir rein in die Ruine der Fabrikkirche. Bretter. Poltern. Trapp-trapp. Reste des Saals. Die waren wohl noch da. Die Fassade vom Benno. Von oben. Planen. Ein Haufen Schutt. Trümmerchen. Kalk. Putz. Latten. Holzsplitter. Ziegel. Gesimse. Überhaupt. Was es so alles gibt. Schon oben auf dem Abhang. Nicht mehr auf dieser Pfannenrampe. Vielleicht schaffen wir es. Was hinter dem Benno ist, ist dahinter. Wir sind jetzt an diesen eisernen Staketen, die sind übrigens heute auch noch da. Das Tor. Durchs Tor. In das Strässchen. Diese kleinen Strässelchen vom Benno zum Markt der Neustadt. Rechts der Przyrynek, Jungfrau Maria, die alte, aus Ziegeln. Links die Sakramentinnen. Alles voller Menschen. Mit Bündeln. Mit Buckeln. Wir irgendwas unter dem Arm. Mit Korb. Mit allem möglichen. Oder ohne. Hier weiss ich noch, wie Herr Ad., wohl mit diesen hochgekrempeelten Hosenbeinen, über den Schutt, die letzten und allerletzten Reste der Häuser hinaufhüpfte. Und so verliere ich ihn aus der Erinnerung. Das Dreieck des Markts. Wir auf der Unterseite. Wir beraten uns. Heiss ist es. Klar. Qualm. Knallen. Die Front. Menschen.

Am Hals des Markttrichters stehen Ansammlungen von Menschen in Haufen zusammen, Trümmer; alles durcheinander, hängend, ragend, fliegend – denn dauernd fliegt wieder was herum,

fällt runter (denn alles *ändert* sich ja dauernd und unentwegt) – da in der Fréta, Kozla, bei den Franziskanern. Zerborstene Miets-häuser. Aufbauten. Über soundsoviel Stockwerke. Zerborsten. In Schrägen. Leere. Zu Strängen. Gehängen. Aus Kalk, Latten, Brettern, Ziegeln. Schrecklich viel davon. Ganz Warschau bestand daraus. Fast. Auch diese fünfstöckigen: Latten, Kalk, Ziegel, Dachschindeln. Beziehungsweise Späne. Zerfallenes. Alles trocken. Knisternd. Wenn es darein schlug, spritzte es auf. Haus um Haus. Aus den Löchern oder dem Nichts, das die abgerissenen Balkone hinterlassen hatten, Tragesimse, Kragen aus Blech. Baumelten. Schepperten. Lärmten. Dünn, leer innendrin, die, die man für Gesims gehalten hatte, Marmormauerwerk. Und überhaupt – Warschau verriet sich mit all seinen Geheimnissen. Hatte sich schon verraten – da gab's nichts mehr zu verhüllen. Es hatte schon versiebt. Sich hereingelegt. Hundert Jahre lang hereingelegt. Und zweihundert. Und dreihundert. Und noch mehr. Alles kam jetzt raus. Von oben nach unten. Von den Masurischen Fürsten. Bis zu uns. Und zurück. Staś, Sobieski, Sachsen, Wasas. Wasas, Sachsen, Sobieski, Staś, Fukier. Die Sobieskis, Marysieńka, die Sakramentinnen.

Wir bogen ab. Wir alle. Auch die mit den Rillen von der Tür, und verschiedene andere, die mitgingen, kamen, weggingen. Die Front rieb sich auf. Wie diese Erde hier. Alles Trümmer und Himmel. Blau. Rauchüberzogen. Rot. Die Sonne. Staub zwischen den Zähnen. Mit Kalk. Die Trümmer riechen. Stark. Verbrannt – und wie. Bei jedem Knall der Geruch von diesem bröckelnden Schutt. Durch die Ohren in die Nase. Die Nase teilt sich den Schnupfen mit den Augen. Mechanisches Weinen. Versalzen. Buchstäblich. Der Rest? – Die Hände arbeiten. Ein bisschen wie bei Blinden. Die Füße in irgendwas drin. Die Schultern haben Übung. Dieses Ganze verklebt, verschwitzt, ausgelaugt, sagt was im Hinter-

grund. Und denkt auch. Das gleiche, nur schneller. Eingang. Mit Menschen. Und irgendwas. Sie schauen. In ein Loch. Ritze. Stufen. Zu etwas Dunklem, Feuchtem, mit der Menge. Und diese Klappe – war das eine Klappe? –, dieser Eingang (Abgang) unter die Sakramentinnen? Überhaupt irgendwas aus Brettern? Und tief darunter dieses Gewimmel. Dieses Nest. Swen stampft mit dem Fuss auf, schreit, sträubt sich.

- Da geh ich nicht rein. Da geh ich nicht hin. Gehen wir. Zu den Sakramentinnen gehen wir nicht. Zu den Sakramentinnen geh ich nicht rein. Zu den Sakramentinnen geh ich nicht rein.

Wir drücken ihn. Aber er beharrt:

- Zu den Sakramentinnen geh ich nicht rein. Zu den Sakramentinnen geh ich nicht rein.

Plötzlich steht eine von den Sakramentinnen vor uns. Von unten.

- Bei uns ist es schon sehr eng, tausend Leute sind unter der Kirche. Sie breitet die Hände aus: Sie hat die Augen und den Kopf gesenkt; ganz grau-grau redet sie weiter: – Wirklich, soweit wir konnten... haben wir aufgenommen... – betreten bricht sie ab.

- Vielleicht, aber vielleicht – darauf wir.

- Ja, soweit wir konnten...

- Aber vielleicht doch... – wieder wir, das heisst die Tante, Mutter, Zbyszek, ich, Celina, Lusia mit dem kleinen Mareczek an der Hand (den Abhang rauf hatte sie ihn getragen, mit ihrem Körper gedeckt), Frau Ryminska. Und die von der Towarowa.

- Vielleicht, aber vielleicht doch...

- Vielleicht irgendwie...

Ausser Swen, der:

- Nein!

und

- Nein!

- Hierhin nicht! – und er trampelte auf der Stelle.

- Nun, wenn Sie... sehen Sie doch, die Menge... und die Wände schon rissig... so viele Bomben... es hat schon eingeschlagen... bei uns, in die Kirche – sehen Sie. – (Ja, von der Kirche der Sakramentinnen war oberirdisch nicht mehr viel übrig, jawohl, damals schon, und sie hatten ja sonst nichts, nichts, nur das, das, was unter der Kirche, unter dieser Klappe war.) – Ja, aber kommen Sie doch, bitte, wenn Sie noch Platz finden, bitte, sehen Sie selbst, kommen Sie herein, bitte sehr – damit lud sie uns ein, durch die Klappe nach unten zu kommen.

Wie war es da?

Wir waren verlegen. Jetzt wir. Mit den Bündeln mit Trockenbrot. Hineingehen? Nein?

- Nein, ich geh da nicht runter, ich geh da nicht rein, nein, nein.

– Swen hatte entschieden, er liess es nicht zu.

- Und wohin jetzt?

- Und wohin jetzt?

- Zur Jungfrau Maria?

- Ja ob da welche sind? Da ist es doch zugeschüttet, ach! wie das aussieht! – Sie sah schrecklich aus, die Jungfrau Maria. Ja, ja. Jetzt fällt mir das alles wieder ein. Wie das damals schon war.

- Aber vielleicht sitzen da welche?

- Vielleicht sind welche da.

- Gehn wir hin.

Wir gingen zur Jungfrau Maria. Sie schreckte uns gründlich ab. Die Kirche, und auch dieser dunkle Glockenturm. Wie auf dem Land, Kaufladen spielen mit Kakao aus Ziegeln; so sah die Jungfrau Maria aus.

- Und ob da jetzt welche sitzen?

Es sassen welche da. Trotzdem. Unter diesem «Ziegelkakao». Einer informierte uns. Einer stellte uns ein paar Fragen. Es gingen

jedenfalls Leute rein. Kamen zurück. Schleppten sich. Schauten sich um. Sonne. Hitze. Front. Unsere: Kugeln, Sausen, Pfeifen, Geschosse. Nirgendwo passte mehr einer rein. Hier sassen auch soundso viele. Zweitausend. Oder was weiss ich.

Zu den Franziskanern? Zerstört. Da sassen bestimmt auch welche. Zweitausend. Drei. Unter den Trümmern. Wir kehren zurück. Also doch die Sakramentinnen.

Wieder stehen wir da. Starren. Unter die Klappe. Aber Swen schreit, zerrt an uns.

- Ich gehe nicht. Geht ihr! Aber ich gehe nicht. Ich gehe nicht dahin. Nicht zu den Sakramentinnen. Überall geh ich hin. In die Trümmer – ja. Aber zu den Sakramentinnen – nein. Zu den Sakramentinnen nein!

Swen bekam seinen Willen. Wir gingen weg. Wir gehen weiter. Donnern. Die Front. Bröckeln. Dauernd. Irgendwas. Wir schieben uns in diesen Hals des Marktes. Hier irgendwo war das wohl mit der Frau. Die mit der Tür. Den Rillen. Dass sie ging. Wegging. Ich weiss nicht. Denn alles fiel auseinander. Hielt nicht zusammen. Verging. Ging dahin.

Die Garnisonskirche? War erledigt. Die Pauliner? Von den Paulinern war nichts mehr da. Die Kathedrale? Weiss man ja. Diejesuiten? Nebenan. Gleiche Sache wie mit der Kathedrale. Die Dominikaner. Vielleicht die Dominikaner. Wir gehn die Fréta lang. Die Kirchen sind sowieso nicht so gut.

- Krzywa Latarnia – das ist es, wo wir eigentlich hinwollen, oder Hipoteczna 5.

- Gehn wir zur Hipoteczna 5. – Das ist Lusía.

- Vielleicht in die Trümmer? In den Trümmern sitzt alles voller Leute, heisst es doch.

- Vielleicht.

- Gehn wir zur Krzywa Latarnia.

- Ja, da werden sie uns nicht reinlassen.
- Na dann in die Trümmer.
- Gehn wir doch bei den Dominikanern vorbei.
- Seht doch, die stehn ja noch.

Sie standen noch. Die Kirche jedenfalls. Das Kloster – das sah übler aus.

Wir gehn rein. In einen regelrechten Kasten. Pseudogotisch. In die Vorhalle. Links in der Vorhalle ist alles voller kleiner Herde. Eher Missgebilde als Herde. Aber dafür Töpfe auf allen. Und alle dampfen. Aber wie! Die Reihe lang. Vor jedem steht, hockt eine Frau. Zerzaust. Im grauen Licht. Und wedelt mit dem Deckel. So einem grossen. Vom Kessel.

Wir gehen rein. Geradeaus. Tür. Nach unten. Denn da ist eine Treppe. Unten die Kirche. In der Kirche Echo, Knall. Gedränge. Wir biegen ab. Ins Kirchenschiff. Nach links. Voll. Altäre. Und so viele. Verkleidet mit Silber, Gold. Barock. Figuren. Tanzend. Die heiligen Besessenen, Mystiker. Winden sich, vom Altar, zu den Seiten, nach oben, quer. Unter den Altären, unter jedem einzelnen (warum genau?) Gestalten auf den Stufen. Lebende. Halb-liegende. Ein Barock für sich. Auch. Und auch querüber, zu den Seiten, allerdings nach unten und in verschlissenen Fähnchen.

Wir gehen raus... Barrikaden. Unsere Mostowa hinunter. Links ist von der Gdaska Piwnica nichts mehr übrig. Abgebrannt. Rechts das Brückchen, eine Rinne über den Graben. Und Mauern. Die alten. Rekonstruktionen. Ziegel. Dick. Auch hier Menschen. Unterhalb der Mauern. Verstreut. Auf dem Gras. Am Grund des Flusses. Der nicht mehr fliesst da unten. Seit vierhundert Jahren. Je näher an der Brücke desto grösser das Gedränge. Und das unter freiem Himmel! Weiter ging's genauso. Sie sassen herum, kro-

chen herum. Auf den Mauern. Die sich zogen, wanden. Parallel zu den Podwale. Und wir gehen und winden uns die Podwale lang. Eng wie sie sind. Da. Da ist die Krzywa Latarnia.

- Hier ist es – sagt Swens Mutter.

- Hier?

Aber in der Toreinfahrt (denn das ist ein grosses Mietshaus) steht ein älterer Mann, glatzköpfig, vielleicht mit Schnurrbart. Klar: alle hatten damals Bärte, Schnurrbärte, lange Haare.

- Liebe Leute – sagt er – was wollt ihr hier? Hier wollt ihr rein? Dreitausend. Da passt keine Nadel mehr rein... dreitausend. Die nicht atmen vor Stickigkeit. Die ersticken. Leute, kein Gedanke. Ihr hättet erst gar nicht reinkommen sollen.

Wir hätten nicht mal reinkommen sollen. Nichts sagen sollen. Nicht stehenbleiben sollen. Wir gingen schon weiter.

- Gehn wir zur Hipoteczna 5 – sagt Lusja – und vielleicht...

- Waaas? Da sollen die uns reinlassen?

- Da sind fünf Stockwerke, ich habe eine Bekannte da. Und wenn nicht, dann in die Trümmer...

- Ja sicher, in die Trümmer.

- Aber wo? Welche Trümmer?

- Na, wir werden welche suchen.

- Gehn wir doch mal in Richtung Hipoteczna. Was soll's.

Wir gehn los. Aus den engen Podwale in die breiten. So viele Paläste. Menschen. Menschen. Und etwas kracht. Donnert. Und diese Front. Und die anderen. Flieger. Schon irgendwo... Wir müssen uns beeilen. Die Długa konnte man vergessen. Da war damals schon ein totales Fiasko. Und diese Spitäler. In den Kellern. Und diese angebrannten Flieger. Es hatte eingeschlagen. Und eingeschlagen. Verschüttet. Alles. Und die Dominikaner

sollten ein, zwei Tage später das gleiche erleben. Mit diesen Menschen. Und diesen Heiligen. Zusammen. Und bis zum Keller durch. Und überhaupt.

- Gehn wir zur Kapitulna. Zur Miodowa. Die Kapucynska ist fast gegenüber. Bloss irgendwie die Miodowa lang. Aber das ist wohl schwer.

Ich weiss nicht mehr, ob wir in die Kapitulna reingegangen sind und ob uns da einer gesagt hat, weil so viele da stehen, umkehren, dass es durch die Miodowa nicht möglich ist. Die war überschwemmt. Versperrt. Mit Barrikaden. Trümmern. Und dann der Beschuss. Von der Ecke KoZIA, aus dem siebenstöckigen Haus. Und von der Bonifaterska. Und immer wieder Panzer. Von dem Krakowskie in die Miodowa. Soweit sie können und wieder zurück. Schiessen. Brennen.

Also Frage, ob doch durch die Kapitulna. Und rechts, durch irgendwas Zerstörtes. Oder zurück auf die Podwale und durch das Chodkiewicz-Tor mit dem Gitter. Direkt auf den Hof, den grossen. Oder ob die Kapitulna versperrt war – Barrikaden. Und dann direkt durch das Gitter, auf diesen Innenhof, in diesen Trümmerhaufen, denn alles hier, Hinterhäuser, Seiten, Vorderhaus – war zerstört, verbrannt, ragende Splitter von allem möglichen, Ziegeln, Brettern. Ganze Berge. Haufen. Über den Hof. Stolpern. Sollen wir dorthinüber springen? In den Eingang, zum Tor. Von dem Tor zum Pac-Tor. Neben den Kapuzinern. Die Kapucynska. Und von der Kapucynska gibt es einen Durchbruch hinten auf die Hipoteczna hinaus. Da ist es nicht mehr weit. Aber was dann – man musste ja über die Miodowa. Hören, was sich tut. Leute kommen zurück. Warnen.

- Nein, nein, da liegt alles voll Toter. Wer da rüberrennt, der liegt sofort da. Und stöhnt. Oder als Leiche.

Wir gehen rein in diese ausgebrannte, völlig ausgebrannte,

eingestürzte – nur diese Senkrechten ragen noch auf – Front. In den Eingang. Treppe nach unten. Schwarz. Unten noch schwärzer. Und in eine schreckliche Hitze. Von dem Feuer, das gebrannt hat.

- Da ist jemand, da unten, gehn wir runter fragen.

- Gehn wir überhaupt mal runter, nachsehen.

Wir gehen hinunter.

- Das ist die Miodowa, nicht wahr?

- Miodowa 14.

Geradeaus in was Dunklem, Schwarzem ist da unten eine Frau. Sie beugt sich. Macht was. Bei jemandem. Schultern. Nackte Schultern. Und Wunden. Sichtbar. Von weitem. Er liegt mit dem Rücken nach oben. Auf einem Bett. Sie legt ihm Watte auf, Verbandszeug. Ein Loch. Schwarz. Und Lärm. Überall Wasser. Ein Wasserfall.

- Ist ein Durchgang hier? Über die Miodowa?

- Was? Über die Miodowa? Da wird geschossen.

Kein Gedanke.

Man hörte die Schüsse und den Lärm.

- Und was ist das?

- Die ganze Strasse ist überschwemmt. Da fließt es wie ein Fluss.

- Und hier fließt es rein? Von oben runter?

-Ja.

Ein Wasserfall, buchstäblich. Sie befeuchtet das Verbandszeug in diesem rauschenden Wasser, das von oben kommt.

Ein Luxus!

- Und diese Keller links?

- Die sind von der Handwerkskammer.

- Kann man da rein?

- Sicher. Die sind leer.

Wir gehen nach links. Hinter die Pfeiler dieser Art Diele, gleich nebenan, wo ein geretteter Christus am Kreuz hängt, in Öl.

Irgendein älterer Mann mit Schnurrbart schaut herein, kommt runter, fragt, sie raten ihm von der Miodowa ab, aber nichts da, er geht.

Wir gehn weiter rein. Über die Schwelle. Beziehungsweise hinter das, was erhalten geblieben ist, hinter diesen bis auf die Ziegelmauer ausgebrannten Rahmen.

- Bleiben wir hier.

- Bleiben wir hier.

Alle sind sofort einverstanden. Erleichterung. Leere. Trümmer sind da. Irgendwas ist da. Über dem Kopf. Eine Decke. Keine ganze. Näher an der Strasse fehlt was. Aber nur wenig. Und das macht nichts. Ein Fensterchen oder zwei? Eins glaube ich. Ja. Eins. Eine Säule oder zwei. Alles voll Schwärze, Asche, Hitze. Ich weiss wieder. Es waren mehr Pfeiler da. Und ein zweites Fensterchen. Auf der anderen Seite. Zum Hof. Weiter – links – ein Türrahmen – und noch weiter, da ist was, auch so was wie das hier.

Lusia breitet ihren Mantel hinter einem Pfeiler auf einem Haufen Asche und Putz aus und setzt sich als erste.

- Uff, Robinson Crusoe.

Swens Mutter setzt sich auf einen Ledersessel.

- Uff, wie herrlich.

Die Tante setzt sich auf einen zweiten gleichen Sessel. Näher an der Wand.

- Gottogott... endlich!

Zbyszek setzt sich auf den dritten. Celina legt sich auf einen Kinderwagen, der in der Mitte steht.

- Aaah das tut gut... – Ihre Beine und ihr Kopf hängen runter, weil der Wagen zu klein ist. Aber sie ist glücklich. Wie alle.

Swen und ich schnappen drei Ziegel. Das ist der Herd.

- Wir gehn und holen uns Bretter – sagen Swen und ich und gehen los. Denn da steht noch ein Eisenbett mit dem Drahtge-

flecht. Nackt. Aber wie soll man darauf liegen?

- Oh Jesus! – hört man hinter dem Tor von der Miodowa – oh Jesus, zu Hilfe!...

- Na klar, das ist der.

Er war ja weitergekrochen, der mit dem Schnurrbart, und jetzt liegt er da, und jetzt heisst es, was nun. Wer soll ihm da helfen, sie erschiessen doch jeden.

Auf dem Hof suchen wir nach Brettern. Alle trocken. Knistern. Es sind welche da. Solche langen. Zwei.

- Gut.

- Die nehmen wir.

Wir tragen sie weg.

Der da stöhnt. Pech.

Wir legen die Bretter auf Stützen aus Ziegeln. Und legen uns direkt nebeneinander. Swen auf sein Brett. Ich auf meins. Links oben das Fensterchen. Ich bin am Fensterchen. Dem zur Miodowa.

- Ah, das tut gut – sage ich.

- Das tut gut – sagt Swen.

Nach einer Stunde, nach zwei wird der Verletzte still. Entweder einer hat ihn weggeholt oder es ist zuende mit ihm. Wir. Pech. Haben unseres. Zu neunt wohnen wir hier, Miodowa 14, Chodkiewicz-Palais, Handwerkskammer (Vorderseite des Mietshauses zur Miodowa, Hofseite zur Podwale, Seite zur Kapitulna).

Gegenüber der Miodowa – das Pac-Palais, Empireeingang mit Relief, Gitter und diesem kreisförmigen Höfchen. Rechts das Erzbischofliche Palais. Rechts – auf unserer Seite – die Basiliener. Links auf unserer Seite das Igelström- und Branicki-Palais. Alles mit zwei Fassaden: Miodowa und Podwale (Einfahrt). Links, nicht auf unserer Seite, hinter dem Pac, dem runden, halbrunden, tritt die Mauer ein klein wenig zurück, Stufen, Terrasse,

eine Figur, über irgendwas: die Kapuziner. Mit der Kapuzinischen. Auch von den Sobieckis. Auf der Krakowskie die Muttergottes in der Spitze der Gabelung, die Siegreiche Muttergottes, ganz herzlich vor Goldherzchen, votivbehängt – auch von Sobieski. Die Sakramentinnen und Marysieńka. Die Senatorska, das hiess – für alle Könige geradewegs von der Wahl – erste Dankgebete, runter auf die Knie.

Wir liegen auf den Planken. Den ungehobelten. Splitterigen. Swen sagt:

- Gebe Gott, dass ich mein ganzes Leben so ein Bett haben kann.

- Bestimmt – pflichte ich bei, und auch in diesem guten Glauben, dass es nichts Besseres gibt.

Swens Mutter macht Essen. In der letzten Zeit essen wir nicht mehr viel. Zweimal am Tag und immer nur wenig. Swens Mutter wollte uns was Gutes tun. Und sie machte Klösschen mit einem Rest Essig, den sie noch hatte.

- Mama, was hast du denn da gemacht – sagt Swen.

- Wirklich, das kann man doch wohl nicht essen – sage ich.

Swens Mutter und die Tante probieren.

- Nein, das kann man nicht essen.

- Ich dachte ja nur mal so zur Abwechslung. Hat nicht geklappt.

Pech. Das wird also weggeschüttet. Wir bekommen was anderes. Vielleicht Kaffee mit Trockenbrot. Das Essen, dieses flüssige, gab es in Konservengläsern. Jedenfalls hier auf der Miodowa. Das weiss ich noch. Hatten wir die schon auf der Rybaki gefunden oder gleich hier? Bestimmt waren es bunte. Grüne. Braune. Und vielleicht ein bisschen verbeult. Vom Feuer. Kleine Konservengläschen.

Dieses ganze Glück auf der Miodowa – in der Asche, denn man steckte schrecklich in der Asche hier, und aus der Ventilatorklappe fielen, sobald es nur knallte, ganze Haufen Russ – die-

ses ganze Glück also wurde sofort zerschlagen, und dann schlugen immer weiter immer neu die Bomben darauf.

Erst rührten wir uns nicht. Wohin denn auch? Wir sind in den Trümmern. Ein Stück der Decke, dieser einen, ist noch da. Entweder wir werden voll getroffen oder gar nicht. Wenn es trifft, schlägt es auch durch. Hier – hier gibt es keine Wunder mehr. Wir sitzen also. Die knallen. Ringsum. Näher. Ferner. In den Abhang, in die Długa, in die Podwale. In die Miodowa. Wir unterbrachen nicht mal das Essen. Wir hatten hier gelernt, das Essen überhaupt nicht zu unterbrechen. Wohl nur, wenn die Bomben ganz nah waren. Dann duckte man sich einen Augenblick lang. Danach flogen sie wieder weg. Mama betete. Den Rosenkranz laut, schlug sie vor. Wir sagten ihn ab. Dann überlegten Swen, Lusía und ich, was wir machen sollten. Entweder Mama hatte Karten mit oder Lusía. Lusía hatte einen Einfall – wir könnten Bridge spielen. Wir spielten zu dritt. Mit Zbyszek. Aber Zbyszek sass wohl im Sessel. Diese Sessel waren bequem. Gross. Und die Lehne ganz komisch nach hinten abgebogen. Celina wollte gar nicht mehr aus dem Kinderwagen aufstehen. Sie lag da, das heisst, ihr Kopf, die Arme, der Rest ihrer Beine hingen runter. Und sie war zufrieden. Ich weiss noch, dass die Karten da auf unseren Brettern ausgebreitet waren. Und dass wir nicht viel gespielt haben. Denn dann kamen schon die Flieger. Und wir haben wohl unterbrochen. Als wäre nichts Besonderes. Sie flogen weg. Wir spielten weiter. Wieder flogen sie vorbei. Und diese Bomben. Wieder Blicke zur Decke – nur so für alle Fälle. Und wir spielen weiter.

Dann mussten wir Wasser holen. Für Mama. Zum Kochen. Für die Tante. Für Frau Rymínska. Zum Waschen. Für Verschiedenes. Wasser ist da – man muss es holen. Ich ging mit einem Krug

und einem Eimer in dieses Dunkel mit dem Verwundeten und der Frau und dem Wasserfall. Und da hatte man in einer Sekunde Wasser geschöpft. Ich lief gleich hin, um mich zu waschen. Direkt danach. Und mein Hemd zu waschen. Seife war keine da. Aber wer konnte damals schon von Seife träumen? Und es war schwarz. Celina nahm diesen Einfall sofort auf. Auch zu waschen. Swen hat sich glaube ich etwas gewundert. Dass wir so waschen. Oder hat er sich erst am Abend gewundert? Denn es wurde wohl nicht nur einmal gewaschen. Nach jeder grösseren Staubwolke. Oder Russladung. Es trocknete in zehn Minuten. Denn es war heiss. Ja, diese Hitze. Nicht zum Aushalten. Und, wie das im Aufstand so üblich war, gingen wir in verschiedenen Aufmachungen herum; ich weiss noch, dass die Frau des Verletzten da in diesem Dunkel unter dem Wasserfall im Unterrock sass. Wen brachte damals ein Unterrock aus der Fassung? Es wurde sofort beschlossen, dass wir in einem Zimmer, dem nächsten hinter dem Zimmer gleich hinter unserem, unsere Haufen machen würden. Denn auf den Hof rauszugehen war ja zu riskant. Sogar auf die Stufen, jedenfalls die höheren. Aber man ging auf die Stufen raus. Weil die Hitze nicht zum Aushalten war. Natürlich war Wasser da. Zum Befeuchten. Aber Luft ist auch nötig. Wenn es dunkel wurde, setzten wir uns da auf die Stufen. Zu tief war es zu heiss, genauso wie unten. Und ab der Mitte ungefähr kamen schon die Granatensplitter geflogen. Das hatten wir festgestellt. Also wählten wir die mittleren Stufen, da wo man schon ein bisschen Luft schöpfen konnte, aber wo die Splitter noch nicht hinkamen.

Man ging schlafen. Schlafen gehen hiess hinsetzen – jeder in seinen Sessel oder Kinderwagen, sich hinstrecken, auf einen Mantel auf dem Schutt wie Lusia und Mareczek. Oder, so wie Swen und ich – in dem, was man gerade anhatte, und man hatte

immer das gleiche an – auf den Brettern. Beziehungsweise auf dem, was man gleich, aber wirklich gleich – und zwar alle zugleich – besetzt hatte, als man zum Hierbleiben hereinkam.

Diese erste Nacht schlief ich nicht auf dem Brett neben Swen, sondern auf dem Eisenbett mit dem nackten Drahtnetz, denn das stand da so leer nebenan und lockte wie eine Hängematte. Und weil es hier ganz unmöglich war, eine Jacke anzuhaben, war da also nur das dünne Hemd und dann schon das Netz, aus Eisen, in kleinen Karos. Ich weiss nicht mehr, ob ich nach mehreren Stunden oder erst in der Morgendämmerung oder früher aufgestanden und auf die Bretter zurückgekehrt bin. Den ganzen Rücken hatte ich voll mit kleinen Karos, ein Panzerhemd. Wir hatten noch den Einfall, den Rahmen, also nur das Eisennetz, rauszunehmen und auf die Bretter zu legen. Und darauf dann wir beide. Aber nein. Das war auch schlecht. Was war besser als die Bretter? Man blieb bei den Brettern.

Diese erste Nacht und die nächsten, wohl die ganze Miodowazeit über war Mondschein. Rauch und Rauch. Feuer und Feuer. Und hier konnte man – durchs Fensterchen von unseren Brettern aus – den oberen Teil des Eingangstors vom Pac-Palais sehen. Genau den Fries. Im Mondschein – denn das Wetter war schön, vielleicht verhängte der Rauch es etwas – dieser Eingang. Graubraun war er, daran kann ich mich erinnern.

In der Nacht hatte er also die Farbe von abgestandenen, völlig ausgetrockneten Klösschen (denkt dran, dass man es ja immer trocken im Mund hatte). Und dieser Fries. Mit Gestalten. In einem Zug. Die Gestalten waren flach, warfen aber einen Schatten. Trotzdem. Und dabei noch im Halbmond. Ich schaute stundenlang darauf. Fasziniert. Swen nicht so sehr, hatte ich den Eindruck. Ich ärgerte mich deshalb ganz offen über ihn. Klösschen

und Klösschen. Alles war damals trocken, mehlig, klossig, zum Auseinanderbröckeln. Und bei alledem der Wasserfall. Auch noch! Zufall, Wunder – Luxus. Der Wasserfall rauschte. Schwohl ab und zu an. Das Wasser fiel irgendwo tiefer runter, ich weiss nicht mehr wie. Die ganze Miodowa rauschte. Denn es ging ja immer noch ein Fluss hindurch. Das Pac-Palais. Wie auch immer. Von diesem Pac. Der vom Palais. Dieser oder ein anderer. Aber hier – das habe ich mir so vorgestellt – tagte das Kreisgericht zu Prus Zeiten.

Dann also dieses Netz. In der Nacht. Dämmerung. Spitzenwetter wie üblich. Hitze. Na, und hier auch Hitze, dazu ist es noch wie im Ofen. – Vor fünf Tagen ist das Haus abgebrannt – sagte die Frau von dem mit der Wunde im Rücken, die im Unterrock, aus dem Dunkel unter dem Wasserfall. Das Haus braucht lang um abzukühlen. Und im Sommer? Was sind da fünf Tage! Und wie lange so ein Feuer riecht! Das weiss ich noch von 39. Diese Brandruinen haben wohl bis zum Aufstand gerochen. Ja. Denn die vom Aufstand haben dann wieder fünf Jahre gerochen. Und nach acht Jahren haben sie noch gerochen. So viel Regen und Durchnässtsein, und so viele Haufen von Menschen, vertrocknete, neue, dauernd, dass es schwer zu sagen war, was da roch. Also, aufwachen mit dem Karo auf dem Rücken. Versuch, die Karos auf die Bretter zu legen. Und sich daraufzulegen. Schliesslich aufgegeben. Das Bett blieb, wo es war. Mit dem Panzerhemd. Und leer. Rostig, eisern. Es hatte ja gebrannt. Wie hatten die Sessel das überstanden? Ich weiss es nicht. Da war ja auch dieser Christus und Stücke Putz noch an der Wand. Im Vorraum. Aber die Sessel? Keine Erklärung. Ich weiss nicht, ob das damals war oder am dritten Tag, aber es war wohl doch an diesem zweiten Tag, allerdings nicht morgens früh, denn wir haben gelegen und gelegen. Fliegerangriffe. Jeder bekam in einem bunten Gläschen Flocken oder Graupen. Wohl der Rest der Grütze. Oder die

vorletzte Grütze. Mit diesem Geschirr lagen wir also unter dem Türrahmen zwischen unserem Saal und dem grossen Vorraum mit dem Christus am Pfeiler. Denn er war wohl an einem Pfeiler. Oder vielleicht an der Wand hinter dem Türrahmen. Denn wir hatten nicht alle unter einem Türrahmen Platz. Acht Erwachsene. Das Kind irgendwo zwischen den Knien. Sechs gingen also wohl an den Pfeiler. Er war gleich da. Aber er galt genauso. Wie ein Türrahmen. Immer das, was im Falle eines Treffers und des Einsturzes dieser Restchen stehenbleiben konnte. Die Türrahmen mit den tragenden Wänden blieben stehen. Meistens. Je nachdem. Aber sie hatten eine Chance. Die Pfeiler auch. Einige. Sie waren allerdings nicht aus Beton. Wie da auf der Rybakistrasse. Aber immer. Also nahm man das Essen in diesen Gläschen mit unter diesen Rahmen, weil man eben – natürlich! und zwar wie! – Hunger hatte, das war der Grund. Man ass. Schaute nach oben. Manchmal rieselte es auch rein. In die Grütze. Den Kaffee. Deshalb liess man nichts übrig. Das war der zweite Grund. In dem sogenannten Saal bröckelte immer viel. Von oben, von den Fensterchen. Von der Decke. Von wasweissichwoher. Natürlich fischte man es raus. Und ass. Was sonst? Hier rieselte es eben. Aber immer weniger.

Also es war wohl an diesem Tag, dass ich mich wegen irgendwas kurz von den Brettern aufraffte, denn man lag ja, wenn man nicht gerade unter dem Türrahmen stand, und ich lief hinaus auf den Hof. Vielleicht, um Tassen zu holen. Zum benachbarten Treppenhaus. An der gleichen Ecke, nur die Treppe nebenan. Auch da der Keller voll Asche. Und ich fand es sofort. Denn Swens Mutter hatte gesagt:

- Mirek, du findest doch immer was. Ich müsste was Geschirr haben. Tassen. Denn wir haben zu wenig Gläschen. Bestimmt sind da welche.

Und es waren welche da. Sofort. Als ich hereinkam. Ich schaute mich um. Verbeult waren sie. Angekohlt. Aber aus Porzellan, das konnte man sehen. Und geblümt. Und von einem ganzen Service. Mit Untertassen. Ich freute mich. Buddelte sie aus. Brachte sie rüber. Swens Mutter freute sich auch:

- Ah, sehr gut, jetzt haben wir was, um daraus zu essen.

Vielleicht war es da, dass sie mir zeigten:

- Sieh mal, ein Splitter, noch warm! Der ist reingeflogen...

- Ja, genau auf deinen Platz, da wo dein Rücken war, als du gerade rausgegangen bist.

- Ja, du warst kaum aufgestanden und rausgegangen, und zack! durchs Fenster. Du hast Glück gehabt!

Ja, das hatte ich. Denn mehr kam nicht reingeflogen. Kein Stück. Dieses habe ich mir gut angesehen. Wirklich, noch warm. So ein Fladen. Bloss aus Eisen.

Und vielleicht war es auch an diesem zweiten Tag, dass Lusia, Swen und ich einen Literaturwettbewerb gemacht haben. Einer hatte den Einfall und dann sofort:

- Machen wir das?

- Machen wir das.

- Jetzt?

- Jetzt.

- Jetzt, oder?

- Thema?

- Nadas...

- Gut, das.

- Schreiben wir...

- Wieviel Zeit?

- Zwei Stunden.

- In Ordnung.

- Achtung – sagte Swen, sobald wir Bleistift und Papier in der Hand hatten – es geht los.

Der Wettbewerb wurde unterbrochen. Ein paarmal. Wir rann-
ten unter die Tür. Hinterher wurde vorgelesen. Der Reihe nach.
Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Ich kann mich nur noch
an Lusias Blatt Papier erinnern, so ein grosses, aus der Kanzlei,
so ein Bogen! Und ihre schräge, kleine Schrift mit dem Bleistift.
Und dass ihres das kürzeste war.

Der Ventilator öffnete sich. Der Russ flog. Einmal kam es auf
Zbyszek runter. Die Hemden wurden dauernd gewaschen. Und
man befeuchtete sich, um sich abzukühlen. Allgemeiner Rosen-
kranz. Am Abend. Scheinbar etwas kühler. Aber nichts da. Es war
Sommer. In Warschau. Und in diesem Keller. Also auf die Trep-
pe. Wir hatten die ideale Stufe gefunden. In der Mitte. Da sassen
wir meistens herum. Celina, Swen und ich. Auf einer Stufe. Aber
manchmal auch auf zweien, das weiss ich noch. Vielleicht waren
zwei ideale da?

Nachts – die Planken. Der Mond. Schrapnell. «Orgeln». Ge-
nau. Die fegenden «Orgeln». Der Fries schön und gut, aber Ruhe
gab es so viel wie am Tag. Allerdings keine Flugzeuge. Und bei
diesen nächtlichen Waffen, da dachte keiner daran, sich vom
Fleck zu rühren. Man lag da. Lauschte. Schaute. Etwas bröckelte.
Und weiter – Rauch, Rauch und der Halbmond auf dem Fries. Von
der Krakowskie kamen Panzer herangefahren. Sie hielten neben
uns, irgendwo auf der Kapitulna, bestimmt an der Barrikade. Und
sie knallten und knallten. Gleichmässig. Dumpf. Trocken.

Plopp!

Und bei jedem plopp! rieselte was. Manchmal zählten wir.
Laut. Einmal zählten wir schon im Halbschlaf bis 123. Und dann
tat mir der Bauch weh von diesem Geknall und dem Staub.

Man stand auf. Sonne. Hitze. Und hier drinnen wie in einem

Ofen. Das Haus wollte und wollte nicht abkühlen. Vielleicht war es um ein, zwei Grad kühler geworden? Aber ob zweiundvierzig oder vierzig Grad spielt keine Rolle. Und das war es bestimmt. Und Durchzug gab's nur von den Bomben, Werfern, Geschossen, Granaten und Panzern. Die hatten dafür aber den Nachteil, dass dann immer irgendwas rieselte. Entweder was Kleines, Bröckeliges, aber dafür mit Aschentreiben oder eher gesagt mit Aschenwirbeln. Oder sie rissen Gesimse, Gesimschen, Kragen, Mauern, Mäuerchen, Ziegel, Ziegelmörtel, Putz und Stücke von Rohrleitungen; sie stiessen die Trümmerhaufen um, die über uns, die vorne und an der Toreinfahrt. Uns schien es, dass andauernd etwas durch die Geschosse und Minenwerfer (die «Orgeln»), entweder vom Tor oder von der Fassade abbrach, abstürzte. Es war immer weniger da von der Fassade, den Senkrechten, Durchbrüchen, Gehängen. Die «Orgel» mit seinem eins-zwei-drei und wieder eins-zwei-drei riss alles auf und warf es um. Nicht umsonst dieser Name: Werfer. Von Anfang an hatten wir vor den Flammenwerfern Angst gehabt. Dass sie bis zu uns kommen könnten. Durch die Löcher, Durchbrüche. Genauso mit den Panzern. Dass sie zuschlagen könnten. Durch irgendeinen Einstieg. Oder Feuer legen. Genauso mit den Granaten. Aber nach zwei Tagen hatten wir uns daran gewöhnt, dass sie nicht bis zu uns durchzischten. Wenn nur die von den Panzern nicht reinkamen. Uns nicht plötzlich bewarfen. Anschrien. Heraustrieben. Und dabei knallten. Und uns dann als Deckung vor sich herjagten. Und das alles auf einmal. Aber die Flieger. Gegen die Flieger konnte man sich nicht helfen. Der Keller als etwas Neues, als Trümmerleben war schon kein Vergnügen mehr. Vielleicht wäre es ein Vergnügen gewesen. Aber wie denn. Wenn sie dauernd – alle zwanzig, fünfzehn Minuten – geflogen kamen. Abwerfen. Wieder vorbeifliegen.

Wieder abwerfen. Alle zwanzig Minuten zehn Minuten lang unter dem Türrahmen stehn. Ja, so war's. Halb und halb. Ich weiss nicht mehr, was damals mit der Front war. Das weiss ich noch. Der Türrahmen. Swens Mutter hat den Kopf vorne an die Wand gelehnt, unter dem Christus in Öl. Sie knallten blindlings. Es war ihnen ganz egal wohin, wenn nur schnell alles weg war. Also stürzten die gleichen Trümmer ein drittes, ein viertes Mal ein. Die Trümmer schwanden und auch die Reste durchlöcherter Schutzwände.

Es wurde früh aufgestanden, aber nicht um zu essen, denn damals ass man wohl schon nur noch einmal am Tag. Die Mutter machte abends Getreidekaffee aus dem Rest der Grütze. Für alle. Sie gab jedem eine Tasse. Natürlich ohne Zucker. Schon lange ohne Zucker. Von Anfang wohl. Und für jeden drei Stück Zwieback. So ganz dünne, verbogene, Stücke von Schwarzbrotstücken. Später gab es nur noch zwei für jeden. Das war ein ganz feierlicher Moment. Und vorher oder nachher – Rosenkranz. Der Tag war lang. Obwohl es ja wohl heisst, dass die Tage Ende August kürzer sind, aber nichts da. So viel Sonne. Hitze. Und so viele Bomben. Und Stehen unter dem Rahmen. Und Zählen.

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwö-ölf... ah, Blindgänger... ah...

Und sofort:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf... – Knall, Kessel, etwas stürzt ein! Wir? Nein... und gleich:

- Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs...

Ich habe dabei weiter den Titschener gelesen. Diese 36 oder 38 Seiten. Von der Fréta. Habe ich was geschrieben? Vielleicht habe ich noch an meinem Poemchen weitergeschrieben. Denn ich habe Swen an diesem zweiten oder dritten Nachmittag an der Miodowa in einem ruhigeren Moment gesagt, dass ich gerne etwas vorlesen würde.

- Gut, gehen wir da rüber, weisst du, in das dritte Zimmer, zum Kacken, und da kannst du es mir vorlesen.

- Also weisst du – empörte ich mich.

- Was ist los?

- Nein, nicht beim Kacken.

- Warum nicht?

- Darum nicht; geh du, und wenn du zurückkommst, dann gehen wir hinter den Pfeiler und da les ich es dir vor.

- In Ordnung.

Und ich las es ihm hinter dem Pfeiler vor.

Inzwischen war was mit dem Wasser. So eine unschöne Halbüberraschung. Durch die Miodowa floss und floss es und rauschte, der Mond schien. Aber auch die Sonne. Und diese angeschlagenen Rohre pumpten sich offenbar allmählich leer. Es hörte auf zu rauschen. Noch floss etwas. Aber da in dem Dunkel rauschte am dritten Tag der Wasserfall nicht mehr. Erst kam es in einem dünnen Strahl runter. Dann noch ein bisschen. Dann das Restchen. Fast ein Tröpfeln. Geduldiges Stehen und Abwarten am Eimerchen. Wenigstens noch ein Vorrat für morgen. Mit dem Waschen war es aus. Vorbei mit dem Luxus. Nach drei Tagen oder nach zweieinhalb hatten wir kein Wasser mehr.

Ich nahm den Eimer. Rannte raus auf den Hof. Der war jetzt noch um ein Vielfaches mehr mit allem möglichen übersät. Beim ersten Mal konnte ich in der Nähe, wohl noch auf unserem Hof, Wasser holen. Aber das war auch das letzte Mal. Mit dem Wasser. Und überhaupt. In unserem ganzen Stadtteil.

Damals waren schon welche bei uns eingezogen. Leute. Wohnten schon da. An diesem Dienstag. Sie kamen. Gingen runter. So wie wir. Kamen rein. Blieben.

- Geht das?

-Ja, das geht.

Eine ganze Familie. Eine grosse. Woher weiss ich nicht mehr.

Sie hatten eine Tante mit, eine alte. Sie stöhnte. Und legte sich sofort auf das Eisenbett. Auf dieses Netz. Und rührte sich nicht mehr. Sie sprach durch die Nase. Undeutlich. Beschwerkte sich dauernd. Dass sie den ganzen Gaumen von dem Feuer versengt hat. Überhaupt war sie versengt. Und die Frauen, ein paar davon, so ganz gesunde Pferde, bestätigten das, sie wussten es, sie hatten es gesehen. Aber trotzdem sagten sie, sie sollte still sein. Und sagten immer wieder:

- Sie stellt sich an.

Später dann, als sie in der Nacht jammerte, sagten sie laut zu ihr:

- Tante, du stellst dich an.
- Sie stellt sich an.

Es waren auch noch andere Leute da. In den Ecken an der Wand. Sie waren noch dazugekommen. Sie sagten auch:

- Sie stellt sich an.
- Sie stellt sich an.

Auch in diesen ersten Vorraum waren welche dazugekommen. Und in den Raum hinter uns. Und die Frauen von dieser Familie – wir sassen da in unserer Gruppe zusammen und assen nur noch einmal am Tag jeder seine zwei Stückchen Trockenbrot – gingen zum Kochen in den Vorraum mit dem Christus. Da hatten sie einen Herd. Einmal kamen sie vorbei und trugen dicke Klösse durch. Frische, dampfende. Weisse. Aufgehäuft. Randschüsselvoll. Duftend. Schäfchenklösse – so hatte ich sie genannt, als ich klein war. Damit gingen sie hinter den Pfeilern vorbei. In ihr Nest. Ich weiss nicht mehr, wo sie es hatten. In der Ecke, auf der Hofseite. Eigentlich nicht in der Ecke, eher an der Wand. Sie waren die dritten hier. Nach der im Unterrock mit dem Schulterverwundeten in dem Dunkel, schon ganz knochentrocken. Und nach uns.

Ich habe ja auch schon geschrieben, dass die Bunker niemandes Eigentum waren. Unterirdisch war Warschau Allgemeinbesitz. Swen erinnert sich daran:

- Weisst du noch, wie die Frau da diese dicken Klösse vorbei-getragen hat... vwooll...

Die Frau hätte vielleicht sogar einen Kloss abgegeben. Wenn einer sie gefragt hätte. Aber das wäre keinem in den Sinn gekommen. Das hätte ja auch ohnehin nichts geholfen. Noch gab es für jeden zwei Stücke Trockenbrot mit Kaffee aus diesem angekohlten Porzellan. Und dass die Frauen die Tante ausschimpften? Das machten andere auch. So viel wurde auch wieder nicht geschimpft. Erst von Mittwoch auf Donnerstag, da war es ziemlich viel. Und ziemlich alle zusammen. Und ziemlich lang. Bis sie aufhörte zu jammern. Das muss man zugeben. Diesen Verletzten auf der Miodowa, der selber schuld war, der mit dem Schnurrbart, den hatten wir auch liegenlassen. In dieser Angst um uns selbst, vor dem Herausbeugen.

Was war mit den Nachrichten? Mit den Blättchen? Die erreichten uns wohl noch. Man kam ran. Wusste was. Dass sich die sogenannte allgemeine Lage verschlechterte. Ich wollte schon sagen, dass es in der Altstadt nichts mehr zu verschlechtern gab. Aber das stimmt nicht. Die Verschlechterung hatte nämlich keine untere Grenze. Es zeigte sich immer wieder, dass es noch schlimmer sein konnte. Und noch schlimmer.

Wir warteten auf die Sprengung der Brücken. Mit einem besonderen Knall. Die ganze Zeit an der Rybaki. Und man wunderte sich, dass die Brücken noch standen. In Praga stand der rote Florian. Mit den Türmen. Und die orthodoxe Kirche. Mit der hellblauen Kuppel. Wie das Wetter. Man wartete auf eine weitere symbolische, schlechte aber schon im voraus feststehende Neuigkeit. Auf das Ende von Sigismund Wasa auf der Säule. Denn der

stand immer noch. Lange stand er. Bis wir aus den Blättchen erfuhr, dass sie ihn abgeschossen hatten.

Unsere Könige hatten uns nicht vor Unglück behütet. Und wir behüteten unsere Könige nicht davor. Und das, was nach ihnen kam. Das alles. Das alles.

Ach, meine Piwna! Von den Augustinern! Den Vesperandachten! Den Psalmen: Und den Sieben Plagen. Ich war früher mal bei den Augustinern zu den Vesperandachten gegangen. Gedränge. Weihräuchern. Palmen waren da. Sie sangen. Diese Vespere. Diese jüdischen Dinge in einer gotischen Kirche im 20. Jahrhundert. Und wenn sie anlangten bei:

*Du bist Priester ewiglich
nach der Weise des Melchisedek*

war ich am tiefsten gerührt. Bei diesen Worten hörte ich, erinnerte ich mich an die ersten Vespere. Deshalb schreibe ich das auch. Denn das ist so mit mir selbst verkettet. Alles. Und mit meiner Gegend. Leszno. Chłodna. Und Muranów. Denn da waren die meisten meiner Kirchen. Später die Juden. Und Kochanowski. Und diese Psalmen. Und diese Frau hinter den Pfeilern:

*Jerusalem, unser Haus, Haus Gottes
Sein Ruhm vermehrt sich von Tag zu Tag.*

Später ging es dann um einen «Frieden in den Zwingern», darum, dass die «Sicherheit in den Palästen» sei.

Jerusalem in der Altstadt oder Muranów. Dann im Ghetto.

Da war noch ein Psalm:

*Wenn der Ewige nicht baut das Haus,
Umsonst mühen sich seine Erbauer daran;
Wenn der Ewige nicht hütet die Stadt,
Umsonst wacht der Wächter.*

Und so weiter... ich weiss nur noch:

.....zu Schaden, wenn sie mit Feinden reden im Tore.

Später begriff ich erst, dass das ein Schutztor war, so eins wie in der Podwale oder aus diesem klassischen römischen Drama von Shakespeare. Da drängen sie sich raus. Die einen die anderen, durch dieses Tor. Ich habe damals gedacht, auf der Nowolipki, der Leszno und da auf der Piwna, in dem Gedränge, unter den Palmen, dass sei so ein Tor wie an der Leszno 99, an der Poznańska 37, so eins wie es sie allgemein zuhauf gab. Eine Toreinfahrt in der Fassade. Zur Einfahrt. Mit der Aufschrift: «Händlern, Sängern, Musikanten und Bettlern Zutritt verboten». Mit Tornischen an den Seiten und mit Nikoläusen aus Eisen. Überhaupt aus Eisen. Mit Gitter, Blumenmuster. Und weiter, drinnen, vor dem Eingang in das erste Stiegenhaus, eine Sphinxin auf Seerosen, in Öl, über der Treppe. Oder Kacheln. Mit Girlanden. Pompejisch.

Also diese Muttergottes von der Piwna. Wer hätte gedacht, damals, als ich so auf diese Einfahrten und Tore lauschte (baut – hütet, Haus Gottes – vermehrt), dass ich jetzt, als ich mit dem Kübel rauslaufe, um auf den Podwale Wasser zu suchen, dieses «Zion» sehe, schon das zweite, in Trümmern, grau und rot «unser Haus, Haus Gottes», das zweite nach Muranów, nach den Alten, die im Tor «sitzen und das Volk gerecht richten», dass ich diese Augustiner sehen würde. Die Rückseite. Von Podwale. Zerstört. Die Sieben Plagen gibt es nicht mehr. Die Palmen. Das Gedränge. Das Singen jüdischer Bitten. Es war Sonnenuntergang. Immer weiter Hitze. Und diese Ziegel, Einstürze, grau, aschen, Stein auf Stein. Mit Feuer, Schutt, mit dem Scheppern des Eimers, leer, meiner und die der anderen, die vorbeikamen. Das ist für mich

mit Sonnenuntergang verbunden. Hinaufkriechen auf die Podwale. Auf der anderen Seite. Immer höher. Auf die Bruchstücke von etwas. Irgend etwas, ganz allgemein. Das war anscheinend die Rycerska. Das erkannte man daran, dass sie schief war. Denn da war ein Pfad, ein roter, auf dem zweiten Stock, aus zusammengesetzten Ziegeln. Oder Häusern. So sehr war alles schon hochgewachsen. Ich renne also da die Rycerska lang. Die Eimer schepfern. Die leeren. Nirgends Wasser. Alle suchen nur. Keiner hat was gefunden. Plötzlich sehe ich was. Hinter soundsoviel schiefen hundert Metern, in dieser Höhe, der roten, rennt eine Frau, sie trägt was, in einem Eimer, einer Kanne. Ich hin. Hinter ihr her. Schau hin: Sie trägt was. Denn es scheppert nicht so. Und sie geht ein bisschen zu einer Seite geneigt. Ich renne. Hole sie ein. Frage:

- Wo haben Sie...

Ich rede nicht weiter. Denn sie sieht mich an und den Eimer. Und ich sehe in den Eimer. Da ist Suppe drin. Warum ich bei den Nachkriegserzählungen davon Freunden immer gesagt habe, dass sie aus Blaubeeren war, weiss ich nicht. Erst zwanzig Jahre später, also kürzlich erst, habe ich mich gefragt – woher waren die Beeren? Ende August? Und am Ende der Altstadt? Und überhaupt hier? Damals? Und so viel. Suppe. Und ich sehe ja: schwarz ist sie.

Also nichts. Fehlanzeige. Ich renne wieder. Renne rauf. Renne runter auf etwas Tieferes. Biege ab. Piekarska. Was weiss ich. Wieder Leute. Eimer. Nichts sonst. Und Flieger. Bomben. Kein Gedanke an ein Versteck. Wann und wo auch. Und sowieso direkt Krachen. Explosionen. Und die nächsten. Und wieder kommen sie angefliegen. Tiefflug. Heulen. Bomben. Das Einzige, was einem übrig blieb, war noch schneller rennen. Mit dem Eimer. Alle rannten so schnell wie möglich. Mit den Eimern. Den Kannen.

Aber das nützte in der Situation auch nichts. Der einzige Unterschied war nur zwischen dem Rennen mit Bomben oder dem Rennen ohne Bomben. Denn sie bombardierten was in der Nähe. Und zwar viel. Denn es staubte. Qualmte. Rote, graue, ziegelbraune Asche flog – Pompejisch. Und auf einmal verbreitete sich die Nachricht, dass auf dem Szeroki Dunaj Wasser spritzte. Aus einem Rohr. Von den Bomben. In diesem Augenblick. Wir scheppern. Und rennen alle los. Dahin. In diesen Staub. In die Waški Dunaj-Strasse. Über die Hügelchen. Zur Ecke Szeroki Dunaj. Hier strömte alles zusammen. Und auf einmal ein Wunder – sichtbar, tatsächlich –, das Wasser spritzt wie eine Fontäne aus einem dicken Rohr, das getroffen und aus dem Boden herausgerissen worden ist. Freude. Gedränge. Volllaufen lassen. Schep- pern. So viel Wasser auf einmal, blitzartig. Und jeder rennt weg. Ich zur Miodowa. Glückliche. Mit diesem Grund des Glücks zum Vorzeigen. Und zum Trinken. Sofort. Die Mutter war erfreut. Und ich stolz. Dann die Nacht. Getöse. Krachen. Rosenkränze. Der Mond auf dem Pac. Die Friese. Wir schlafen.

Morgens Bewegung. Fliegerangriff. Türrahmen. Und da merken wir, dass die Tante so still ist. Die Tante ist tot.

- Sie ist schon lange tot.
- Wann denn?

Sie haben sie rausgetragen. Also die da hinten. Die Familie. Auf den Hof. Aber weil es so schrecklich geknallt hat, haben sie sie nur schnell am Treppenausgang hingelegt, fast hingeworfen. Ein bisschen seitwärts. Ja, so hat sie da auf einem Haufen gelegen. Gespreizt. Einen ganzen Tag, eine ganze Nacht. Und noch länger. Denn man wusste ja wirklich nicht, wo und wie man begraben sollte. Anscheinend.

Ich weiss nicht mehr, ob das am Abend dieses Tages oder am vorhergehenden war, da sassen Swen, Celinka und ich auf den

beiden mittleren Stufen und auf einmal redeten wir darüber, ob wir überleben würden.

- Weisst du, lachte Celinka – ich habe so ein Vorgefühl, dass ich überlebe.

- Ich auch – sagte Swen.

Darauf Celinka lachend:

- Ja, aber das hat meine Freundin auch gesagt, und die ist umgekommen.

Dann mein zweiter Ausflug zum Wasserholen. Mit Suchen. Diesmal noch ärger hoffnungslos. Denn wo bloss? Ein zweites Mal damit rechnen, dass eine Bombe ein Rohr trifft? Man irrte herum. Suchte. Nichts. Mit diesem Eimer.

- Da ist was! Podwale fünf! Podwale fünf!

- Podwale fünf?

- Podwale fünf, Ecke Kapitulna, ein Brunnen, aus Holz, den haben sie da entdeckt...

Ich hin. Andere auch. Um so besser, weil es gleich bei uns war, nur dass man über die Kapitulna musste. Und ich war irgendwo weit wegelaufen. Je näher man kam, desto mehr rannten da mit Eimern und Kannen. Sie kommen uns sogar schon mit vollen entgegen.

- Ja, da ist was!

Ich rein in die Toreinfahrt von Nummer fünf. Da ist es. Gedränge. Scheppern. Schlangestehen. Höfchen. Brunnen. Auf dem Höfchen. Hölzern. Grün. Bemoost. Quadratisch. So alt, dass keiner was davon gewusst hatte. Jemand hatte ihn entdeckt. Wer? Denn Leute waren hier keine. Das Haus steht anscheinend. Teilweise. Aber völlig unbewohnt. Das heisst, ein Teil davon steht. Vielleicht noch nicht einmal ausgebrannt. Nur so was, das die Bomben übriggelassen hatten. Denn die waren dauernd da. Und dieses etwas, es war wohl ein Büro, das diente als Ort fürs Schlangestehen. Denn es war eine Schlange da. Die grösser wurde. Auf

Wasser wollte keiner verzichten. Und so stand man. Geduldig. Hauptsache im Parterre – bloss nicht oben. Es war heiss. Tag. Klar. Und lange stand man. Denn der Brunnen war wirklich alt. Und man musste nacheinander (an einem Stock oder einer Schnur) Eimer um Eimer hinunterlassen und heraufziehen. Aber hier war das Büro. Ich betrachtete die Reste der Möbel, d.h. ein Schränkchen. Mit einer hölzernen Ziehharmonikatür zum Schieben. Die zurückgeschoben war. Und mit Papier. Weissem. Zum Schreiben. Ich nahm einen Stoss. Das war ein Luxus. Allein die Tatsache schon. Und die Qualität. Ich kann mich noch an das Wasserzeichen erinnern. Ich glaube es war SIMON nochwas. Papier hatte mir gefehlt, deshalb freute ich mich sehr. Und ich wartete. Darauf dass ich dran kam. Eine Stunde. Zwei. Eher zwei. Ausser dem Schränkchen war vielleicht noch was da. In dem Schutt. Sonst nichts. Natürlich – Schutt, Kalk mit Latten, Ziegel, Öffnungen ohne Türen und Fenster. Durch so eine Öffnung ging man – in dieser Schlange – raus zu dem Brunnen, wenn man an die Reihe kam. Denn schliesslich kam man dran. Auch ich. Ich liess den Eimer runter. Zog ihn raus. Jemand half mir sogar dabei. Der wusste wie. Und dann ich mit dem Wasser und dem Papier zu den Meinen. Meinen Trümmern.

In der Nacht schien bestimmt der Mond. Mit dem Fries gegenüber. Und mit Knallerei (dauernd Panzer). Und mit entsetzlicher Hitze. Nach dem Feuer. Bestimmt hatte jeder für den ganzen Tag nur eineinhalb Stück Trockenbrot gehabt.

Und während dieser Tage an der Miodowa fielen gewissermassen die ganze Zeit Bomben. Vom Morgen bis zum Abend. Denn es war ein dauerndes Stehen unter den Rahmen. Und zwar mit Ausblick auf zwei Stockwerke Ruinen. Das heisst, an dieser Stelle war gar keine Decke mehr da. Nur noch die Türrahmen. Mit der Decke habe ich jetzt wohl übertrieben. Ich weiss nicht, ob

noch ein Stück über uns war. Vielleicht. Aber man verliess sich nur auf den Rahmen. Und was das Nichtfliegen der Flieger nach Anbruch der Dunkelheit angeht, da habe ich auch übertrieben. Genau am 31. August, wie wir gleich erfuhren, war das Bataillon «Chrobry», über 200 Leute waren das, von der Aktion zurückgekommen. Zu sich nach Hause. In den Keller der Simonspassage (das war an der Nalewkistrasse beim Krasiński-Garten, heute Platz der Ghettohelden). Alle warfen sich schnell auf ihre Feldbetten und Pritschen. Das heisst, sie warfen sich nicht darauf, sondern waren eher gerade dabei, die Decke zurückzuschlagen, um sich hinzulegen, da kam der Knall. Nur vier oder fünf haben überlebt. Und obwohl sie überlebt hatten, wussten sie auch nicht wann, was, wie. Nur dass auf einmal Bomben da waren und es krachte. Ich habe mit ihnen geredet, mit den Überlebenden, drei oder vier Männer und eine (ich glaube eine) Frau. 1946. Im September. Damals war Warschau vom Sächsischen Garten bis Żoliborz eine Wüste. Der Sächsische Garten auch. Ich war Journalist. Schrieb über die Exhumierungen. Es hiess, an dieser und dieser Stelle sei das und das passiert. Und die Sache mit der Identifikation. Listen der Identifizierten. Hier also auch. Nur dass diese paar Überlebenden diese Exhumierung auf eigene Initiative angefangen hatten. Ein paar Arbeiter gruben. Da war ein Eimer, so ein grosser aus Blech, für die Köpfe, Beine und Arme. Aber es liess sich nicht richtig identifizieren, was von wem war. Ich weiss noch, wie es ging:

- Ist das das Bein von Zdziś? Oder vielleicht das von Rysiek?

Und dann rein damit in diesen Blecheimer, in dem mal Karbid gewesen war.

Wundert euch nicht. Das war damals eine ganz gewöhnliche Sache. Sie machten ein Feuer an. Auf der Seite des Parks. Denn

es fing schon an, kühl zu werden. Aber man verzichtete auf weitere Ausgrabungen. Denn diese Passage war ein einziges Durcheinander, ein Haufen Schutt, dazu noch fest und hart, mit Eisenbahnschienen, die herausstaken. Denn das Haus war gross und stabil gewesen. Und als es einkrachte (also der Rest, der übriggeblieben war), da hat es alles erdrückt. Also soviel dazu. Später haben sie es auseinandergenommen. Richtig. Sie rausgeholt. Begraben. Aber ob sie sie identifiziert haben? Weiss ich nicht. Das war's.

Am ersten September des denkwürdigen Jahres war auch wunderbarer Sommer. Und es war auch ein Freitag. Fünf Jahre waren vergangen, aber zwei davon waren Schaltjahre, und so hatte sich ein Kreis der Geschichte geschlossen. Ich weiss noch, wie ich das damals bei mir gedacht habe.

Heute denke ich mir, dass dieses «der Feind fiel in Polen ein vom Himmel hoch» das ganz gut besingt. Denn es war schönes Wetter – und bei schönem Wetter ist der Himmel hoch. Und die Flieger. Aber 44 fiel er aus einem Himmel ein, der niedrig war, dachartig.

Dass dieser erste September zu einem historischen Tag werden würde – das hatten wir frühmorgens noch nicht gewusst. Als es hell wurde. Denn dieser Tag fing wohl in aller Herrgottsfrühe an. Die Flugzeuge standen mit der Sonne auf. Bestimmt fielen um fünf Uhr schon Bomben, stürzten unsere letzten Restchen ein. Und es waren schon Menschen umgekommen. Die Verschütteten. In der Nacht waren ja auch welche umgekommen. Durch was anderes.

Also ganz frühmorgens am 1. September eröffnete Swens Mutter uns, dass nichts mehr zu essen da war. Ich sage «uns», denn der ganze Keller war schon auf den Beinen. Jeder sagte, was ihm dazu einfiel.

Nach einigem Herumstehen unter diesem Rahmen beschlossen

Swen und ich rauszugehen. Suchen. Was zu essen. Wie?

- Vielleicht lässt sich irgendwo was finden...

- Und wenn nicht, muss man stehlen.

- Ja, dann muss man stehlen – sagten wir uns laut.

Und wir gingen über die Stufen – unsere Hitze- und Gefahrenmesser – hinaus auf den Hof. Da blieben wir hinter der Türe, an dem breitbeinigen, halbsitzenden Leichnam dieser alten Tante stehen. Aus welchem Impuls? Wir standen da und betrachteten sie. Sie hatte einen Ring am Finger. Erst nach dem Krieg gestanden wir einander ein, dass wir beide an diesen Ring gedacht hatten. Aber ob der Ring damals was gebracht hätte – das ist die Frage. Geld war nicht das Einzige, was nicht mehr wichtig war.

Ich muss zugeben, dass ich seit langer Zeit den 1. September nicht leiden konnte. Vielleicht wegen der Schule, oder vielleicht redet sich der Mensch Vorahnungen ein? Oder vielleicht hatte der Tag schon lange vorher etwas Beunruhigendes an sich gehabt? Fast sicher, dass er das hatte.

Und damals – an diesem Tag – da trieb uns ausser der Suche noch was anderes hinaus. Nachdem wir lange da an der Tante von diesen Frauen gestanden hatten, schlichen wir los, durch die Durchgänge und Höfe an der Miodowa in Richtung Krasiński-Platz. Und sofort wurde klar, dass wir nicht allein unterwegs waren. Dass es unruhig war. Dass es zuende ging. Die Altstadt wehrte sich aus letzter Kraft. Aber die Menschen werden immer weniger. Und es gibt nichts zu essen. Die Aufständischen haben auch nichts. Und hier die Angriffe. Von verschiedenen Seiten. Krachen. Schüsse. Einschläge in die letzten Keller. Die Sonne am Himmel war höhergestiegen. Die Hitze nahm zu. Und dieses Herumlaufen. Zivilisten und Aufständische. Ratlosigkeit. Ich weiss

nicht, wann sie anfangen zu erzählen, dass die Deutschen schon in die Fréta einmarschierten. Und dass die Altstadt kapitulierte.

Wir gingen wohl zurück zu unserem Keller. Man redete dort was, beriet sich. Doch über was? Hauptsächlich ging es darum, dass die Deutschen zu irgendeinem Zeitpunkt in den Keller stürzen und Granaten werfen würden. Wieder die Pfeiler. Ich dachte mir: Wenn man nur hinter einem Pfeiler sein könnte. Aber war das eine Lösung? Und hatte unser Reden, Beschliessen überhaupt irgendeinen Sinn? Diese Hitze, das Krachen, Hin und Her, Beraten, Rauch, denn es brannte und brannte, und diese verbrannten Reste und diese immer grössere Unruhe. Und wieder gingen wir raus. Zu zweit. Der Rest blieb da. Zbyszek auch. Was zwischen dem Verlassen der alten Tante da und diesen ersten Nachrichten lag, das weiss ich nicht mehr genau. Und dann zwischen den ersten Nachrichten von den Deutschen auf der Fréta bis zur Begegnung mit unserem gemeinsamen Bekannten Henio. Henio trug die Uniform der Aufständischen, das heisst irgendwas von den Deutschen, wohl einen Kampfanzug.

- Ich bin Sanitäter – sagte er; und wir setzten uns auf den Hof von Fuchs, das war wohl das Haus hinter den Basilianern. Auf eine kleine Stufe an der Wand, vielleicht nur an der Wand, vielleicht sogar unter den Rest von so einer Art Eingang mit Vordach.

- Hört zu – sagte Henio – wir gehen heute durch die Kanäle raus, die Schwerverletzten lassen wir hier, aber der Oberleutnant hat einen Schützling, der ist schwerverwundet und muss übergetragen werden. Einverstanden?

- Ihr könnt zu zweit kommen, denn ich kann sagen, dass ihr euch beim Tragen abwechseln müsst, weil ihr ihn auf die Schultern nehmt.

Swen hatte immer noch Schmerzen im Bein. Im Knie.

- Macht nichts, dann werde ich ihn eben tragen – sagte ich – und du hilfst mir was dabei.

- Aber hör mal, wir sind zu dritt – sagte Swen darauf zu Henio.

- Zu dritt? Das ist schlecht.

- Mein Cousin, den können wir nicht so einfach dalassen.

- Das geht nicht.

- Na ja, Pech gehabt – meldete ich mich zu Wort. (Wie leicht das ist, einfach einen aufzugeben!)

Aber Swen blieb solidarisch.

- Nein, ohne Zbyszek gehen wir nicht.

Henio begann nachzugeben.

- Naja, das hängt ja nicht von mir ab, denn wenn es nach mir ginge, dann..., aber ich kann ja versuchen, es zu erklären..., oder man redet nur von zweien, und der dritte hängt sich dran, was soll's, kommt einfach zu dritt zur Długa (dann hat er uns wohl die Adresse gegeben), links vom Krasieński-Platz. Da ist ein Spital. Und dieser Verletzte. Und da ist auch allgemein der Treffpunkt. Die Deutschen sind zwar dabei, die Altstadt zu erobern, aber da wird Deckung sein. Der Einstieg ist auf dem Krasieński-Platz. Nehmt nichts mit. Denn in den Einstieg lassen sie keinen, der was bei sich hat. Höchstens einen Brotbeutel.

Wir wagten es nicht, an diese Kanäle zu glauben. Das war unser Traum gewesen. Zur Innenstadt durchzukommen. Die Legende von den Kanälen, davon, dass man mit Passierscheinen reinkam, die man durch Beziehungen bekam und zwar auf den höchsten Ebenen, die hatte ihre Wirkung getan. Und dass es in den Kanälen auch übel sein konnte, dass Leute ertranken, sich verirrtten, dass man von Mokotów aus, dem Unteren Mokotów, auf die Knie musste, weil es nur neunzig Zentimeter hoch war, dass ein paar Einstiege unter den Deutschen offen waren, dass die

Deutschen Granaten reinwarfen, das konnte uns nicht, aber auch gar nicht erschrecken. Nur weg von hier! Nur die Frauen würden Zurückbleiben, und die hatten es immer leichter.

- Dieser Verletzte – (hier nannte er uns sein Pseudonym, ich weiss nicht mehr welches) – muss angezogen werden, und überhaupt muss es so aussehen, als ob er nur leicht verwundet ist, sonst lassen sie ihn nicht in den Kanal. Also, um soundsoviel Uhr – (hier nannte Henio eine Uhrzeit, ich glaube zwei Uhr nachmittags) – seid ihr hier... Bis dann..

Oder vielleicht hat er auch keine Uhrzeit genannt, denn es hatte ja keiner eine Uhr: in einer Stunde – eher so was.

Ich weiss noch, dass wir schnell zu unseren Leuten gerannt sind. Dass wir mit grossem Radau reingestürzt kamen. Tante Uff. war froh, dass Zbyszek auch mitging. Zbyszek war auch froh. Und Swens Mutter. Für uns. Obwohl es der Mutter und der Tante und Celinka und Lusja und Frau R. schwer fiel, von uns Abschied zu nehmen. Besonders Swens Mutter. Und der Tante. Es war ja immerhin auf ungewisse Zeit. In der Innenstadt auf der Zurawia war allerdings Danka, die Tochter der Tante. Zbyszek und Swen hatten also Danka da. Und ich den Vater und Zocha. Und vor allem – ich hatte Halina.

Wir wussten wohl schon, dass wir an der Ecke Nowy Świat und Warecka herauskommen sollten. Der Vater, Zocha und Halina waren also am nächsten. Nämlich in der Chmielna 32. Zwischen Bracka und Marszałkowska. Also alle drei zu ihnen. Zuerst einmal.

Das mit dem Kanal war in diesen trostlosen Stunden eine solche Aufregung für uns, dass uns die Fliegerangriffe, Geschosse, die an diesem letzten Tag noch schlimmer gewesen sein müssen als an allen anderen Tagen – obwohl jedes Vergleichsmass schon längst abhanden gekommen war – nichts ausmachten. Die so-

nannte letzte Attacke hat ihre ganz besonderen Eigenheiten, die mir noch aus Wola vertraut waren. Aber hier gab es ein Gegenmittel: die Kanäle.

Also jedenfalls ein historischer Tag. Fall der Altstadt. Die Altstadt war schon in ganz Polen berühmt. Und in den Lagern. Und in England. Und die Kanäle, die von der Altstadt, waren berühmt. Warschau wusste schon, dass das ein historischer Tag war. Nur dass dieses Wissen nichts so Grossartiges war.

Unsere Hast steckte auch die anderen an. Besonders die Mutter und die Tante. Also die beiden Mütter.

- Gleich, gleich, wartet doch!

- Gleich, gleich, nur das noch.

Nahmen wir was mit? Nein, wohl nicht. Sie buken einfach in dieser Zeit ganz schnell aus den allerletzten Vorräten für jeden zwei Puffer für unterwegs. Auf Blechen. So wie man sie damals gebacken hat. Doch nicht auf dem Blech. Entschuldigung. Das hatte ich vergessen. Auf diesen drei Ziegeln hinter dem Pfeiler. Das kam erst raus, als wir uns verabschiedeten. Da haben sie sie uns in die Taschen gesteckt. Wir wollten nicht. Denn wir gingen in die Innenstadt. Und ihnen nahmen wir das letzte weg. Aber sie wollten nichts davon wissen. Alle Frauen verabschiedeten sich ganz ungewöhnlich von uns. Und Swens Mutter und Zbyszeks Mutter machten jedem von uns nacheinander ein Kreuzzeichen auf die Stirn und küssten uns. Das war wohl der bewegendste Abschied in meinem Leben. Sie weinten. Zbyszeks Mutter hat ihn seitdem nie wiedergesehen. Er lebt in England. Aber... Seine Frau, denn er hat geheiratet, schickt Briefe. In seinem Namen. Ob er lebt? Wohl schon. Aber warum dann sowas?

Wir gingen also raus aus dem Keller. Aus der Miodowa 14. Hinten raus. Nach rechts. Zum Krasieński-Platz. Hier ging es über

die Miodowa. Hinter die Barrikade. In die Długa. Und schon an der Menschenmenge an den Mauern konnte man den Sammelpunkt erkennen.

Dieses Haus steht heute da. Wieder. Das erste von der Ecke aus. Damals hatte es wohl eine Einfahrt mit Torbogen. Oder kommt mir das vielleicht so vor? Am merkwürdigsten ist, dass dieses Haus damals stand. Noch. Zumindest teilweise. Es war darin wie in einem Bienenstock. Es wimmelte wirklich. Und ich bilde mir wohl nicht ein, dass das sogar auf mehreren Stockwerken so war. Mindestens im Parterre und im ersten Stock. Denn wir kamen wohl auf einer Treppe rein. Eben in den ersten Stock. Henio zeigte es uns. Wohin wir gehen sollten. Wo warten. Was tun. Ein richtiges Wunder, dass wir uns gefunden haben. Denn denkt nicht, dass es da keine Zivilisten gab. Ein Haufen Aufständische und ein Haufen Zivilisten. Hinauf- und Hinabgerenne auf der Treppe. Keiner achtete auf die Bomben. Es stellte sich heraus, dass die Kanäle auf alle dieselbe Wirkung hatten. Gut, dass keine Bombe auf uns fiel. Es fiel eben keine. Es ging um das Tempo. Um wieviel Uhr. Denn die Attacke wurde stärker. Die Verteidigung kostete Opfer. Und da im Prinzip die Schwerverletzten und die Zivilisten zurückblieben, mussten es wenigstens alle anderen schaffen, sich zurückzuziehen, am Schluss auch die von der Verteidigung, die nur den Einstieg und sich selbst zu verteidigen hatten. Aber vorerst wartete man noch lange, lange. Ausserdem sah ich da mehr als einen ziemlich schwer Verletzten. Und einen Haufen Zivilisten, wirklich. Reingeschmuggelte, so wie wir. Zum Helfen und durch Beziehungen. Und das alles zog den Rückzug in die Länge. Aber wieder wurde der Plan um jeden Preis eingehalten. Die Ordnung. Deshalb war fürs Angsthaben kein Platz mehr.

Der Saal, in den wir Henio hinterherrannten, war erfüllt von Geschwätz und Gedränge. Und vor allem Bewegung. Und ausser-

dem Menschen. Und ausserdem Pritschen. Etagenweise. Und verschiedene Sachen. Bereitstellen der Bahren. An der Wand Aufreihen von irgendwas – vielleicht Rucksäcke? Rucksäcke durften nicht mitgeschleppt werden. Es musste also etwas wesentlich Kleineres und Notwendigeres sein.

Auf den Pritschen sassen, lagen Menschen, zogen sich an und wurden von anderen angezogen. Das heisst, Aufständische, Kuriermädchen, Sanitäterinnen. Bestimmt auch ein paar Familien. Zugaben. Wahnsinn mit Methode. Durcheinander mit Hektik. Aber das alles wurde wiederum von der Frage der Reihenfolge und dem Vorgang des Abzugs beherrscht. Unser Verwundeter lag auf einer unteren Pritsche. Ich weiss nicht mehr, ob ich ihn angezogen habe oder ob das schon die Aufständischen gemacht hatten. Ich weiss noch, dass wir ihm die Schuhe anziehen mussten. Und natürlich auch binden. Die Anstalten dazu dauerten endlos. Mein Verwundeter war abgemagert und sehr jung. Und hatte neun Schusswunden. Ich dachte mir, es würde schwierig sein, so zu tun, als fehlte ihm nichts. Er war kaum bei Bewusstsein. Stöhnte. Alles tat ihm weh. Kein Wunder. Sobald ich nur anfang, ihm den Schuh überzustreifen, stöhnte er, krümmte sich und zog den Fuss weg. Ich sagte etwas zu ihm. Beruhigte ihn. Wartete ab. Und versuchte wieder. Ich weiss nicht, was sich draussen tat, also am Himmel und in der Stadt. Ein paarmal schaute der Oberleutnant Radoslaw ganz kurz vorbei, aber nicht der berühmte. Ein blonder. Über dreissig. Er machte sich mit uns bekannt. Das dauerte auch nur einen kurzen Moment. Was ihn interessierte, war das Schuhwerk der Verwundeten. Und der Kanal. Henio liess sich auch ein paarmal blicken. Und eine Sanitäterin. Seine Freundin. Und die von dem Verwundeten. Von der Abteilung. Sie sah sich meine Arbeit an. Ich hatte schon angefangen, einen Schuh überzuziehen.

Ich weiss nicht, wann ich ihn endlich angezogen hatte. Irgendwann hat sie mir wohl dabei geholfen. Unsere Gruppe hatte ein bisschen Spielraum mit der Zeit. Aber ich weiss nicht mehr genau. Vielleicht hing das vom Packen ab. Und von diesen Schuhen. Es gingen ja die ganze Zeit welche in den Kanal. Schliesslich hatte ich ihm die Schuhe angezogen. Aber das Zuzchnüren erwies sich jetzt als genauso schwierig. Denn seine Beine waren auch durchschossen. Einige hatten aber doch eine Uhr. Ich habe übertrieben, als ich sagte, es gab keine. Es war wohl so, dass das Überziehen der Schuhe und das Zuzchnüren zwei Stunden gedauert hat. Vielleicht etwas weniger. Aber nicht viel. Denn wir waren lange da in dem Saal. Dann mussten wir wohl schon gehen. Aber noch wurde gewartet. Auf ein Zeichen. Ich kann mich noch erinnern, an diesen Wust von Gerenne, Betrieb, Hinaustragerei, Ausruferei, Befehlen.

Schliesslich wir. Ich mit dem Verwundeten auf den Schultern. Er war leicht. Nur dass ihm alles weh tat. Er versuchte, mir und sich selbst zu helfen. So gut er konnte. Am Anfang, als wir zum Einstieg gingen, wurde ihm auch klar, dass wir umzogen. Ich also mit dem Verletzten, Zbyszek, Swen, Radosław, Henio und diese Sanitäterin mit einem Brotbeutel. Und ihre Leute. Ich kann mich allerdings nur an die erinnern, die in meiner Nähe gingen. Swen hinter mir und hinter Swen Zbyszek. Hinter Zbyszek wohl Henio. Vor mir die Sanitäterin. Und Henio vielleicht doch vor ihr. Und vor ihnen Radosław.

Wir gingen schnell die Treppe hinunter. Direkt zum Tor. Ich weiss noch, dass wir uns vom Tor aus in die Mauernische schoben. Und da warteten wir. Dann ein Stückchen weiter, aber immer noch in der Toreinfahrt. Ich weiss noch, dass die Mauer dieses Hauses, dieser Toreinfahrt gelb war. Und dass es gegenüber schrecklich brannte. Und nicht nur an einer Stelle. Feuer über mehrere Stockwerke. Und Rauch. Durch den Rauch brannte die

Sonne. Mir scheint, dass hinter uns und vor uns ziemlich viele Zivilisten waren. Nicht nur junge. Auch ältere. Und ältere Damen. Einer sass – in der Schlange – auf einem Klappstuhl. Die Schlange war gebogen. Wegen der Nische. Und man musste ganz dicht an der Mauer lang. Denn plötzlich, je weiter man auf die Strasse hinauskam, desto stärker spürte man die Gefahr. Ich weiss nicht mehr, ob auch Flieger kamen. Bestimmt. Und wir drückten uns nur ganz flach an die Wand. Sie bombten und steckten in Brand. Ich kann mich noch an die Geschosse erinnern. Die kamen von der Krakowskie und der Bonifraterska geflogen. Bestimmt auch von der Weichsel. Und von der Przejazdstrasse. Man spürte, dass sie auf die Schlange vor dem Einstieg und auf den Einstieg zielten.

Wir schoben uns weiter. Aus dem Tor. Ganz auf die Strasse. An der Mauer lang. Hier ging es etwas schneller. Und man konnte schon sehen, wie sie sich direkt vor der Ecke von der Mauer lösten und über die Fahrbahn auf den Einstieg zukrochen. Aber der Einstieg war auf der anderen Seite des Platzes. Gegenüber dem linken Turm der Garnisonskirche.

Fürs Nachdenken, so mit Gefühlen, war Zeit. Sollte man nicht denken. Trotz allem.

«Ach», dachte ich mir, «die sind da auf der Miodowa geblieben, und diese Kreuzchen beim Abschied...»

Wieder schoben wir uns ein Stück vor. An der Mauer. Aber es wurde immer bedrohlicher.

«Aach», dachte ich mir, «da sind Halina, Vater, Zocha. Die Innenstadt.»

Die Innenstadt! Ich hatte mich mit Halina für sieben Uhr verabredet. Am ersten August. Am ersten September werde ich da sein. Auch um sieben. Denn ich dachte mir, ich würde in zwei Stunden wohl drüben sein, es war Nachmittag. – Und was war mit Mama? Wo war meine Mutter? Lebte sie? Ich mit diesen Schlüs-

seln. Wie war sie in die Wohnung gekommen, bevor sie sie weggetrieben hatten? Was war mit Nanka? Mit Sabina? Mit Tante Józia? Mit Stefa?

Wieder ein Stück an der Mauer. Granaten. Und diese Feuer. Auf der anderen Seite der Długa. Hier. Ein ganz neues. Und wohl die Garnisonskirche. Długa 13 oder 15. Lichterlohes Feuer. Und hier brennt die Sonne. Durch den Rauch. Mit dem Feuer. Und beisst. Alles.

«Und ich», so dachte ich in etwa, «ich hab damals mit Mama im Frieden diesen Jon Valjon, wie er ausgesprochen wurde, von Victor Hugo gelesen, wie er mit einem Verwundeten auf den Schultern durch die Kanäle von Paris geht – und jetzt werde ich mit einem Verwundeten auf den Schultern in einem Augenblick, in drei Minuten, in die Kanäle von Warschau gehen. Wer hätte das gedacht?»

Und die Innenstadt war so weit. Heute wird das vielleicht keiner verstehen. Nowy Świat – Krasieński-Platz. Das eine wie das andere Stadtmitte, Innenstadt. Gar nicht weit. Aber das war schrecklich weit. Nicht näher – das sag ich euch – als für mich nach dem Krieg von Warschau bis Paris. Es kam einem überhaupt nicht als etwas Zusammengehöriges vor.

Es war fünf Uhr am Nachmittag, als wir uns von der Ecke der Mauer an der Diugastrasse und der Mauer am Krasieński-Platz lösten und uns auf den Boden warfen und krochen. Jetzt ging es schon schnell, schnell. Denn die Granaten krachten erbarmungslos. Auf uns. Auf den Eingang. Die Barrikade an der Miodowa war gut. Aber die Barrikade quer über den Krasieński-Platz von der Bonifraterska aus war ganz niedrig, höchstens bis zu den Hüften. Aus grauen Papiersäcken mit irgendwas drin. Bestimmt mit Zement. Aber diese Barrikade war wichtig. Und ein Schutz. Und

an ihr entlang krochen wir. Ich schleifte den Verwundeten über den Boden. Mit aller Kraft, die ich noch hatte. Schnell. Schnell.

Gegenüber von diesem Feuer, diesen Flammen über mehrere Stockwerke, war der Einstieg. Über dem Einstieg war jemand, der halb stand, halb hockte. Einer oder zwei. Und regelte den Verkehr. Ohne Erbarmen warf, riss er die Rucksäcke und Bündel von den Rücken und trat sie zur Seite, auf den Stapel, der sich da sammelte. Alles ging hier blitzschnell. Die Granaten zielten spürbar genau auf den Ausgang. Von zwei Seiten. Das Feuer wütete. Schloss ein. Wir krochen. Nach Kräften. Die vor uns auch. Hinter uns eine Schlange ohne Ende. Der Einstieg war nicht gross. Der Deckel war zur Seite geworfen. Keiner brachte einem bei, wie und was. Ich warf mir meinen Verletzten über die Schulter. Nein. Sie haben ihn mir wohl gereicht. Nein. Ich weiss es nicht mehr. Vielleicht doch mit ihm. In diese Öffnung. Ein letzter Blick. Die Garnisonskirche. Brennt. Rauch. Sonne. Feuer. Granaten. Und die Eisensprossen. Ein Bein. Das andere Bein. Immer weiter runter. Und tief. Gar nicht schwer. So viele Sprossen. Unten wird es breiter. Wie eine Glocke. Und wir sind ganz und gar unter der Erde. Rauschen. Wir gehen sofort weiter. Rechts. Die Hosen hatte man schon vorher an der Długa hochgekremgelt. Wir kriechen irgendwohinein. Das Wasser bis zur halben Wade. Wir gehen los. Im Wasser. Dem sogenannten. Fuss um Fuss.

Ssschu...ssschiuu... ssschiuu...

Das erste, das mich überraschte, war die Ruhe. Stille. Es rauschte. Diese Schritte. Ein Lichtchen. Weit vor uns eine Kerze. Und unsere Sanitäterin trug auch eine Kerze. Ruhe also. Nach dieser Hölle. Erleichterung. Unglaubliche Erleichterung. Noch empfand ich den Verletzten als überhaupt kein Gewicht. Er ruhte sich aus von der Anstrengung. Er war passiv. Dass es eine Freude

war. Nach dieser Hölle da oben. Die Bomben und Granaten waren weit weg. Man hörte nur:

u-uu-uuuu-uu-uu-u- gedehnt, schrecklich gedehnt, dumpf – uu-uuu –, das waren die Granaten oder Bomben, ganz weit weg, gleichgültig – und dieses Echo hallte und hallte.

Wir bogen wohl gleich ab in die Miodowa. Denn es wurde geflüstert. Einer zum andern:

- Wir gehn unter der Miodowa her.
- Wir gehn unter der Miodowa her.
- Wir gehn unter der Miodowa her.

Und das Flüstern gab auch ein Echo, gedehnt, wie in einer Muschel. Nein. Wie in einem Brunnen. Aber das ist auch zu wenig. Denn das ist nicht bloss ein Brunnen quer, ohne Boden. Sondern allgemein etwas ohne Anfang und Ende. Und unzählbar. Weil so verzweigt. Denn es gibt so viele Kanäle wie es Strassen gibt. Also die ganze Stadt noch einmal. Ein drittes Warschau, von oben gerechnet. Das erste war obendrauf, an der Oberfläche. Das mit den Durchgängen durch Höfe und Flure. Das zweite – in den Bunkern. Mit dem Netz unterirdischer Verbindungen. Unter dem einen unterirdischen dann dieses unterirdische hier. Mit Verkehr. Und Regelungen. Mit Aufschriften. Denn an jeder Gabelung stand über dem Eingang in den richtigen Kanal, d.h. die Ader Altstadt – Innenstadt, für Fussgänger mit Kreide ein Pfeil auf die Ziegelsteine gemalt und die Aufschrift «HIER».

Wie sehen die Kanäle aus? Verschieden an verschiedenen Stellen. Immer Gewölbe aus Ziegelsteinen. Und immer haben sie eine runde Deckenwölbung und sind auch am Boden rund. Oder eher oval. So sind sie überhaupt im Querschnitt, beziehungsweise perspektivisch, denn in diesen Querschnitt sieht man endlos. Oval. Oder mehr oder weniger oval. Ich schreibe hier mehr oder

weniger, weil der Kanal genau unter der Miodowa gross war und auf beiden Seiten solche Bänke (wohl aus Beton) hatte. Wir gingen mit einer Kerze. Die Sanitäterin trug sie. Weit vor uns trug auch einer eine Kerze. Und noch weiter vor uns wohl auch jemand. So, dass man sehen konnte. Natürlich nicht deutlich. Die Wände glänzten. Perspektivisch. Dieser Zug, der auch keinen Anfang und kein Ende hatte, schimmerte. Flimmerte. Glitschig. Denn hier war alles glitschig. Die Hosen hatten wir aufgekrempelt. Bis zu den Knien. Aber man ging in Schuhen. Das Wasser stand immer noch bis zur halben Wade. Ich weiss nicht mehr, ob es stank. Oder dampfte. Ich weiss nicht mal mehr, was darin war. Wahrscheinlich Verschiedenes. Wahrscheinlich sind wir über zwei Leichen gegangen. Zweimal verhedderte sich wohl irgendwas unter meinen Füßen. Aber allgemein fühlte man man gar nichts ausser:

klatsch – klatsch...

und Erleichterung. Und dass man zur Innenstadt ging. In der Altstadt musste es die vollkommene Hölle gewesen sein, weil Augen und Nase so abgestumpft waren.

Erst vor kurzem hat mich einer gefragt, woher denn da Abwässer kamen. Warum flossen sie noch?

Ich weiss es nicht.

Diese Betonbänke waren vielleicht dafür da, damit die Wartungsleute über etwas gehen konnten. Denn normalerweise fließen die Abwässer höher und schneller.

Damals haben wir darüber nicht nachgedacht. Die Bänke waren eben da. Auf der Bank entdeckte ich plötzlich einen abgeworfenen Rucksack. Danach dann ein Glas mit Schmalz. Dann wieder einen Rucksack. Oder eine Decke. Ich erinnere daran – auch mich selbst übrigens –, dass ich den Verletzten trug. Unter der Miodowa war es breit und hoch. So, dass ich ihn normal tragen

konnte. Aber man ging und ging unter der Miodowa. Und es glänzte. Von diesen Kerzen. Und den Menschen. Und es dröhnte:

uu...

u-uu-uuu...

Aber inzwischen wurde ich das Tragen doch müde.

- Zbyszek – ich wandte nur den Kopf um, weil ich voranging
– vielleicht kannst du ihn jetzt mal nehmen?

- In Ordnung.

Swen ging langsamer. Zbyszek kam an ihm vorbei. Zu mir. Und nahm ihn. Ich war befreit. Jetzt war mir wohl. Wie selten in meinem Leben.

Ich weiss nicht mehr, was zuerst kam:

- Achtung! Lichter aus, da ist ein offener Einstieg.

- Achtung, langsamer gehen, wir kommen an einen offenen Einstieg.

- Achtung ... Kerzen ausblasen... völlige Stille ... da oben sind Deutsche...

Oder ob zuerst vielleicht dieses Lichtchen von gegenüber da war. Von weitem. Aber in Bewegung. Auf uns zu. Das hat uns wohl beunruhigt. Vielleicht wurde auch gefragt:

- Was ist das?

Wir, die Unerfahrenen. Denn gleich flüsterte einer, der ein paar Leute vor uns ging:

- Ein Kuriermädchen.

- Keine Angst, keine Angst – gaben wir weiter – ein Kurier...

- Aha, ein Kurier.

- Achtung – Ach-tung.

Das Lichtchen kam plötzlich nah, bewegte sich schnell, das Platschen wurde auch schnell.

- Achtung – Achtung – da ist ein Kurier.

Die Kerze kam an uns vorbei.

Dann wieder:

- Achtung, der Einstieg, wir wissen nicht, ob er offen ist.
- Achtung, der Einstieg...

Ich kann mich noch an einen erinnern, der nicht offen war. Aber man passierte ihn langsamer, stiller. Für alle Fälle. Im Laufe dieses Monats hatten wir uns nur zu sehr an plötzliches Verstummen gewöhnt, an das Losungswort «Die Deutschen lauschen» und daran, so zu tun, als wären wir plötzlich nicht mehr da.

Ich kann mich jetzt nicht mehr an diese Lichtsäulen unter einem offenen Einstieg erinnern. Oder vielleicht erinnere ich mich doch. Von weitem sahen sie aus wie kleine Kerzen. Die gleiche Wirkung. Etwas leuchtete. Kam. In unsere Richtung.

- Achtung – Achtung...

Diesmal war es wohl ein Junge. Denn mehrere Male kamen Kuriere an uns vorbei. Einmal zwei Leute. Und einmal sogar noch mehr.

Dass das immer noch die Miodowa war, wunderte uns. Von Verirren konnte keine Rede sein. Denn da waren die Lichter und die Pfeile. Und die Ortskundigen. Und die Tatsache, dass wir eine endlose Reihe waren. Nach vorne. Und nach hinten. An der Ecke Nowy Świat und Warecka kamen schon seit langer Zeit immer weiter Leute raus. Und am Krasieński-Platz gingen immer weiter Leute rein. Und hatten noch lange zu gehen. Wir hatten eine gute Zeit erwischt. Teik trat mit dem letzten Rest den Rückzug an, da war es schon mitten in der Nacht. Sie mussten schneller und im Dunkeln gehen. Und verirrten sich. Und überhaupt, die Deutschen warfen ihnen Granaten rein. Von oben. Es gab ein Durcheinander. Am Ende kamen sie an und kletterten raus. Aber nicht alle.

Irgendwann nahm ich den Verletzten wieder. Er war schon ganz erschöpft und fiebrig. Er hatte Durst. Ihm tat alles weh. Er stöhnte. Ich tröstete ihn. Aber ohne viel Sinn.

Er wollte trinken. Und keiner hatte Wasser. Keinen Tropfen. Gegen Schmerzen war auch nichts da. Man musste ihn tragen. Das heisst, er musste an vielen Stellen berührt werden. Gut, dass er sich an mir festhielt, wie er sollte, um den Hals. Und ich hielt mit den Armen seine Beine.

Nach langer Zeit kam von vorne die Nachricht, dass wir in die Krakowskie einbiegen. Und dass es da nicht mehr so hoch und breit sein wird. Also dass man nicht mehr so bequem gehen konnte. Das betraf insbesondere mich und überhaupt diejenigen, die einen Verletzten huckepack hatten. Dann war man ja fast um einen Kopf grösser. Aber ich war ja wiederum nicht besonders gross.

Alle erwarteten gespannt diese Gabelung. Diese Abbiegung. Diese Neuigkeit.

- Krakowskie!
- Krakowskie!
- Krakowskie!

Vielleicht war hier erst der erste offene Einstieg. Denn die Krakowskie war in der Hand der Deutschen. Aber die Miodowa von der Krakowskie bis zur Kozia war wohl auch ihnen, denn sie kamen doch in unsere Barrikade an den Kapuzinern gefahren. Und überhaupt – sie sassen ja da in diesem Siebenstöcker an der Kozia.

Endlich ist sie da. Die Gabelung. Das ist wichtig. Wir biegen nach rechts. Der Kanal wird sogleich anders. Kleiner. Und nur oval. Ohne diese Bänke. Wir alle machten uns ein bisschen krumm. Aber so schlimm war es nicht, das heisst – gekrümmt haben wir uns bestimmt. Ich weiss nicht mehr, wie stark. Der Verletzte war mir sowieso schon sehr schwer geworden. Ich gab ihn wieder jemandem zum Abwechslern. Zbyszek. Oder einem dritten. Aus Henios Abteilung. Später nahm ich den Verletzten wieder. Ich hielt ihn unter den Knien, tiefer. Und er hielt den Kopf tiefer. Der ragte sowieso nicht so hoch. Denn er konnte den Kopf

eigentlich gar nicht hochhalten. Und er sackte ihm immer weiter runter. Bis er ganz runtergesackt war, auf meinen Hinterkopf.

- Trinken! – stöhnte er.

- Aber es ist kein Wasser da, nichts zu machen, noch ein kleines bisschen, wir sind bald da – so versuchte ich ihn zu trösten.

Aber er stöhnte:

- Trinken... trinken...

Wieder erklärte ich es ihm. Nach einer Weile rief er wieder:

- Trinken – ich kann nicht mehr...

- Bald sind wir da, bald sind wir da...

Er begann, noch tiefer zu rutschen, der Kopf baumelte ihm hintenüber und seitwärts.

Irgendwann, bei einem Aufenthalt, ob es wegen eines Einstiegs war, wo alles langsamer wurde, oder ob einer an uns vorbeikam, und es hier enger war, so dass man stehen bleiben musste, da wollte ich mich ein bisschen mit dem Arm an der Wand abstützen. Und ich stützte mich. Mit der Hand. Und die Hand rutschte mir durch einen dicken grünen Schmier nach unten. Es ging nicht. Ich wusste ja, dass es halbrund war und grün, aber ich wunderte mich trotzdem, dass es hier so sehr – mit diesem Zeug – überzogen war. Denn mir rutschte wohl die ganze Hand dahinein. Und runter. Mit einem Glitsch. «Mit Abstützen ist also auch nichts», dachte ich mir – denn man wollte immer noch irgendwie die Kleidung schonen. Welche Naivität!

Wir bewegten uns weiter.

Platsch – platsch – platsch...

buuuu – hörte man wieder den Aufstand oben – buuuu – uuu – uuuuu – uu...

- Tri-inken...

- Nicht mehr lange... nicht mehr lange...

- Tri-inken... ich kann doch Kanalwasser trinken...

- Nein!

- Ich will was trinken... gib mir was von dem Wasser... aus dem Kanal...

- Nein, nein...

Die Sanitäterin vor mir hatte es auch gehört und rief auch:

- Nein, nein!

- Ich trink jetzt was...

Er wollte sich noch weiter runterbeugen, konnte aber nicht.

- Was soll ich denn mit ihm machen? Was soll ich machen?

Ich war etwas verzweifelt.

- Sofort. – Die Sanitäterin öffnete ihren Brotbeutel – Ich kann ihm ein Stück Zucker geben. Das habe ich hier.

- Ach, das ist gut – sagte ich – hilft das denn gegen Durst?

- Ja, Zucker hilft, er löscht etwas – sie gab ihm das Stück – hier ist Zucker für dich, nimm.

- Gut... – Er öffnete den Mund, sie legte ihm das Stückchen in den Mund.

Wir gingen weiter. Vorerst hatte ich jetzt etwas Ruhe mit ihm.

Wir gingen lange. Unter der Krakowskie. Gabelungen, die Strassennamen in Kreide, Pfeile und «HIER!» Kreuzungen. Stehen.

- Achtung! Achtung! Ach-tung! Einstiege!

- Still! Lichter aus! – und wieder langsamer gehen.

Widerhall von Bomben, Granaten, irgend etwas, hin und her, ohne Ende:

bu-u-uu-uuu-uuuu...

Wieder nimmt mir einer (ein Zivilist) den Verletzten ab.

Schliesslich:

- Nowy Świat!
- Nowy Świat!
- Nowy Świat!
- Nicht mehr lange...
- Nowy Świat! Nicht mehr lange, bis wir rausgehen, an der Ecke Warecka.
- Nowy Świat! Schon der letzte Abschnitt, Ausgang auf die Warecka.

Ich weiss nicht, ob die Nowy Świat damals irgendwie anders war. Ob er vielleicht etwas kleiner war. Oder nicht. Vielleicht nicht. Bestimmt war da eine Gabelung. Bestimmt hatte sich hier schon Ermüdung eingestellt. Und Ungeduld. Obwohl es beruhigend war, dass es gelungen war. Ohne Granaten. Und dass wir jetzt unter unser Terrain kamen. Ich weiss nicht mehr, mit welchen Worten man es weitergab. Nach hinten, hinter sich. Aber es war etwas ganz Wesentliches.

Die Zeit sagte uns da wohl noch niemand. Die Uhrzeit. Ich weiss nicht, ob das absichtlich war. Denn danach wohl doch. Kurz danach. Schon nah am Ausgang. Nicht, dass es verkündet wurde. Aber es wurde gesagt, wieviel Uhr es war. Vielleicht meine ich nur, dass sie absichtlich nicht damit rausrücken wollten, dass wir so lange unterwegs waren. Vielleicht auch nicht. Tatsache ist, dass im allgemeinen keiner so richtig Bescheid wusste. Und selbst wenn, dann wäre es schwer gewesen zu glauben, dass man schon all diese Stunden unterwegs war. Ich weiss noch genau, dass es vor der Ankunft am Ziel grosse Aufregung gab. Darüber, dass es schon zehn Uhr war. Oder sogar nach zehn. Abends. Wohl sogar schon halb elf. Ja. Bestimmt. Allerfrühestens. Denn einer hat gesagt, wir seien fünf Stunden gegangen. Und wir waren ja um fünf in den Kanal gestiegen. Bei Sonnenschein. Hitze.

Und ich weiss noch, dass ich den Verletzten von Zbyszek oder

von wem auch immer wieder auf meine Schultern nahm. Er war am Ende. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob er die ganze Zeit stöhnte. Oder ob er schon still war. Und sich vollkommen hängen liess. Wahrscheinlich beides. Abwechselnd.

Und irgendwann dann die Losung:

- Stehenbleiben! Stehenbleiben! Stehenbleiben! Wir gehn nacheinander raus. Weitersagen!

- Stehenbleiben! Stehenbleiben! Stehenbleiben! Weitersagen!

- Stehenbleiben! Wir gehen nacheinander raus...

Wir blieben stehen. Henio und die Sanitäterin redeten mit uns. Radoslaw wandte sich an uns und sagte:

- Vor uns geht die ganze «Parasola»-Gruppe raus. Zweihundert Leute.

Wir standen. Ziemlich weit vom Ausgang. Nichts war zu sehen. Nicht einmal zu hören. Vom Hinausgehen. Denn wir redeten nur. Und die hinter uns auch. Wir waren noch zu weit von der Spitze entfernt. Das zog sich sehr in die Länge. Der Verletzte stöhnte. Verlor das Bewusstsein. Mir wurde es auch schon schwer. Pech. Was schert mich die Kleidung. Ich stützte mich mit dem Verletzten an die Wand, so wie ich stand. Ihm war alles egal. Und mir jetzt auch. Und weil die Stütze rund, nach aussen gewölbt war, deshalb krümmte ich mich hinein. Ich merkte, dass ich kleben blieb. Von Kühle konnte in diesem Sommer nicht die Rede sein. Und die Nässe – spielte keine Rolle. Und dass da dieser Schmier war – das war auch schon ganz egal. Gut, dass ich nicht mit dem Rücken nach unten rutschte. Der Verletzte liess sich über meine Schulter hängen. Und stöhnte auf. Ich machte auch einen Buckel. Andere standen mit dem Gesicht, dem Rücken, der Seite zueinander, in kleinen Gruppen. Ein paar stützten sich wohl auch auf. Vielleicht rückten wir dann irgendwann ein

paar Schritte vor. Bestimmt. Einmal. Und ein zweites Mal. Denn von vorne drang schon das Durcheinander, der Radau zu uns, Verständigungen, irgendwelche technischorganisatorischen Fragen, wie sich herausstellte.

Henio oder die Sanitäterin flüsterten uns vertraulich zu:

- Sie haben viele Verwundete... deshalb zieht es sich so in die Länge... denn sie tragen sie auf Bahren raus.

So war das also? Viele Verwundete? Erst hier hörte man auf, das zu verbergen. Also war meiner keine Ausnahme.

Alle fühlten sich schuldig wegen der Zurückgebliebenen. Die Zivilisten – das war weniger wichtig. Mit jungen Männern war das natürlich was anderes. Aber diese Aufständischen? Diese Schwerverletzten? Die am schlimmsten dran waren. Weil sie uniformiert waren. Und auf einen Haufen. Und hilflos. Und die... was war mit denen? Wir hatten uns vor gegaukelt, dass... ja, irgendwie, dennoch... Und hier stellte es sich dann heraus. Was. Wie. Schrecklich; andere haben das schon beschrieben. Ich werde es nicht noch mal tun. Nur soviel: es war eine Wiederholung der Wolageschichten.

Wir standen lange da. Immer näher am Ausgang und diesem Radau. Man konnte allmählich schon was sehen. Bewegung nach oben. Aber ich stützte mich immer noch mit dem Verletzten an diese grüne Wand. Jetzt war es mir ganz egal, die Jacke und an wie vielen Stellen ich sie würde saubermachen müssen. Alles egal, wenn ich nur nicht an der Wand runterrutsche.

Wir standen alles in allem fast zwei Stunden unter diesem Einstieg. Dann – als schon die Gesunden an die Reihe kamen – die aus der «Parasola» und überhaupt die, die vor uns waren, da ging es schnell. Behende. Und sie trieben sogar an. Denn es ging ja um die hinter uns. Denn hinter uns standen sie noch bis zum Krasniński-Platz. Der ganze Kanal war vollgestopft.

Unerwartet fingen sie an zu schreien:

- Rausgehn, rausgehn, voran!
- Rausgehn jetzt sind wir dran.
- Achtung, jetzt wir! Rausgehn, rausgehn.
- Achtung, jetzt wir.

Ich weiss noch, dass sie erst eine Tragbahre mit irgendwas, irgendeinem hinaufzogen, schoben. Dann Radosław. Dann Henio. Dann die Sanitäterin. Dann ich. Über die Eisensprossen. Ich sagte dem Verletzten, er solle sich ganz festhalten. Mit den Armen und den Beinen. Und ich klammerte mich in dieser Enge an. Immer höher. Und höher. Vielleicht schob mich auch einer an. Zbyszek oder dieser andere Helferich. Die beiden und Swen kamen nach mir heraus. Ich weiss noch, dass ich dann zu einem bestimmten Zeitpunkt zugleich den Geruch der Luft spürte. In der Nacht. Ich sah die Sterne. Und jemand fasste mich schnell an beiden Händen.

- Nein, nein, ich kann selbst!
- Sie haben doch keine Kraft mehr...

Ich hatte wirklich keine mehr. Fügte mich. Sie zogen mich an die Oberfläche. Ich weiss nicht mehr wann. Schnell. Häuser. Barrikade. Innenstadt. Bewusstsein. Geruch. Schwindel. Der Verletzte. Meiner. Er war schon auf einer Bahre. Zwei setzten sich schon mit ihm in Bewegung. Sanitäterinnen aus der Innenstadt. In die Warecka.

- Ich kann tragen – ich griff nach der Bahre.

- Nein, nein! Das ist jetzt unsere Sache – genau das sagten sie. Und gingen los. Die Bahre quietschte. Schwankte. Ich ging einen Augenblick hinter ihnen her. Swen hinter mir. Und Zbyszek. Viele Bahren waren unterwegs. Weiter vor uns. Und bestimmt auch hinter uns. Ich weiss nicht, was mit Henio war. Ich kann mich nur noch an mich selbst erinnern. Es war still. Allgemein. Barrikaden. Die enge Warecka. Ich ging. Wir gingen. Aufgelöst. Bewegt.

Häuser? Ganze? Halina! Vater! Innenstadt! Aaach!

Wir gingen bei Nummer 12 hinein. Zufällig. Ein grosser Hof. Dieser Himmel hier. Und wohl auch diese Sterne. Ganz deutlich. Wir setzten uns auf die Treppe. Kippten das Wasser aus unseren Schlappen. Machten uns zurecht. Krempelten die Hosenbeine runter. Alles in gutem Glauben. Und ein bisschen zur Bequemlichkeit. Die Innenstadt. Sie steht. Lebendige Häuser mit lebendigen Menschen. Nichts brennt. Sogar still ist es. Irgendwas war vielleicht da. Aber so wie ich es in Erinnerung habe, war es vollkommen still. Halina! Vater! Himmel. Geruch. Nacht.

- Gehen wir – ruckzuck sprangen wir auf. Das Tor. Die Wackerka. Der Platz. Die Szpitalna. Bekannt. Bekannt. Und wie. Wir gingen, schnell und langsam zugleich.

Die Ecke.

Chmielna. Alles steht.

Wir biegen ein.

Zur Marszałkowska.

Nur dass es so dunkel ist. Barrikaden. Dieses Klima. Ganz normal. Häuser. Nacht. Ruhe. Zwölf Uhr. Sommer. Warm.

Alles ist da.

Chmielna 32.

- Steht!

Wir gehen rein. Tor. Hof. Wir schauen beim Hausmeister rein.

- Ist Frau Rybinska da? Sind sie da? Alle?

- Ja, sie sind da, sie sind da.

- In welchem Keller? fragen wir.

- Im Keller? wundert sich der Hausmeister. – Sie sind bei sich zu Hause, oben. Schlafen.

Das war vielleicht ein Schock.

- Oben?

- Ja... In der Wohnung.

Wir bedanken uns... gehen los...

- Sind Sie aus der Altstadt?

- Ja, direkt aus dem Kanal.

Der Hausmeister rannte hinaus, mitten auf den Hof und schrie zu den Fenstern hinauf:

- Herr Białoszewskiiii! Herr Białoszewskiii! Ihr Sohn ist da aus der Altstadt!

Der Vater schrie etwas zurück aus dem dritten Stock. Lärm. Sofort. Getrappel die Treppe hinunter.

Wir auch auf die Treppe. Ganz schnell. Wohl auf dem zweiten Stock trafen wir mit dem Vater zusammen. Ich sah die offene Tür ein Stockwerk höher. Und Zocha, die auf die Treppe hinausgerannt kam.

- Miron! Swen!

- Das ist Swens Cousin. Ich stellte Zbyszek vor. – Wir sind direkt zu euch gekommen... aus der Altstadt... durch den Kanal...

- Natürlich, kommt rein, kommt rein...

Sie führen uns hinein, wir sollen uns setzen, stellen uns Schemel hin, Stühle.

- Sofort bekommt ihr was zu essen, wollt ihr euch waschen? Wie ihr aussieht!

Stacha wacht auf, Halinas Mutter, und Halina. In den Betten. Wir zu ihnen. Ich beuge mich im Dunkeln über Halina. Ich direkt aus dem Kanal, sie unter der Decke so sauber. Ich gebe ihr einen Kuss.

- Wir wollten uns doch am ersten August treffen – sage ich –, genau einen Monat später bin ich da.

Halina, ganz verschlafen, sieht sich langsam um.

- Wie du aussiehst! Mein Gott, die Haare ganz verklebt. Zocha, er muss sich umziehen, Swen, wie ihr aussieht!

Jeder von uns bekam etwas Frisches zum Anziehen. Ich glaube, wir zogen uns auf der Treppe aus. Dann wuschen wir uns nacheinander im Flur. Und dann das Hin und Her, Vorbereiten,

Aufstehen, Wasserkochen, Essen. Alles schnell.

In diesem Augenblick sind wir glücklich. Wir reden ohne Pause. Auf einmal. Alle drei. Und sie auch.

Das Waschen dauerte zwei Stunden. Wir haben wohl doch zuerst etwas gegessen. Danach dann diese Schüsseln. Heisses Wasser. Am längsten die Haare. Sie wollten und wollten sich nicht entwirren. Die anderen halfen uns.

- Die Kleider ins Feuer.

- Ja, sofort ins Feuer – entscheiden Zocha und Vater für mich. Und rein in den Ofen. Die Schlappen auch. Alles, was ich angehabt hatte. Danach vor allem Essen. Dann wird frisches Bettzeug gerichtet. Das war ja eine solche Veränderung in dieser kleinen Wohnung. Weiter reden... und auf einmal Einschlafen.

Früh am Morgen wachen wir auf. Hungrig. Halina hat uns schon drei Schüsseln gefettete Nudeln hergerichtet. Setzt sie uns vor. Wir essen.

- Gleich koche ich euch das nächste. Zenek ist bei der AK. In der Stadt. Zocha im Quartier. Sie leitet da die Küche.

(Zenek, das ist mein Vater.)

Wieder essen wir was. Volle Schüsseln. Mit Fett. Draussen lärmt was. Der Hausmeister? Der fegt? Wir sehen am Fenster raus. Ja.

Halina kocht uns wieder was und setzt es uns vor. Jede Stunde, jede halbe Stunde. Jetzt kriecht die Altstadt erst allmählich raus.

Vorerst sind weder die Altstadt noch die Kanäle noch die Innenstadt Wirklichkeit. Nichts. Alles ist unwirklich. Wir wollen nur essen. Dies und jenes Erstaunen. Halina. Wir. Und dieses Gefühl von Ruhe und Glück. Wenn auch nur für eine Stunde. Aber vielleicht reicht es noch bis zum Ende dieses Tages. Und durch die Nacht. Bis zum Morgen.

Ich weiss nicht mehr, ob irgendwas los war. Irgendwann damals – an diesem ersten Tag – sagte Halina wohl:

- Wir gehn besser in den Keller runter.

Aber es war nichts Schlimmes. Und dauerte nicht lange. Es war immer noch Sommer, Hitze, der 2. September. Samstag. Wie vor fünf Jahren. 39. Am Nachmittag Artillerie. Halina erklärt:

- Um diese Uhrzeit fangen sie an. Wir wissen, welche Strassen, denn die haben sie im Schuss winkel. Jetzt sind es die Złota und Zgoda. Die hinter der Marszałkowska haben es schlimmer.

Wohl noch am gleichen Tag haben Halina und ich beschlossen, weiter Französisch zu lernen. Halina zog «La Symphonie Pastorale» von Gide heraus. Auf französisch. Voller Eifer lasen wir die ganze erste Seite. Was nicht einfach war. Denn die war ziemlich voll. Und jeder musste viele Worte im Wörterbuch nachsehen. Und man findet ja nicht bei jedem Nachschlagen gleich das richtige.

Der Vater hatte gesagt, dass es hier in der Innenstadt Pflicht war, die Kennworte und Parolen zu kennen, die sich jeden Tag änderten. Wegen der «Taubenzüchter». Dass sie abends nach Einbruch der Dunkelheit die Papiere prüften. Dass es eine Polizeistunde gab. Dass sie Passanten aufgriffen, wie sie es nannten. Zum Graben, Durchbrechen, Barrikadenbauen. Dass die Führung der AK zur Zeit hier, Ecke Świętokrzyska und Marszałkowska, im Gebäude der PKO – der Sparkasse – war. Dass es vorläufig, zumindest in dieser mittleren und der südlichen Innenstadt, noch so eben ging, das heisst, es gab Waffen und es herrschte noch eine Ordnung. Dass er uns deshalb hier Arbeit besorgen würde. Denn hier tat man was. Das war Pflicht.

An diesem Tag, an dem wir vor Freude nicht gescheit waren, hat das alles bei uns Verwunderung geweckt und auch wieder

nicht. Nicht, dass wir uns vor der Arbeit fürchteten. Daran hatte man sich gewöhnt. An was hatte man sich nicht gewöhnt? Nur spürten wir wohl unter unserer süßen Laune eine tiefe Ungewissheit über all das. Sogar eine negative Gewissheit. Aber vorerst nahm man es wie es kam.

Und untereinander redeten wir schon davon, uns dem Aufstand anzuschliessen.

- Ich habe schon daran gedacht – sagte Halina.

- Ja eben – sagte ich – wenn du willst, können wir, eigentlich ist das sowieso egal.

Halina sagte, dass ihr inzwischen auch alles egal sei.

Und dabei blieb es. Bei dieser Passivität. Wie sich hinterher rausstellte, nahmen sie ohnehin keine mehr auf oder nur sehr ungern, weil keine Waffen mehr da waren.

Es war wohl immer noch an diesem Tag und nach etlichen Essen, da sagte uns Zocha, wir sollten zum Essen in ihr Quartier kommen. In der Nähe. Ecke Chmielna und Zgoda. Dieses Haus steht bis heute noch da. So eine Torte, ein Tortenstück, fünf Stockwerke hoch, unten mit einem Dreieck in der Mitte (so eine Art Hof).

Zochas Quartier, beziehungsweise die Abteilung, für die sie kochte, war in der Wohnung der Baharowiczs. Zocha nannte sich da Frau Zula. Sie trug Turnschuhe und einen Turban auf dem Kopf.

Sie setzte uns an den Tisch. Gab jedem einen Teller Nudeln. Ausserdem stellte sie noch ein Glas mit Schmalz hin. Mit Grießen. Und Saft. Wohl auch in Konservengläsern.

Swen fettete gleichzeitig mir und sich selbst ein. Mit einem dicken Löffel Schmalz. Danach nochmal.

- Da hast du noch was – noch einen.

- Da hast du noch was – noch einen zweiten.

Und er griff nach dem Saft. Himbeersaft. Nein. Wohl Kirsch-

saft. Und er kippte ihn auf das Schmalz, die Nudeln. Ich schrie etwas. Aber er goss noch was dazu. Sofort fingen wir an, zu schlingen. Und zwar schnell. Mit grossem Appetit. Das gebe ich zu. Und wir wussten alles in diesem Durcheinander zu schätzen.

Damit hörte wohl dieses erste grosse Fressen auf. Es war schon dunkel. Denn ich weiss noch, dass der Vater uns danach zu Onkel Stefan mitnahm. Dem Setzer. Auf der Gorski. Da, wo die Blättchen gedruckt wurden. Es war ein sanfter, warmer Abend. Wie 39. Genauso ein 2. September. Samstag. Sanfte Ruhe, Wärme. Dunkel. Dieselbe Szpitalna und Chmielna. Mama und ich. Vom Napoleon-Platz gingen wir zu Jędrzejewski, um Kuchen zu holen. Denn er hatte grosse, gute Kuchen. Und diese Front. Scheinbares Glück. Diese Täuschung durch das eigene körperliche Befinden.

In der Druckerei waren viele Lampen, Maschinen, Menschen, der Geruch der Blättchen, der Montagen, Papierchen, Stapel, gebeugte Gestalten, Klopfen. Dazu das eingeschaltete Radio. Ausgerechnet Sender Lublin. Wanda Wasilewska sprach. Zu Warschau, über Warschau. Das wurde etwas merkwürdig aufgenommen.

Onkel Stefan machte, glaube ich, gerade den Satz. Und dabei ass er wohl was aus einem Stückchen Papier. Und sagte mir, denn ich hatte ihn gefragt, was mit Tante Natka, Krysia und Bogusia los war (sie sind ja nicht in der Towarowa, neben der Eisenbahn, wo sie wohnten).

- Nein, sie sind an der Miedziana bei Marycha. Da ist es schrecklich.

Ich begriff, dass da schon alles zu Ende war, da hatten sie wohl am 26. und 27. August Luftangriffe geflogen, so wie auf die Altstadt. Sie hatten überlebt. Sie wussten nicht, dass sie noch Dresden vor sich hatten, denn ausgerechnet dahin wurden sie nach dem Aufstand deportiert.

Nicht nur hinter der Marszałkowska war es schrecklich. Hinter der Nowy Świat wurde es auch schrecklich. Hinter dem Sächsischen Garten waren nur noch Ruinen und Wüstenei. Durch den Sächsischen Garten ging die Front. Was blieb, war also nur dieser ausgewählte Streifen, der noch erhalten war, höchstens ein Drittel der Innenstadt. Mit einem Anschein von Ordnung. Mit der Führung der AK. Die fünf Minuten lange «Republik Innenstadt». Aber auch hier war nicht wenig Chaos.

Ich habe schon gesagt, wie die Nazis hinter den Panzern her in der Bracka 18 eingefallen sind und soundsoviel Leute abgeschlachtet haben. Das gleiche auf der Jasna. Mit Luftangriffen, «Bertas» und anderem. Einmal ging der Vater die Zgodastrasse entlang, irgendwo spielte jemand Klavier. Plötzlich Flieger. Sofort Bomben. Das halbe Haus ist weg. Der da auf dem ersten Stock ist abgeschnitten. Das Treppenhaus ist eingestürzt. Zum Glück kam gerade ein Wagen vorbei. Von der Feuerwehr. Sie haben ihn mit Leitern runtergeholt.

Nicht umsonst sang man in der Innenstadt auf eine alte Rumbamelodie:

Pan-zer auf der - Marszałkowska

Pan-zer auf der No-wy Świat...

Das Gebäude der PKO (der Führung) war schon angeknackst. Aber es stand irgendwie noch. Als wäre nichts gewesen. Stark. Beton. So viele Stockwerke. Da sassen sie. Der Vater ging wegen seinem Bekannten, dem Major Brejdygand hin. Um ihn da rauszuholen. Der Major Brejdygand darauf:

- Nein... hier ist es in Ordnung...

Am zweiten Tag ging der Vater wieder, um ihn zu holen. Als er hinkam, fand er das Gebäude in Trümmern. Der Major Brej-

dygand war umgekommen. Es war in die Keller eingeschlagen, wohl zwei Stockwerke tief. Da hatte der Beton nichts genützt.

Von Janek Markiewicz's Mutter weiss ich, dass sie – Janek und sie – da einen Bekannten hatten, der verwundet war. Er musste rausgetragen werden. Sie ergatterten eine Bahre, rannten hin, suchen, er ist nicht da. Sie rufen. Nichts. Alles voller Verletzter. Im Wasser. Und das Wasser steigt. Denn irgendwas war da wohl geborsten. Die Verwundeten kriechen, aber sie können nicht mehr. Die beiden suchen ihren. Auf einmal ein schwaches Stimmchen:

- Hier bin ich...

Sie schauen hin: eine Mumie in Bandagen. Sie legen ihn auf die Bahre. Tragen ihn raus. Die anderen rufen:

- Und wann sind wir dran? Wann wir?

- «Wir kommen euch holen», hab ich gerufen – erzählte mir Markiewicz's Mutter – ich musste lügen. Schrecklich. Wir tragen also dieses Elendshäufchen. Tragen. Mir wird es schon schwer. Am Sienkiewicz-Denkmal falle ich mit der Bahre um und fange an zu kreischen. Janek schreit mich an: «Was kreischst du so, du Hysterikerin!» Aber ich sage nichts, liege nur da und kreische: «Hiiiiilfe!»

- Und? – frage ich lachend. – Hat das geholfen?

- Stell dir mal vor, es hat geholfen. Auf einmal kam jemand angerannt. In Uniform. Und trug mit Janek die Bahre weiter. Hinterher hat er salutiert und ist weggegangen. Und das war dieser Jugoslawe, der an unserem Aufstand teilgenommen hat.

Das alles geschah Anfang September. Noch im August hatte der Vater den Auftrag gehabt, einen der Postler zu holen. Die Adresse: Śliska soundsoviel. Der Vater geht hin: der Bekannte, ein älterer Herr, sitzt mit seiner Schwester in der kleinen Küche. Der Vater erzählte:

- Ich sage, sie sollen mitkommen, die beiden: nein... neeein... Ich komme nach ein paar Tagen wieder. Sie sind nicht mehr da.

Sitzen im Keller. Und weisst du wie? Unter dem Hof. Sie hatten in einem Quadrat ganze Gänge unter dem Haus und dem Hof gegraben. Und da sitzen sie auf Bänken zu beiden Seiten, alles voller Menschen, einer neben dem anderen, so eng und ohne Luft dazwischen. Wieder rede ich ihnen zu, aber er wieder: «Neeein... meine Schwester und ich, wir bleiben hier...» Als ich noch einmal zu ihnen ging – ich war gerade an dem Haus, wo das Kino «Capitol» ist –, da wurde ich gegen die Wand geschleudert, ich runter in den Keller, und da fing gerade die Stirnwand an einzubrechen, denn es hatte offensichtlich hinter die Wand getroffen und war bis in den Keller durchgeschlagen. .. Na, und als ich zur Aliska kam, da stellte sich heraus, dass da alle in diesen Gängen an den Wänden entlang umgekommen waren.

Nach den Geschichten über die berühmten Kämpfe im Fernmeldeamt und in der Heiligkreuzkirche, wo die Deutschen wohl in der Kirche waren, und die Polen auf der Empore mit der Orgel und sogar die Orgelpfeifen rausgerissen haben, um damit zu werfen, erzählten der Vater und Halina uns von einem Rotzjungen, der tagelang in der Strassenbahn auf der Marszałkowska irgendwo in der Nähe der Żłota sass, und mit Flaschen warf, sobald sich nur ein Panzer näherte; so hat er wohl ein paar Panzer fertig gemacht, aber am Schluss ist er selber umgekommen.

Was mich damals noch mehr wunderte, war, dass Woytowicz im Parterre eines Cafés an der Nowy Świat ein Chopin-Konzert gegeben hatte. Für die Aufständischen. Es war am Abend. Der Artilleriebeschuss fing an. Woytowicz spielte die Revolutions- etüde, als die ersten Geschosse in der Nowy Świat zischten und krachten. Direkt da. Woytowicz unterbrach nicht. Keiner rührte sich. Nur das Geschirr fiel um und zerbrach. Das hat mir danach alles Irena P. erzählt.

Halina sagt, im Konservatorium habe es Konzerte gegeben. Und im Kino «Apollo» bei ihnen in der Nähe wurde ein Film gezeigt. Ein Dokumentarfilm. Von den Kämpfen in der Heiligkreuzkirche. Sie hat ihn selbst gesehen. Und hat mir dann davon erzählt.

Aber wieder zurück zur Situation auf der Chmielna 32, im dritten Stock. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie wir geschlafen haben. Wir waren ja zu sieben, aber irgendwie scheint es mir, dass es doch bequem war. Zocha hatte von Anfang an grosse Sympathien für Zbyszek, worüber Swen sich lustig machte.

Am 3. September war es von morgens früh an heiss. Sonntag. Die Stimmung war aussergewöhnlich heilig. Essen. Sitzen. Gemütlich. Auf dem Sofa. Und Ruhe. So wie damals. Im Jahr 39. Auch am 3. September. Auch ein Sonntag. Auf einmal keine Bomben mehr. Hitze. Die Menschen rannten von einer Botschaft zur anderen und demonstrierten, denn England und Frankreich waren in den Krieg eingetreten. Auf der Nowy Świat traf ich am Kopernikus-Denkmal auf eine Gruppe von Leuten, die die Marseillaise sangen. Es dirigierte eine Frau, die auf dem Dach einer Limousine stand, ihre Haare hatte sie so frisiert, dass sie feucht und glatt aussahen, und sie schüttelte grosse Ohrgehänge hin und her. Ich fragte jemanden, wer sie war. Er sagte, es sei die Slawojowa-Skladkowska.

Heute also, am 3. September 44 habe ich eine Lesung angekündigt. Von einem Poem. Zu einem ganz abwegigen Thema. Geschrieben auf der Rybaki. Und von einem angefangenen Drama über den Aufstand. Mit einer Szene im Bunker auf der Rybaki. Das Drama hatte ich auf das Papier geschrieben, das ich aus dem Schrank auf den Podwale 5 gezogen hatte, da wo der hölzerne Brunnen gewesen war. Während meines «Autorennachmittags» sassen wir alle vier – Halina, Swen, Zbyszek und ich – auf dem Sofa.

Ich war sicher, dass es an diesem Tag bis zum Ende ruhig bleiben würde. Und mehr oder weniger war es auch so.

Ich weiss nicht mehr, was zuerst anging – der Bombenangriff oder der Dünnschiss. Ich weiss noch, dass Swen zuerst dran war. Er fing an zu rennen. Zum Klosett auf dem Hof. Vom dritten Stock. Und zwar mit Tempo. Dünnschiss und Kotzen. Im grossen Stil. Sowohl als auch. Ich vermute fast, dass ihn das schon am Ende dieses letzten (heiligen) Sonntags erwischt hat. Mich wohl am Montag. Ab morgens früh. Dieses Wetter. Weiss man ja. Hitze. Müllverbrennen im Müllkasten. Den sich die Chmielna 32 und das Kino «Palladium» teilten, denn wir hatten eine gemeinsame Mauer mit einem Loch. Sie hatten Wasser. Wir nicht. Dafür lagen bei uns Leichen auf dem Hof. Schon seit Samstag. Und die Lumpen von diesen Leichen, solche verschiedenen blutigen Fetzen, die hingen an der Klinke des Klosetts. Wie also unsere Rennerie anfang, da war uns das gar nicht lieb. Und die Bombenangriffe gingen dann auch plötzlich an. Am Montag.

Mein Vater sagt, wir hätten damals – nach unserem Gang durch den Kanal – fast drei Tage im Bett gelegen. Aber das waren keine drei Tage und auch kein ununterbrochenes Liegen direkt nach der Altstadt. Ich habe doch unsere ersten zwei Tage beschrieben. Mit dem Herumlaufen. Am dritten Tag, also am 4. September, kann ich mich an die aufgeklappten Feldbetten erinnern. Aber wegen diesem Zwang, dauernd herunterzurennen, konnten Swen und ich gar nicht normal da liegen, so richtig bettmässig. Es war ja nicht nur der Dünnschiss und das Kotzen, sondern auch die Bombenangriffe.

Ich habe schon erwähnt, dass da ein enges Zimmer war mit einer Art Diele, und wir waren ja so viele. Ausserdem noch zwei kleine Katzen. Eine schwarze, eine weisse. Halina liebte Katzen. Ich auch. Swen mochte (die Menschen lassen sich nämlich in

Hundler und Katzler einteilen) Hunde lieber. Aber er mochte Katzen auch gern. Ja und mein Vater. Er hält sein ganzes Leben lang Tiere und hat Geduld mit ihnen. Wie kaum jemand. Überhaupt hat er eine Gemütsruhe. Er meint es gut mit dem Leben, der Welt und den Menschen. Er tut gerne was. Während der Okkupation hat er gestempelt. Unterschriften gefälscht. Deutsche. Auf Glas. Unter dem Glas war ein Licht. Er konnte das hervorragend. Nachts. Und am Tag ging er mit diesen Ausweisen – und in was für Mengen – zur Industrie- und Handelskammer. An der Wiejska, Ecke Senacka. Da wurde der Hausmeister bearbeitet. Vielmehr nicht der Hausmeister – der war nämlich schon einer von uns –, sondern durch den Hausmeister wurde der «Kanari» im Käfig, der Wachmann der SA, stockbetrunken gemacht. Es ging darum, zu jeder Zeit einen leichteren Zugang zum Büro des Chefs zu haben. Der Chef war zuständig für das Aufdrücken der «Raben», beziehungsweise der Nazikrähen. So im Stil römischer Adler. Der Chef war eine Frau. Sie war in den Hausmeister verliebt, weil der jung war. Und wenn sie zum Mittagessen ging, schloss sie ihr Büro nicht ab, sondern liess es in der Obhut des Hausmeisters. Der Hausmeister liess dann den betrunkenen «Kanari» sitzen, ging in das Büro, öffnete mit einem nachgemachten Schlüssel die Schublade mit den Stempeln und stempelte die Krähen auf alles, was ihm mein Vater und andere brachten. Aber dann musste man noch vor dem Schalter, wo es die Unterschriften gab, anstehen. Man stand und stand, wie überall damals. Es gab noch eine zusätzliche Schwierigkeit. Eine Person bekam immer nur einen Ausweis erledigt. Also nahm der Vater Zocha mit, Halina, manchmal mich und wer sonst noch gerade da war. Auf diese Weise bekam man vier, fünf Ausweise gemacht. Aber am zweiten Tag konnte diese sogenannte Teutsche einen erkennen. Also ver-

kleidete Zocha sich. Vor allem Zocha machte das. Mit Brille. In Trauer. Lispelnd. Sie wurde Expertin.

Ich erinnere mich an Vater 1940. Als die Razzien begannen. Unser Fenster an der Ecke Leszno und Wronia war im vierten Stock und ging auf ein ganzes Stück Leszno heraus. Einen Teil des Abends hindurch kamen Lastwagen mit Verdecken durch die Żelazna. In Richtung Pawiak. Sie tauchten nur einer nach dem anderen kurz auf, wenn sie die Leszno überquerten. Das waren die typischen, später wohlbekannten Razziakarren, vollgestopft mit Menschen. Vater stand am Fenster. In der Unterwäsche. Hinter dem Vorhang. Und sah auf die Leszno. Wir waren schon lange schlafen gegangen, auf der Strasse hatte es sich beruhigt, aber der Vater stand und schaute.

Am ersten Tag des Aufstands rannte er, der in der Vorkriegszeit Postler gewesen war, um die Hauptpost zu erobern. Dann hat er eine Expedition organisiert, bei der Zucker für die Aufständischen geholt werden sollte. Der Zucker war auf der Ciepla. Bei der Ceglana. Der Vater hatte dafür zwanzig Zivilisten mobilisiert. Zufällige. Er gab bekannt, dass es halbe-halbe gehen sollte. Für die Armee. Und für sie. Sie rannten zur Ceglana. Aber da in diesem Depot waren teilweise schon die Deutschen, hatten Wache bezogen. Drei Fünfzehnjährige mit Granaten sind von hinten an die Deutschen rangegangen. Eins-zwei haben sie sie weggeputzt. Und dann – aufladen. Vater drängte. Um sich nicht zu verzetteln. Denn ausser dem Zucker waren da noch viele andere verlockende Lebensmittel zum Vorschein gekommen. Auch Wasser. Pflaumenwasser. Sie tranken einen. Nahmen sich was zum Vorrat. Ja und den Zucker. Und die anderen Leckereien. Und wieder zurückgehen. Der Vater trug damals auch eine Menge Zucker. Einen ganzen Sack. In Würfeln. An den Sack kann ich mich noch

erinnern. So einer aus Kunstfaser, ganz dünn, fast wie ein Netz, aus Zelttuch. Dieser Zucker war später wichtig hinter der Allee.

Ich weiss nicht mehr genau das Datum unseres Ausflugs hinter die Jerozolimskie-Allee. Damals am Montag, dem 4. September, waren Swen und ich mit dem Vater an der Ecke Chmielna, Bracka und Zgoda. Und vielleicht sogar noch näher an der Nowy Świat. Plötzlich sahen wir Leute, die aufgereggt rannten und schrien:

- Powiśle ist bombardiert!
- Powiśle ist am Ende!
- Die Deutschen sind in Powiśle!

Sie waren bestimmt so rausgerannt, wie sie gerade gingen und standen. Ohne irgendwas. Einige noch mit Schuttresten in den Haaren. Sie kamen von der Ordynacka und der Foksal gerannt. Ich fragte. Im Laufen. So wie die, die damals über die Chłodna erst nach Wola und dann von Wola geflüchtet waren.

Sofort fing es bei uns auch an mit den Bomben und dem Durcheinander. Und dann dieser Dünnschiss und die Kotzerei. Und diese Leichen, die sie dann später hinter dem «Palladium» begraben haben. Und dieses Verbrennen von Müll und Abfällen. Überall.

- Verbrennen! Verbrennen! Das ist ansteckend!

Und alles war voll Rauch. Panik. Gerenne.

Am Anfang sind wir nicht runtergerannt. Denn es waren ja vier Etagen. Drei bis ins Parterre und die vierte in den Keller. Aber der Dünnschiss und die Kotzerei zwangen uns dann doch zum Runterrennen. Dauernd wollten wir uns hinlegen. Ich weiss noch, wie den ganzen Tag Herden von Menschen durch unser Haus zum «Palladium» an der Złota und vom «Palladium» zur Chmielna rannten. Unten in unserem Treppenhaus, auf halbem Weg durch den Flur, durch den der Weg führte, waren Schwing-

türen, halb verglast. Diese Türen waren ununterbrochen in Bewegung, quietschten und knallten vor die Wand. Und da sah ich, ob es beim ersten Mal durchs Fenster und beim zweiten Mal durch die Tür war oder umgekehrt, einen Mann, den zwei Frauen unter dem Arm hielten und führten. Er hatte die Backe abgerissen. Das heisst, sie hing runter. Im Trab kamen sie in unseren Gang gerannt. Richtung Chmielna. Die Türen flogen unentwegt. Und dann kamen dieselben zurück – wieder im Trab. Nur dass diesmal die Backe wieder angenäht war. Ich weiss nicht mehr, ob ich gesehen habe, dass sie angenäht oder verbunden war. Aber später, noch im Aufstand, habe ich mich gewundert, dass er die Backe hatte. Mit Schrammen, aber die Backe war da. Denn ich bin an ihm vorbeigegangen. Und nach dem Krieg habe ich ihn auch getroffen. Und die Backe war ganz normal geworden. Aber damals sah er entsetzlich aus.

Also, wir rannten am Anfang nicht hinunter. Swen. Zbyszek. Und ich. Und Halina. (Der Vater und Zocha waren in der Stadt, und Stacha, Halinas Mutter, war sofort runter in den Bunker gegangen.) Aber sie bombardierten weiter – die Złota, Chmielna, Zgoda, Jasna, Moniuszki, Sienkiewicza. Das Haus schwankte. Jetzt gab's nichts mehr abzuwarten. Keinen Augenblick. Wir gingen runter. Denn die Geschosse flogen. Noch dazu. Und die «Küche».

«Da brüllt eine Kuh», hiess in der Innenstadt das, was in der Altstadt geheissen hatte: «sie drehen eine Orgel auf».

Der Keller. Eher die Keller. Im Quadrat. Mit Durchbrüchen. Abzweigungen. Sie waren eng. Ein paar Bänkchen für die Alten. Vorläufig. Gleich an der Wand. Der Rest stand. Auch an der Wand. Und wir auch. In der Nähe des Eingangs. Nebeneinander. Der Reihe nach. Und eins am anderen. Mir wurde sehr unglücklich zumute, dass es das gewesen sein sollte. Und wieder überkam mich dieses Akzeptieren des Todes. Es ging nur um die Art. Halina sagte:

- Ich meine, am besten halten wir uns an den Händen.

Und beim zweiten Fliegerangriff an diesem selben Tag standen wir an der Wand und hielten uns an den Händen. Ein schrecklicher Bombenangriff. Es fing – nach diesem Idyll – so plötzlich an, aber dafür auf die bekannte Weise. Mit Geknall und vielen Tiefflügen. Erschütterungen. Einstürzen. Rennen. Trappeln. Rufen. Nachrichten. Schlechten. Dass hier... Dass da... Dass gleich das... Und auf der Chmielna. Und auf der Złota. Und überhaupt. Das war schon nicht mehr da. Und das. Bergen der Verschütteten. Feuer. Auf der Stelle. Bekannt. Bekannt. Bekannt. Aber diese Erschöpfung – trotz des Akzeptierens – das dritte Mal... das dritte Mal? dasselbe? oh mein Gott...

Damals fing es an, dass man weiter laufen musste, um Wasser zu holen. Nebenan im «Palladium» war das Wasser ausgegangen. Es hatte bestimmt eingeschlagen. In irgendwas. Also rannte man über die Chmielna. Hinter den kleinen Zgoda-Platz an der Ecke Bracka und Szpitalna. Ins Tor. Irgendeines. Vielleicht auch in eins in diesem Abschnitt. Das weiss ich nicht mehr. Ich weiss noch, dass da alles voller Menschen anstand, in Viererreihen, schon auf der Chmielna, durchs Tor, den Hof, auf die Widokstrasse, über die Widok zum Tor, zum Hof und den Durchgang (ein komplizierter, unterirdischer), der hinter die Allee führte. Da war dieser Drang. Hinter die Allee.

Da stand auch, daran erinnere ich mich noch, Wawa. Mit Hut. Mit Tasche unter dem Arm. Mit violetten Wimpern, ganz künstlichen, angeklebten. Auf diesen Absätzen, die sie hatte. Ich will ihr ja nicht weh tun, aber sie ist nun mal, und das weiss sie, dick, und dann:

- Aber die – damit bespritzte sie einen gewissen Herrn bei Hania mit Wasser aus einem Glas – gefallen Ihnen doch gerade (mit einem Kreischen, etwas verspätet).

Hinterher war es ihr peinlich, sie hat sich entschuldigt. Aber das war sowieso 1950.

Wawa kannten wir damals noch nicht. Persönlich. Vom Sehen, Hören, den Aufritten, ja. Wer kannte sie nicht. Swen erzählte in diesen Tagen damals, dass er da irgendwo durch die Keller in diese zusammengepresste Luftangriffsmenge rennt. Und in dieser Menge Wawa mit Hut. Swen rennt zu ihr:

- Frau Wawa!
- Ach! – sie darauf.
- Guten Tag!
- Guten Tag mein Herr.
- Sie hier?
- Ach...

Vorläufig also durch diese Toreinfahrt. In der Chmielna. Wir rannten mit scheppernden Eimern durch. Andere warteten mit Eimern. Aber Vater und Zocha – die hatten Armbinden von der AK. Der Vater hatte sich doch tatsächlich gestern abend oder vor zwei Tagen verleugnen lassen, als sie kamen, um ihn zu holen. Er wurde für irgendwas gebraucht. Das war wohl damals, als wir in der Nacht aus der Starówka gekommen waren. Vielleicht auch am 2. September. Nach Onkel Stefan, der Druckerei und dem Schmalz mit Kirschen. Der Vater war kein Drückeberger. Ich habe ja schon geschrieben, dass er unterwegs war, etwas tat. Aber manchmal nicht. Er wird gebraucht, sagt einer. Aber er meint, er hat auch seine Angelegenheiten. Aber mit den Eimern, das war erfolgreich. Sofort durchgelassen. Wenn auch eine von den Frauen, eine Zivilistin, stänkerte, aber einer stänkert immer.

Nach einer dreiviertel Stunde spätestens war Wasser da. Zu Hause. Oben. In der Kiste.

Wir waren vielleicht schon bei den Baiturowiczs. (Nach der Nacht vom 4. auf den 5. September, wohl der letzten bei Zocha

an der Chmielna 32.) Also im Quartier. Das heisst, wir hatten unser eigenes Zimmer. Zu sechst. Denn hier bildete der erste Stock ein grobes Dreieck, fünf Stockwerke und dazu Kleinsche Gewölbe. Und dort war es gefährlich. An der Chmielna 32. Also waren wir vielleicht schon teilweise an diese Ecke Chmielna und Zgoda umgezogen. Ja, so war es wohl. Das war am 6. oder 7. September. Mittwoch – Donnerstag. Denn da waren wir hier, übernachteten, assen. In der Chmielna 32 schauten wir manchmal vorbei, aber immer seltener. Denn es wurde dauernd schlimmer. Es krachte. Abgrasen, die Strassenbahnlinie entlang. Da die Złota, dann die Jasna, dann die Sienkiewicza. Alle wussten es. Wann welche. Und zwar am Tag. Der Himmel. Fatalisch. Viel. Viel. Oft. Buuu-uu-u. Flieger. Wie Zahnschmerzen. Und das Wetter, Hitze. Blau. Und hier grau! Und:

uu-uu-uu-uu-uu...

wiiuuuuuu-uu-u...

wiiijjjjuuuu-uuu-krach!

wiiiiii... juuuu.. krach

Nach Tagen. Drei. Mit grossem Durchmarsch und grossem Kotzen. Sind wir rausgegangen. Denn was sollten wir immer nur sitzen und sitzen. Da in unserem Quartier Ecke Zgoda. Obwohl es hier nicht schlecht war. Es war ja in der Familie. Und mit Halina. Und dieses Zimmer, wie unser eigenes. Zocha immerzu mit irgendwas beschäftigt. Kumpelhaft familiär. Ganz aufgeputscht von ihrer eigenen Energie. Kocht. Schmort. Schüttet vom Schöpflöffel. Legt nach. Die ganze Zeit in Turban und Turnschuhen. Erzählt, redet, mit uns, mit ihren Leuten von der AK. Den einen hat sie oft angeredet mit:

- Du, Trübsal – denn das war sein Pseudonym. So wie das von Teik «Kralle» war. Von Roman Z. «Atos». Von Lech «Emphase». Das von Vater habe ich vergessen.

Einmal gehe ich da im Laufschrift vor mich hin, renne. Über die Chmielna. Menschen, nichts als Menschen da. Bis zum Tor. Dem Durchgangstor, hinter die Allee. Die Schlange wurde immer grösser. Wand sich. Tag und Nacht. Ich gehe also daher. Hier kommen wohl die Bomben von der Jasnastrecke, von der Moniuszko, der Złota. Fallen immer dichter auf uns. Und von Powiśle. Und von jenseits der Marszałkowska. Und hier:

wijjj... – die «Kühe».

Ich renne rein in so ein Riesending – Koloss – einen Kasten – sieben Stock hoch – gebogen – mit Erkern – Chmielna soundsoviel. Rechts vom Tor die Treppe. Schon kracht und kracht es. Irrendwo hier. Und wijjjuuu... – krach. Und die nächsten, und wieder. Zeit hat man keine. Und nur diese Treppe ist da. Rechts. Und nur nach oben. Also renne ich hoch. Das Tor hielt man für ungefähr das schlimmste (hinsichtlich der «Kühe»). Das waren diese ganz torigen Tore. Typisch.

Von der Treppe – stehenbleiben auf halbem Stockwerk, auf einem Podest mit Fenster auf das Höfchen. Winzigklein. Das sehe ich. Ja. Aber ich sehe auch noch etwas, was ich niemals erwartet hätte (konjunktivischelegant, häufig höflichkeitskonditional, typisch warschauerisch). Plötzlich also, vor dem Hintergrund dieses zweiten Hauses ein Hinterhaus-Schlösschen – nur einstockig; auf diesem einen Stock ein hängendes Gärtchen mit Weglein, blühend. Steinplatten, Trottoirchen, Balustraden. Und Bäume. Wohl Flieder. Mit grau und ziegelig bestaubten Blättern. Mit einer frischen Staubschicht.

Das war eine Überraschung. Eine merkwürdige. So ähnlich wie die Kathedrale mit den Figuren, die Rückseite vom Radziwill-Palais (heute auf der Insel). Die Vier Winde auf der Długa in Brand.

Ein anderes Mal gehen Swen und ich die Zgoda und Złota ent-

lang. Gegenüber der Bank «Zu den Adlern» der Hinweis auf ein Klosett. Złota 5, glaube ich. Wir drücken uns rein. Ein langer Hof. Am Ende, in der Nähe des Durchbruchs in der Mauer zum nächsten Anwesen – eine Latrine. Öffentlich. Eine von vielen. Solche Hühnerleitern. Aus Stöcken und Stangen. Länglich. Über langen Gruben. Dadrauf? Wie die Hühner. Mit den Hosen. Runtergelassen. Hängend. Unterschiedlich. Und dazwischen Wojciech Bąk. Den wir kannten, von Gedichten, Bändchen. Ein Bekannter hat ihn mir gezeigt. Einmal. Dass er da war. Im Krieg. In Warschau. Sie hatten ihn aus Poznan ausgesiedelt. Also war er hier. Wartete. Auf seinen Platz auf der Hühnerleiter. In Rauch und Schrecken. Ich sah ihn noch mal, wie er da irgendwo herumliief. Naja, und er hat ja – wie sich dann zeigte – alles überlebt.

Von der Latrine konnte man durch herausgebrochene Löcher auf die Chmielna 32 gehen. Und diese Leichen, die haben sie, als sie die Lumpen endlich verbrannt hatten, auch begraben. Im «Palladium». Vom dritten Stock konnte man die frischen Gräber sehen. Daneben der immerzu rauchende Müllkasten. Und weiter daneben noch eine Latrine.

Aber nochmal zur Bank «Zu den Adlern»... Ab und zu verliessen wir also das Quartier an der Zgoda. Halina und ich zum Beispiel. Wir gehen raus. Und da betrachten wir die Bank und denken so laut vor uns hin, dass wenn sie schon abbrennen soll, und das wird sie müssen, dann auch möglichst schnell und vor unseren Augen. Denn das war ja ein Schauspiel. Fünf mächtige Stockwerke. Wandbeschläge, schwarze, aus Metall. Überhaupt war das ganze Gebäude fast schwarz (so war es damals). Und auf den beiden Turmspitzen an den Ecken Adler. Hockend. Oder zum Abflug bereit. Sie schauen über die Dächer und ein bisschen nach unten. Und dabei wurde alles unter ihnen zu Felsen.

Also, Halina und ich gehen nochmal raus. Vor unsere dreieckige Festung, in der wir unser Quartier haben. Auf einmal ein Geschoss. Wumm! Und die Adler hängen schon über einem lodernen Abgrund. Aber wie. Sekundenschnell. Feuer. Lichterloh. Fünf Stockwerke hoch. Kaum Rauch. Dafür Flammen vom Parterre bis direkt unter die Adler. Keiner tut etwas, keiner löscht. Wie auch? Na, und dann ist es abgebrannt. Die Mauern sind allerdings stehengeblieben. Wer würde das heute denken?

Die Panik wuchs. Immer mehr Menschen drängten sich zu der Allee. Als sollte da die Rettung sein. Aber es war einfach so, gemäss dem Gesetz, das ich schon kannte, dass die Menschen das Gelände wechseln mussten und etwas als besser oder schlechter erfahren mussten. Und weil nur noch ein kleiner Rest zum Teilen geblieben war, wurde die Allee zur Grenze.

Natürlich gab es irgendwie einen Grund dafür. Denn als wir eines Abends, es war wohl am 6., mit dem Vater und Zocha einen Vorstoss auf die Seite drüben machten (auf die schnelle Tour, dank den Armbinden der AK), zeigte sich, dass es dort vorläufig nicht so schlecht war. Ich kann mich nicht mehr darauf besinnen, wohin und zu wem hinter der Allee wir damals gerannt sind. Nur dieser allgemeine Eindruck ist mir noch in Erinnerung. Die Tatsache, dass es für uns immer dringender wurde, von hier zu flüchten. Dann, am 6. September, oder vielleicht war es auch die Nacht vom 5. auf den 6., wollten wir endgültig aufbrechen. An diesem letzten Abend im Quartier sassen wir um den Tisch und fingen an zu essen. Zu essen gab es noch ziemlich viel, verschiedenes. Und durch diese Bereitschaftsstimmung und die Unruhe verbreitete sich, wie das so hartnäckig immer geschieht, eine feierliche Stimmung. So eine Art Festmahl. Wir essen also und essen und trinken sogar was, und Zocha teilt dazu noch an jeden Bonbons in schim-

mernden Papierchen aus. Zbyszek gab sie ein Bonbon mehr. Aber dann gab sie mir schnell auch noch eins. Ich weiss nicht mehr, ob für Swen auch. Jedenfalls – Halina. Plötzlich. Stand sie vom Tisch auf und ging hinaus. In ein anderes Zimmer. Das leer und dunkel war. Ich gehe nachsehen. Da steht sie hinter der Türspalte, an die Tür gelehnt, und weint. Ich frage warum. Sie weint. Ich tröste sie, gebe ihr einen Kuss auf den Kopf, denn ich wurde schon ganz verlegen, aber sie weint noch mehr. (Als ich sie vor kurzen mal deshalb gefragt habe, da konnte sie sich überhaupt nicht mehr daran erinnern, und erst recht nicht an den Grund.)

Nach dem Abendessen beschlossen wir, noch etwas hierzubleiben. Aber wohl nur noch bis zum Morgen. Vorher hatten wir kurz einen anderen Plan gehabt. Der Vater und Swen waren durch diese blockierte Toreinfahrt auf die Widok gerannt und hatten sich da nach einem Quartier umgesehen. Völlig unerfindlich, warum auf der Widok. Sie haben da nicht nur mit einer Frau geregelt, dass wir ab sofort dort wohnen konnten, sondern Swen hat mit ihr sogar noch über Kunst geredet, und sie beschlossen beide, dass wir gleich an diesem Abend noch dort einen Künstlerabend machen würden. Dieser Plan wurde schnell geändert, denn ausgerechnet auf die Widok fielen Bomben. Vielleicht war ich mit ihnen da nach dem Abendessen. Um zu sehen, ob es nicht mehr in Frage kam (denn nebenan waren die Bomben). Vielleicht sind wir auch gar nicht unter der Allee übergegangen, das habe ich durcheinandergebracht. Ja, so war es wohl.

Der Mond schien. Spät in der Nacht, schon nach Mitternacht. Es war warm. Es war Vollmond. Bepackt mit Koffern, Säcken (ich hatte einen Papiersack voll mit Zuckerwürfeln aus der Ciepla auf dem Rücken), schlossen wir uns diesmal ganz im Ernst der Menge an, die unterwegs war. Natürlich nicht in diese langsame

und schrecklich grosse Menge, sondern in eine kleinere, rasche, die Passierscheine hatte. Halina und Zocha wuchteten Koffer, denn sie konnten nicht darauf verzichten, soundsoviel Unterwäsche zum Wechseln zu haben. Halina ging mit ungutem Gewissen, weil wir die beiden Katzen oben gelassen hatten. Wir hatten ihnen zwar viel zu essen und zu trinken bereitgestellt und das Fenster geöffnet, aber trotzdem war uns unwohl dabei. Überhaupt hatten wir merkwürdige und gespaltene Gefühle, wie wir da im Tosen der laufenden Menge wogten. Der Mond schien. Wir kamen an Höfen vorbei (mit Büsten von Chopin und Mickiewicz), die heute noch als Passage dienen, immer noch mit den gleichen Büsten zur Zierde. Irgendwann musste man sein Privileg (oder seine Unverfrorenheit) aufgeben und sich der Menge anschliessen, die da war. Und sie war auch schon zu einem zusammengewachsen, zu einem zusammengedrängten Haufen, der sich in allgemeinem Durcheinander voranschob. Die Lawine rollte und rollte. In ganzer Breite. Und so viele, die noch hinter uns kamen. Obwohl schon seit mehreren Tagen so viele hinübergewandert waren. Wawa ging auch hinüber. Denn bei einem kleinen Abstecher bemerkten Swen und ich in der Menge einen grossen Hut mit Krempe, unter der Krempe violette Wimpern, und unter dem Arm eine Tasche.

Warum ging die Schlange so langsam? stockte? blieb stehen? Vielleicht, damit die schnell durchkamen, die wirklich Vorrang hatten? Vielleicht ab und zu ein Hindernis auf der Allee? Oder scharfer Beschuss? Der Artillerie. Sagen wir mal von der Weichsel. Oder vom Hauptbahnhof. Vielleicht rollten Panzer an, obwohl die Barrikaden zwischen der Nationalbank (an der Ecke Nowy Świat) und der Marszałkowska keine Panzer durchliessen – später erst. Am Anfang war es schwer, diese Barrikaden zusam-

menzuzimmern. Und diesen Durchgang hinzukriegen. Aber nach vielen Mühen gelang das eine und das andere. Das grösste Hindernis bei den Stockungen und Stillständen der Schlange, beziehungsweise der beiden Schlangen (denn von jenseits der Allee kamen sie hierher – vor die Allee) war genau der Umstand, dass es zwei waren. Und dass einmal von uns aus hinter der Allee durchgelassen wurde und einmal von der anderen Seite der Allee zu uns. Wie üblich – Hasten von hier nach da und von da hierhin. Obwohl der allgemeine Drang dorthin war. Die Gänge waren zu eng und zu gewunden, so dass die Leute nicht aneinander vorbeikonnten. Man konnte sich auch keinen Massenzusammenstoss bei vollem Tempo leisten. Denn – das muss ich noch mal sagen – die ganze Zeit und überall war Eile in Mode. Es war dabei nicht eine Frage der Mode, sondern eine Frage von Beschuss, Hast und Luftangriffen. Ja, und von Ungeduld. Am Schluss.

Als wir uns also in der Toreinfahrt an der Widok oder auf dem Hof der Menschenwoge angeschlossen hatten, stand man und schob man sich voran in einer ganzen Schlachtreihe. Wieder stand man. Bis unsere Seite drankam, zu deren Seite drüben hinüberzugehen, und wir setzten uns in Bewegung. Das heisst, wir rannten in den Keller. In Gänge, die keine Keller waren, sondern durchgegrabene, also künstliche, hastige Tunnel für diese Umstände. In den Gängen, den Windungen war es sehr heiss. Und man konnte sehen, dass sie aus Erde waren, Erde mit Wurzeln.

Der Durchgang, oder eher die Durchflucht unter der Jerozolimskie-Allee selbst war noch enger. Flacher. Und ohne Dach. Natürlich. Barrikaden gaben Deckung. Ich weiss noch, dass die linke Barrikade auf der Nowy Świat-Seite direkt über uns war. Es war wirklich unmöglich, ein Dach darüber zu machen. Denn dafür hätte man oberirdisch arbeiten müssen. Und da passten schon

die Deutschen von der Nationalbank auf. Damit es also etwas mehr deckenmässig aussah, waren Baumstämme oder Pfähle oder Äste (von Kiefern) streckenweise, spärlich, darübergelegt. Wie es gerade kam. Und wo. Soviel wie möglich. Ich bringe das hier ein bisschen mit den Pfahlverstärkungen der Schützengräben durcheinander.

Es wurde geschossen. Wohl normal. Nächtlich. Das heisst, ziemlich gefährlich. So kommt es mir vor.

Ruckzuck – schon sind wir hinter der Allee. Da rein in die gleichen Tunnel, Windungen. Gänge. Einige davon doch aus Ziegeln. Vielleicht teilweise. Und auf dieser anderen Seite der Allee war es wohl heiss. Vielleicht von den Feuern. Wir rannten mit der Menge – im Mondschein – hinaus auf die Nowogrodzka zwischen der Bracka und der Krucza. An der Nowogrodzka, im Parterre auf der Hofseite wohnte ein früherer Kollege von Vater, Mieczysław Michalski. Der Vater führte unsere ganze «Mondschein-Kawalkade» (wie Halina es nannte), mit unseren Bündeln, die hell waren in diesem Licht, zu Miecio. Wir überquerten die Fahrbahn. Wir gingen in ein Jugendstiltor. Und dann direkt in einen dreistöckigen Innenhof, in einen Mondscheinschacht mit Staketenzaun in der Mitte. Denn da war sowas wie ein Gärtchen. Alle in einer Reihe stützten wir unsere Bündel und Rücken auf die Staketten. Und warteten. Etwas erschöpft. Und der Vater ging in einen der Flure. Zu Miecio. Ohne Ankündigung. Wir wussten übrigens auch nicht, ob er lebte, ob er hier war.

Dieses Warten mit dem Rücken zum Gärtchen dauerte wohl nicht lang. Aber für uns dehnte es sich. Schon zu mehreren Tagen. Zu einer langen schläfrigen Ungewissheit. Mondsüchtig. Denn es war Vollmond.

Papa kam aus dem Flur gerannt.

Miecio lebte. Das heisst, er war da. Mit seiner Schwester. Sie haben ein Zimmer mit Küche. Laden uns ein. Wir klauben Bündel

und Rücken von den Staketen. Einige Säcke waren vollkommen weiss. Der von Halina bestimmt. Das weiss ich noch. Im Mondschein.

Begrüssung, Bewirtung, Verteilung, von Anfang an heimisch; wir haben ein Nachtlager. Im Parterre – eine halbe Rettung. Man kann schlafen. Auf irgendwas. Nur sich ausstrecken. Die Geschosse nimmt man im Parterre nicht so richtig ernst. Solange es kein wüster Angriff ist. Auf diese Seite. Der Mond schien. Es war also ruhig. Erleichtertes Aufatmen. Essen. Ein Tisch. Wir sitzen. Reden. Waschen uns. Alle. Nacheinander. In Schüsseln. Mit richtigem Wasser. Und mit Seife. Und schlafen.

Ja. Das war nicht früher als der 6. oder 7. September. Von Mittwoch auf Donnerstag. Was für ein Tag es war, wusste man damals nicht. Jetzt zähle ich nach. Man kannte nur das Datum. Denn schon von Anfang an herrschte diese Verwirrung, dieses Durcheinander. Nicht später. Denn wie ich erfahren habe, ist Powiśle am 6. September gefallen. Und da waren doch diese Leute von da unten, von der Tamka, Okolnik, Obozna hereingerannt mit dem Schrei:

- Powiśle ist gefallen! – (damals endgültig)

Das ist ein Beweis für das Datum.

Mit diesem einen Drittel der Innenstadt habe ich wahrscheinlich übertrieben. Dass es in unserer Hand war. Aber Powiśle und das Ghetto, beziehungsweise das Niemandsland fielen ja weg. Und man muss auch bedenken, dass die Innenstadt damals nicht so ausgedehnt war wie heute.

Dafür habe ich noch nicht erwähnt, und das ist wichtig für alle, die die Geschichte des Aufstands nicht kennen, dass ein Teil von Mokotów immer noch in unserer Hand war, und zwar vom oberen und vom unteren Mokotów. Auch in unserer Hand war das südliche Powiśle (damals das sogenannte nahe Czerniaków) und

Żoliborz mit Marymont. Allerdings waren das voneinander abgeschnittene Kessel.

Früh am Morgen Luftangriff. Hier auf unsere «neue» Innenstadt. Eine Bombe irgendwo nebenan. Knall. Und schon rieselt es auf uns runter. Russ. Der Vater war ganz überschüttet. Denn er hatte unter dem Ventilator gesessen. Er sprang auf. Und stand da, schwarz und hilflos, die Arme etwas von sich gestreckt. Wir fingen alle an, ein bisschen zu lachen. Was soll's. Es war unmöglich, nicht zu lachen. Und dann haben wir ihn auch sofort abgeklopft, geputzt, gewaschen, vor allem Zocha. Uns selbst mussten wir auch etwas zurechtschrubben. Wieder.

Hitze. Nach dem Vollmond volle Sonne. Wie jeden Tag (ohne Ausnahme!). Na – und was stellte sich nun heraus, da hinter der Allee? In diesem Luxus? Dass dieser letzte Halt auch ins Schwancken geraten konnte. Vorerst herrschte noch Ruhe. Relativ natürlich. Mit Geschossen. Manchmal Luftangriffe. Aber das war, gemessen an diesen Zeiten, eben Ruhe.

Ich wusste gut, dass diese Ruhe jeden Augenblick zu Ende sein konnte. Dass sie vorläufig die Innenstadt da drüben bombardieren. Und dass sie, sich bald meines neuen Stadtteils annehmen würden.

Also zum vierten Mal dasselbe. Und wieder würde man den Tod akzeptieren müssen. Oder, dass einem der Arm oder das Bein abgerissen würden. Dass einer von uns umkommen könnte, einzeln, daran dachte man nicht. Man dachte immer nur, dass alle zusammen sterben würden.

Swen und Zbyszek gingen wohl sofort zur Zurawia, um sich nach Danka zu erkundigen. Und Vater und ich wir gingen, ich glaube zu zweit, zur Wilcza 21, zu den engen Freunden von Zocha, Vater und Halina. Zu Jadwiga und Stanisław Woj. Um zu ihnen zu ziehen. Denn mit der Absicht waren wir über die Allee

gegangen. Ausserdem kam es uns auf der Wilcza wohl besser vor als hier auf der Nowogrodzka. Eine Anti-Allee Bewegung? Drang nach Süden? Drang! Überhaupt. Alle Geschöpfe, die Angst haben, drängen weg, verstecken sich, drängen weiter.

Wohl noch vor der Wilcza schauten wir bei meinem Schulfreund Zdziśław Śliwerski vorbei. Was heisst schon Schulfreund. Davon könnte man viel erzählen. An der Zurawia 6. Im ersten Stock. Zdziśtaws Vater machte uns auf. Und sofort tauchte Frau Alfreda auf. Sie machten eine einladende Geste. Aber eigentlich herrschte so eine Unruhe. Dazu noch erster Stock. Ein Aufenthalt hier entfiel also. Denn sie mussten auch an den Bunker denken. Wir redeten im Flur. Im Stehen. Dann noch lange in der Tür und auf der Treppe. Alle in Hektik. Ich fragte nach Zdziś.

- Zdziś ist an der Emilia-Plater-Strasse – erzählte mir Herr Śliwerski – bei seiner Einheit.

- An der Emilia Plater? – Ich war erstaunt, denn ich hatte nicht gedacht, dass dort unsere Leute standen. So weit.

- Ja. An der Emilia Plater. Wollen Sie sehen, ob Sie ihn da finden?

- Ja. Kommt man denn bis dahin?

- Aber ja. – Er gab mir den Namen seiner Einheit. Es sollte an der Wspólna oder Hoża sein. An einer Ecke.

Wir, der Vater und ich, gingen aber zuerst zur Wilcza. Neben der Krucza entlang. Denn die Krucza selbst war gefährlich. Oder damals vielleicht doch noch über die Krucza. Man kann das leicht aus der Erinnerung verlieren. Denn Barrikaden waren überall. Hohe. Festgefügt. Aus Trottoirplatten. Auch wenn es vielleicht noch eine Strasse war, dann bestimmt nicht die ganze Zeit. Das heisst, gleich wieder Tor, Hof, Loch in der Mauer, Gang. Wieder ein Loch. In die Keller. Hof.

Der Verkehr war unglaublich. Die Menschenmenge in diesem Teil der Innenstadt wurde um diese Zeit zu einem einzigen dichten Gewühl. Und es kamen immer mehr. Und würden noch mehr kommen. In jedem Winkel wimmelte es.

Bestimmt war damals schon parallel zur Krucza diese Hof- und Lochroute auf der linken Seite (von der Allee aus) eingerichtet. Danach führte die Route mehr unterirdisch weiter. Und sie war lustig – so wie andere Routen oder «elysische Trampelpfade», die ich auch vom Aufstand kannte – mit ihren Röhren und Höhlen und Kämmerchen und Winkelchen, und deshalb entstand auch ein Gedichtchen über den Gang über diese Pseudo-Krucza. Und das lasen wir in einem Blättchen. Laut. Unter Gelächter. So wie in der Altstadt. Mit der aufgedrehten «Orgel». Die hier eine «Kuh» war. Denn wenn man hinhörte, man brauchte dabei nicht zuzuhören, weil es ein Lautgebilde war, dann hatte es wirklich etwas von dem Brüllen einer Kuh an sich. (Die Minenwerfer, also die «Orgeln» oder die «Kühe», die ich mir nach dem Krieg im Armeemuseum in Warschau angesehen habe, haben mich erstaunt. Besonders die Geschosse. Die sechs- oder neunfachen. Sie sahen so ähnlich aus wie Milchkannen. Also etwas, das mit Kühen zu tun hatte.) Hier – hinter der Allee – sah ich Mietshäuser, die von den «Kühen» aufgerissen waren, schmal, aber oft über vier Stockwerke. Und als ich sagte, die «Kühe», das sei doch gar nichts, dann sagten sie zu mir:

- Die hauen schon rein, aber wie! – Und sie hauten wirklich.

Genauso wie die unterschätzte Artillerie. Besonders diese grossen Mörser, die ich immer mit etwas Solidem aus Metall, vielleicht aus Messing, verband, aber dieses Mörserige kam von Mörsern zum Zerstoßen von Pfeffer und Zimt.

Da sagten mir die Leute auch:

- Aber, aber...

Und ich darauf:

- Aber die schlagen doch nicht bis in den Keller durch.

Und darauf die Leute:

- Haha! Die schlagen nicht durch? Und wie die durchschlagen!

Und das war auch wahr.

Ich habe schon die Schärfung des Gehörs erwähnt. Für das, was die Front anging. Was ein anderer Stadtteil war. Was hinter der Allee war. Was zwei Strassen weiter war. Und welches Kaliber. Nach Gehör. Halina und ich hatten unsere Art, uns miteinander zu verständigen. Über das, was flog. Die einen Geschosse mitauten so merkwürdig. Und wir sagten:

- Aha, die «Katzen»!

Am schlimmsten waren die «Bertas». Das sind – soviel ich mich erinnere – diese Dreivierteltonner. Dreiviertel Tonnen, das ist nicht übel. So viel wie dreiviertel Tonnen Bomben, aber anstatt vom Himmel kommt es von der Seite. Ich habe schon bemerkt, dass das von Bedeutung war. Naja, aber die vom Himmel flogen schräg, im schiefen Winkel. Und die von der Seite auch im schiefen Winkel. Kein so grosser Unterschied. Aber einen Unterschied machte es doch. Ich bleibe bei meiner Meinung. Mir geht es nur um die Kellerzahlen.

Frau Jadwiga war im Bunker. Denn alle waren schon runter ins Parterre gegangen. Vielmehr in den Bunker. Frau Jadwiga sagte, sie seien runtergegangen, und zu uns sagte sie:

- Kommt, sehr gerne, aber natürlich könnt ihr kommen, bloss dass wir nichts haben als den Keller. Stasio wird auch gleich hier sein.

Herr Stanisław war auf Wache. Er passte auf das Dach auf. Mit anderen. Er kam gleich herunter. Das heisst bald.

- Wir liegen auf dem Dach, für alle Fälle, und passen auf, mit feuchten Lappen.

Falls es brannte.

Herr Stanislaw hatte die Idee, dass wir im Parterre bleiben sollten. Sie haben eine Nachbarin, eine alte, die Frau Rybkowska. Sie hat zwei Zimmer mit Küche im Parterre. Selbst sitzt sie im Bunker. Schon lange. Sie hat grosse Angst.

- Wird gleich erledigt! – Und weg war er.

- Gut, alles klar, sie ist einverstanden, kommt rüber.

Kommt nur!

Das Haus Nummer 21 an der Wilcza hatte fünf Stockwerke. Und so einen Halbschacht als Hof. Im Parterre zu sein war in diesem Haus also nicht das schlechteste. Ausserdem sollte es ja eine Wohnung sein. Für uns. Und Bunker blieb Bunker.

Noch was zur Höhe der Häuser. Was das angeht, war es hier, in der südlichen Innenstadt, wirklich am besten. Das war der höchste Stadtteil von Warschau. Die Häuser hatten fünf, sechs, sieben hohe Stockwerke. Und noch mehr. Oft solide. Die Strassen eng. Also dicht. Überhaupt war die südliche Innenstadt der grösste Stadtteil im Aufstand. In der Länge und der Breite. Nein, ich übertreibe. Und ich trenne auch diese beiden Innenstädte ganz unnötig. Es war ja eine Verbindung da.

In der Innenstadt – und zwar in der ganzen – war noch etwas typisch. Das waren die öffentlichen Arbeiten. Kein Menschenfang, aber doch – wenn es nötig war – Aufhalten von Passanten und Bitt-Befehle an sie, dass das und das gemacht werden musste. Das war meistens so für zwei, drei Stunden, also alle waren immer bereit. Solche Dinge lehnte man allgemein nicht ab. Obwohl es gefährlich ist, da für alle zu sprechen. Aber um diese Zeit wurde fast alles gemacht. Und weil es furchtbar viele Leute gab, so

an die zweihunderttausend, hat mich nie einer um was gebeten. Und so trieb ich mich privat herum.

Noch was. In der Innenstadt war eine ausserordentliche Vermischung von Zivilisten und Aufständischen. Viele trugen zum Schein Armbinden. Verschiedene Halbaufständler. Zwischenpositionen. Neigung zum Geschäftemachen. Allgemein alles mögliche. Frau Jadwiga erzählte uns gleich, dass sie anfangs für die Soldaten massenweise Unterwäsche, Feldmützen und noch was für die Uniform genäht hatte.

Wir kehrten mit den guten Nachrichten zur Nowogrodzka zurück. Swen kam auch mit guten zurück. Sie hatten Danka auf der Zurawia gefunden, bei der Familie Szu. Denn bei ihnen hatte sie ein Zimmer gemietet. Das heisst, sie waren eigentlich eher im Keller. Und nicht auf ihrem Stockwerk, dem zweiten (angenommen, es war das zweite). Und Danka kommt immer dorthin, aber sie ist Kurier bei der AK. Sie sitzt also da im Keller und sendet und empfängt. Ganz in der Nähe übrigens. Wohl auch an der Zurawia. Zbyszek war gleich bei ihr geblieben. Er soll sich melden. Das heisst – sie sollen ihn nehmen. Sofern Waffen da sind. Es waren wohl welche da. Denn sie hatten welche erobert. Und von den Abwürfen. Nicht so viel, wie nötig war. Aber es wurde allmählich wirklich viel. Leute hatten sie wohl auch viele. Für die, die umgekommen waren, meldeten sich neue. Ich erinnere daran: Mokotów war in unserer Hand, Czerniaków, Żoliborz. Nachdem Praga gefallen war, dann Ochota, Powązki und Wola, war der Stand in bezug auf die Gebiete lange günstig... Obwohl man auch nicht übertreiben soll – schon nach einer Woche gab es eine Verschlechterung.

Zurück zu unserer Aktion. Swen war auch eigentlich schon bei den Szu.s «eingezogen». Das heisst, in den Keller. Er blieb noch was bei uns an der Nowogrodzka. Denn da assen wir noch, viel-

leicht tranken wir auch was. Aber nein, bestimmt nicht. An der Chmielna haben wir Wein getrunken. Denn da gab es Wein. Im letzten Moment krachte noch irgendwo eine «Berta» oder eine Bombe rein. Denn Vater war plötzlich wieder ganz vollgestaubt. Diesmal hellblau. Nebenan war ein Apothekerlager. Oder eine Seifenfabrik. Die hatte es getroffen. Und ins Waschblau. Und das dann wieder ihn. Wieder Lachen, Abklopfen, Waschen. Ich erinnere mich wieder an das tägliche Suppenessen. Und ich hatte glaube ich einmal ein Haar drin. Ihres. In der Suppe. Aber das bringe ich vielleicht durcheinander mit dem Haar von jemand anderem, die Miecios Schwester ähnlich sah, irgendwann anders, auch in Gefahr.

Nun, also auf zur Wilcza. Swen zur Zurawia. Und so traten wir wohnungsmässig-topographisch in eine neue Phase ein.

Zuallererst – an der Wilcza, bei Frau Rybkowska – bauten wir uns einen Herd. Diesmal einen stabileren. Aus soundsovielen Ziegeln. Mit Lehm zusammengeklebt. Und ein Rost in der Mitte. Und ein Aschenkasten. Zocha fing gleich an, was zu kochen. Ich weiss nicht, ist uns der Herd vielleicht sofort auseinandergefallen, bevor er trocken war, und wir haben ihn neu gebaut? Frau Rybkowska hatte mehr Angst als Neugier. Wir haben sie erst am zweiten oder dritten Tag kennengelernt.

Schlafgelegenheiten gab es reichlich. Denn es war viel Platz. Vor den Fenstern ein Spind für irgendwas. An dem Spind ein Fass mit Wasser. Falls es brennt. Auf der linken Seite ein Tor. Rechts eine Mauer mit Loch. Zur Krucza 7. Denn da war die Latrine und das Wasser. Die Mauer war grau: Katzenfarbe. Das ganze Mietshaus war so. Noch was: gegenüber, ein bisschen weiter links, stand in die Ecke geklebt das Häuschen von Frau Trafna. Frau Trafna war, wie mir Zocha später erzählte, Jüdin. Ich weiss nicht,

ob sie sich vorher gekannt haben oder nicht. Mit Frau Trafna haben wir Freundschaft geschlossen. Rasch. Wie das damals so war.

In der ersten oder der nächsten Nacht hatte ich Wache. Auf unserem Hof. Wilcza 21. Es war noch jemand bei mir. Herr Stanisław war auch lange da. Er rauchte Zigaretten. Und der Vater war da. Sie standen. Redeten. Ich auch. Wir standen auf den Hügelchen, Mulden, Brettern der Ausschachtungen. Nachts nimmt man das Gelände wahr ohne Voreingenommenheit durch das, was man sieht. Der Mond schien. Der Mondzyklus nahm seinen Verlauf. Es war ja schon der zweite. Mit entsprechenden Nächten. Zumindest ohne Feuer in der nächsten Nähe. Es war die ganze Nacht sehr warm, deshalb hatte ich nur Pantoffeln an und keine Strümpfe (wozu Strümpfe? Luxus!), und Hose und Hemd. Ein helles. Vielleicht vom Mond. Am zweiten Tag kam Swen. Halina und wir sassen etwas zusammen. Zu dritt. Im ersten Zimmer mit der Couch. Mit dem Fenster gleich daneben, gegenüber dem Fass mit Wasser. Vielleicht spielten wir was. Vielleicht las ich was. Swen vielleicht auch. Fast bestimmt habe ich was geschrieben. Nicht mehr so viel wie vorher. Nicht mehr so viel, scheint mir. Oder doch. Erst hier habe ich nämlich dieses Drama über den Bunker geschrieben. Immer noch auf das Papier von der Podwale, Ecke Kapitulna.

Vielleicht war es da, als eine «Kuh» aufbrüllte. Sie fing an zu knallen. Bestimmt in der Nähe. Denn als die zweite losbrüllte, da sind wir, so wie wir waren, nicht ganz angezogen, wohl ohne Schuhe und (immerhin) in Strümpfen, die Treppe hinuntergerannt. Es war nebenan. Runterrennen – das ist ein schwacher Ausdruck. In einem Schwung das Geländer runter in fliegender Hocke. Und schon waren wir im Keller. Wie damals auf der Rybaki.

Swen nahm mich mit zu sich. Zeigen, wo er ist. Danach wohl

zu Zbyszek. Zbyszek war schon rekrutiert. In der Nähe. Auf einer der Strassen zwischen Zurawia und Hoża. Oder vielleicht auf der Wilcza? Von der Krucza zum Drei-Kreuz-Platz. Wir gingen ins Parterre. Von der Toreinfahrt aus. Irgendwohin, wo es mit Aufständischen vollgestopft war. Und auf der Couch in dem Gedränge, die Beine von sich gestreckt und schon in so einer Art Uniform, sass Zbyszek.

- Vorläufig sitzen wir und warten, weil wir keine Waffen haben – sagte er.

Irgendwo in der Nähe von Swen an der Zurawia gingen wir in einen Keller. In einem der Kohlen- und Kartoffelspinde, zwischen Wänden mit Apparaten, die aussahen wie ein auseinandergenommenes Radio von hinten, sass Danka auf einem Stuhl. Sie hatte Kopfhörer auf den Ohren. Und mit beiden Händen schaltete sie gleichzeitig und in ganz schnellem Tempo verschiedene Knöpfchen und Schalter ein und aus. Gleichzeitig sprach sie. Chiffren. So in der Art:

- Be-we! Be-we! Sechs! hier em-te-ha! hier em-te-ha! hallo, hallo, wir senden! en-ka-achtzehn! hallo! – Dann kamen etwas längere Fetzen, aber immer wieder unterbrochen, wenn irgendwas los war.

Und so weiter. Dauernd. Ganz schnell. Nur einmal, nach längeren Warten (unsererseits), neigte sie sich ein bisschen zu uns. Mit sowas wie: «Guten Tag, wie geht's». Und dann weiter dasselbe. Sie konnte sich nicht davon losreissen. Wie auch? Aber wir langweilten uns nicht. Überhaupt nicht! Wir waren zum erstenmal in so einem Sender.

Während wir da an der Zurawia sassen, ob das auch oben war, noch bei den Szu.s, die übrigens im Keller waren, oder draussen – ich weiss noch, dass man durch die Fenster im Parterre viele Leute hören konnte, ganz gesellig, Messer und Gabeln klapper-

ten. Ich bin bis heute überzeugt, dass das eine Namenstagsfeier war. Das heisst – ich habe keine Gewissheit. Mir kam es so vor. Und kommt mir so vor. Aber so merkwürdig. Umso mehr kommt es mir so vor. Es war Nachmittag. Sonne. Hitze. Staub. Draussen viel. Was? Verschiedenes. Durcheinander. Gerenne. Dieser Namenstag hat mich gewundert, aber auch bedrückt. Sogar aufgebracht. Denn es war nicht nur diese Sorglosigkeit. Sondern ein untrügliches Zeichen, dass etwas Schlimmes heranzog.

Denn es zog näher und näher heran.

Die Wohnung an der Wilcza war wunderbar, aber wir hatten schon einen Platz im Bunker. Und fingen auch an, im Bunker zu übernachten. Nur einmal versassen wir die Nacht, das heisst wir verschliefen sie sitzend auf einem grünen Plüschsofa. Denn das stand in der Nähe der Tür zur Treppe. Und hier blieben wir. Denn ich sehnte mich nach dem Luxus der Bequemlichkeit. Wenigstens ein Mal. Und Halina zur Gesellschaft. Und deshalb, weil sie sich mit dem Übernachten in den Kellern noch nicht so ganz angefreundet hatte. Sie hatte einen dunklen Mantel an (ja, einen Wintermantel, sie hatte ihn an, damit sie ihn immer bei sich hatte). Mit einem aschgrauen Pelz. An den Ärmeln. Und auf dem Kragen. Sie schmiegte sich an diesen Pelz wie an ihre Katzen.

Im Bunker hatten wir Bettzeug. Was mit Federn. Denn es war innen ausgestopft und aussen rot. Wie viele Federbetten waren da? Zwei. Denn wir hatten was zum Zudecken. Auf was wir schliefen, weiss ich nicht mehr. Schemel? Bänke? Wohl von allem ein bisschen. Und auch mit Einkuscheln. In das Bettzeug. Federbetten, Kopfkissen waren viele in unseren Kellern und Kellerchen. Sie leuchteten. Karmesinrot. Zinnober. Etwa im elektrischen Licht? Wohl kaum. Karbidlampen! Kerzen! Es war voll mit Menschen. In allen Winkelchen. Im Parterre amtierten wir allein.

Auch nur zu bestimmten Stunden. Und tagsüber. Frau Trafna war in ihrem Haus. Aber dann zog Frau Trafna wohl endgültig in den Keller um. Was auch gut war. Denn bald darauf fing es an, auch unseren Hof zu treffen. Manchmal viele Kaliber. Und diese Beharrlichkeit. Granaten. «Katzen» (die sogenannten). «Kühe». «Bertas». Mittelschwere Mörser. Wohl auch was von oben. Denn das Haus begann von oben herunter zu verschwinden. So Stückchen für Stückchen, auf Raten. Zuerst wurde es angeknackst. Dann wurde es kleiner. Vielleicht hat es auch mal Feuer gefangen. Bestimmt ja. Aber sie haben immer geschafft, es zu löschen. Herr Stanisław rannte viel herum (und er war gross). Kümmerte sich. Mit feuchten Lappen auf die Bleche. Bis er, ein bisschen schräg geneigt, mit dem Kopf nach unten über die Rinne platt runterfiel. Hab ich ihn mir so eingebildet? ausgedacht? Frau Jadwiga schrie ihn im Keller an:

- Geh nicht! Stasiu! geh nicht! – Und wenn er ging, dann machte sie sich grosse Sorgen. Und weil er bei jeder kleinen Gelegenheit ging, hatte sie sich ein bisschen daran gewöhnt, war aber trotzdem – eben besorgt. Sie war Modeschneiderin. Also eine Kollegin von Stacha und von Zocha. Stasio und sie hatten erst fünfzehn Jahre unverheiratet zusammengelebt, weil sie die Legalisierung fürchteten, die Entromantisierung. Irgendwann einmal in grosser Angst fassten sie Mut. Hochzeit. Und wieder verfloßen fünfzehn Jahre. Verheiratet. Nichts ist kaputtgegangen. Und so haben sie später in Jelena Gora bis zum Ende zusammengelebt.

Frau Jadwiga zog es vor, einen Liegeplatz neben uns zu haben. In unserem Verschlag. Denn wir bildeten eine Familie. Sie, die beiden, Stacha, Zocha, Halina, der Vater und ich. Daneben Frau Trafna. Andere Herren, Damen, Kinder. Ganze Herden. Hinter

dem rechten Eingang – noch mehr. Auf der linken Seite dann, in dem vorhergehenden Keller die vorhergehenden Platzbesetzer.

Und Frau Rybkowska mit Brille, die manchmal im Parterre vorbeischaute, also bei uns. Sehr selten. Aber sie hatte das Bedürfnis nachzusehen. Einmal sah sie nach, ob wir nicht zufällig die Gläser in der Kredenz zerbrochen hatten. Ein anderes Mal war sie uns böse, dass wir die Kredenz verschoben hatten. Das war in ihrer Anwesenheit. Ich weiss nicht mehr warum, aber die Kredenz stand schräg. Aber ihr ging es wiederum um das Bild, das wunderbare, von der Muttergottes von Tschenstochau, das hinter dieser Kredenz war. So ein ganz ordinäres Bildchen. Hinter Glas voller Staub. Ohne Farbe. Sie schob die Kredenz jetzt alleine ab und ging dahinter. Wer auch oft bei uns im Parterre sass – wenn das Mittagessen gekocht wurde, oder der Herd wieder neu geklebt wurde, denn eine «Kuh» oder die Mörser brachten ihn dauernd wieder zum Einstürzen – war Herr Stanisław. (Zocha wurde allmählich ganz ärgerlich wegen dieses dauernden «Stasiu, Stasiu geh nicht!» von Frau Jadwiga. Schliesslich kam es zu Sticheleien darüber. Von dieser und von jener Seite. Kleine, kurze Beleidigung. Denn die Zeiten waren nicht günstig dafür. Sie vertrugen sich wieder. Und waren höflich zueinander. Erst nach dem Krieg nicht mehr. Nach dem Krieg, da sind sie erst richtig aufeinander böse geworden: von Danzig nach Jelena Gora. Bis sie sich verziehen haben. Das war als Stasio starb.)

Und wie Frau Rybkowska dauernd mit der Kredenz, dem Bild und den Gläsern zugange ist und anfängt nachzuprüfen, da sagt Herr Stanisław zusammen mit uns:

- Oh, Flieger!
- Ja?! – fragt Frau Rybkowska.
- Ja – sagen wir.

Und sie flüchtet in den Bunker. Sie glaubte uns. Warum auch

nicht. Einmal, als wir auf dem Sofa sassen (Zocha kochte gerade), hat es in dieses Fass mit Wasser getroffen. Aus dem Fass spritzte eine Fontäne zur Seite. Dann traf es mal hier und mal da. Dann schlug es ins Haus von Frau Trafna ein. Einmal. Zweimal. Trockener Putz war verstreut, Mauerstücke, Latten. Von dem Miets- haus bröckelte es auch ab. Und der Putz flog. Und die Rahmen. Und das Blech. Die Dächer waren damals noch aus Zink. Vor- wiegend. Das Häuschen von Frau Trafna wurde auch immer klei- ner.

Sie war noch im Bunker mit uns zusammen, aber eher in der Nähe der Tür, denn irgendwas war mit dieser Tür los, Durchzug... aber gab es auch einen Streit? Ich glaube ja... Da war noch so eine Frau de la nochwas. Also wohl eine Französin. Oder bloss fran- zösisch verheiratet. Aber dafür Witwe. Sie wohnte im vierten Stock. Sagen wir mal. Einmal gab es Streit. Über den ganzen Hof. Eine Ansammlung von Männern – Blockwarts, Halblockwarts, Viertel-AKler – beschimpft da die eingekreiste, verschreckte Frau de la nochwas vor dem Treppenhaus, ihrem und unserem Treppenhaus, denn sie hatten sie gerade im vierten Stock dabei erwischt, wie sie einen Haufen machte. Vor ihrer eigenen Tür.

Naja, was soll's. Auch das ging vorüber. Die Latrine war im benachbarten Anwesen: Krucza 7. Ich weiss jetzt im Augenblick nicht, ob man erst über (zuerst natürlich durch das Loch in der Mauer) einen zweiten Hof ging. Und weiter über den ersten. Von der Krucza. Von vorne. Oder ob man direkt durch das Loch in einen langen, riesigen Hof mit einer riesigen Vertiefung in der Mitte ging. Mit einer richtigen, mit Spaten festgeklopften Senke. Aus nackter Erde. Und da mitten in der Vertiefung, und noch in einer Mulde darin, war eine Pumpe. Immer eine Schlange von Leuten davor. Nicht selten eine lange. Mit drei Windungen. So,

dass die Vertiefung ganz ausgefüllt war. Denn dafür war sie da. Das Gedränge war nachmittags am grössten. So gegen Abend. Wenn die Hoffnung bestand, dass es bald dunkel würde. Denn dann gingen die Flieger ja wohl schlafen.

Und die Latrine? So oder so, die Latrine war rechts von dem Loch. Am Ende des Hofes. Egal welchen Hofes. Abseits. Und ganz in einem Winkel. Und zwar so, dass in dieser Enge so gerade noch die Stange Platz hatte. Mit der Vertiefung. Und der Pfad. Der führte. Wenn man sich auf diese Stange über der Vertiefung setzte, dann hatte man einen Schuppen mit irgendwas genau vor sich. Vor der Nase sozusagen. Und darüber irgendwas, das höher und höher ging. Wohl eine Seite des Hinterhauses. Ohne Fenster. Und hinter dem Rücken, beziehungsweise hinter dem A. hatte man eine riesige Mauer über soundsoviel Stockwerke. Auch blind. Über sich hatte man ein kleines (enges und langes) Fetzenchen Himmel. Über das die Geschosse flogen. Ich wollte schon sagen: die Tierchen. Aber sie waren ja künstlich. Lebendige waren in den Kellern. Bei uns hatte eine Frau einen Hund. Die Rasse? Klein und dick. Herr Stanisław pflegte zu sagen, dass man auf diesem Hund (oder vielleicht eine Hündin?) ein Glas Wasser abstellen konnte. Aber die Herrin von diesem Hund oder der Hündin sagte:

- Ich rate Ihnen, passen Sie auf! – denn wahrscheinlich, oder sogar bestimmt, wurden damals Hunde gegessen. Und Katzen.

Im Bunker, nicht in diesem, sondern dem daneben, unter Nummer 23 (ein riesiger Mietshausklotz mit sechs Stockwerken, diesen alten, Jugendstil, wir beneideten sie darum, dass sie Kleinsche Gewölbe hatten) – nebenan also hatten wir eine Radiostation. Sie war in einem der Kartoffelspinde. Hinter den Brettern. Aber mit Ritzen.

Ich sage «wir hatten», weil wir dahin rannten. Zum Radiohören.

Ta-ta-taaaa! Bibisii... Soundsooft am Tag Nachrichten. Man stand vor diesen Brettern. Legte die Ohren an die Ritzen. Und man rannte einfach von seinem Platz aus dahin. Von den jeweiligen Lagern. Im eigenen Bunker. Durch andere Bunker. Korridore. Löcher. Durchbrüche. Bis man irgendwo mitten in jenen Bunkern da war. Unter Nummer 23. Oder rennen durch die Keller. Wie überall. Unabhängig von den Durchgängen, die es oberirdisch gab.

Ich erinnere mich an einen Sonntagmorgen und Gottesdienst in diesen ersten, den allerersten Tagen an der Wilcza. Eine Frau hatte ihre Wohnung dafür geliehen. Im Parterre. Um die Ecke von uns. Die Fenster natürlich vom Hof abgewandt. Sie hatte sogar einen Teppich und Palmen bereitgestellt. Vielleicht eine Palme. Eine einzige. Und das andere, war das ein Drachenbaum? Irgendwas war da. Was Kirchliches. Glaube ich. Nach der Messe war Beichte. Gemeinschaftlich. Denn es waren viele Leute da. Mit der Bedingung – die laut aufgesagt wurde –, dass man in dem Fall, dass man das alles überlebte, zur Einzelbeichte gehen würde.

Der Sonntag fiel auf den 10. September. Das war der zweite Sonntag in der Innenstadt, und der erste hinter der Allee, der uns bewusst war. Das heisst, der, von dem wir wussten, dass es ein Sonntag war. Danach unterschied bis zum Schluss, also bis Mitte Oktober, keiner mehr irgendwie zwischen den Tagen. Vor Kurzen habe ich ausgerechnet, auf welchen Tag der 1. Oktober fiel, denn das war ein bedeutsames Datum. Vor kurzem, also zwanzig Jahre später. Und mit Verwunderung ist mir zum erstenmal klar geworden, dass das ein Sonntag war.

Erinnert euch. Der 6. August an der Chiodna. («Vielleicht wird der Herr Jesus was ändern».) Bewusstsein des Sonntags. Der 15.

August – an der Rybaki – Feiertag – Weichselwunder – aber sie kommen nicht. Der 3. September, ein Sonntag wie der mit den Salutschüssen 1939. Mit dem gleichen Zusammentreffen von Datum und Wochentag. Sofa. Chmielna. Und dieser vierte. Bewusste. Heilige. Jetzt. Und das – war alles.

Schon in diesen ersten Tagen führte die Route parallel zur Krucza unter die Erde. Auf der Krucza selbst lag zwischen der Wspólna und Hoża (mit einem Stück Fuss noch drin) ein blutiger Damenschuh. Von dem Zeitpunkt an sah sich das Volk etwas vor. Nur ein Abschnitt – der von unserer Wilcza bis zur Hoża – war berühmt für seine Ungefährlichkeit. Da liefen die Leute jetzt herum. Sie liefen auch zwischen Wilcza und Piękna herum, also schon von unserer Ecke bis zum Ende der Krucza. Bis zu dem Plätzchen Piękna – Krucza – Mokotowska. Über den Platz stand quer, gleich vor der Einmündung der Krucza und längs der ganzen Südseite der Piękna eine Barrikade. Lang. Solide. Aus Säcken und Tüten mit irgendwas. Und aus Trottoir. Aber die Barrikade war nicht hoch. Man musste laufen. Und sich ducken. Und auf der Krucza musste man schon darauf achten, wie man zu dem Plätzchen ging. Denn da fing der Beschuss von der Marszałkowska und vom Zbawiciela-Platz an.

Aber die Menschen liefen herum. Viele. Massen. Auf der Krucza und der Mokotowska waren viele Quartiere mit Aufständischen und mit Zivilisten. Auf der Krucza waren deshalb sowohl Zivilisten als auch Aufständische unterwegs. Und Mischlinge. Die Krucza war zweifellos die Hauptstrasse der südlichen Innenstadt. Denn sie hatte überhaupt Ähnlichkeit mit einer Strasse. Und Verkehr. Abgesehen von den einzelnen Trümmern und Barrikaden. Und abgesehen davon, dass das auch nur auf einem bestimmten Stück so war. Aber das reichte. Um sie beherrschend

zu machen. Sie wurde alsbald zu der Allee der ganzen Innenstadt. Auf der Krucza konnte man vieles erledigen. Auf der Krucza trafen sich die Leute mit ihren Verwandten, Freunden. Mit Ankömmlingen aus den verschiedenen Stadtteilen. Mit denen, die es hier jetzt zum dritten oder vierten Stadtteil im Aufstand gebracht hatten. Hier konnte man jemanden treffen, den man zehn Jahre nicht gesehen hatte. Plötzlich. So wie ich. Auch. Ich traf den Graf Franio Z. Aus meiner Schule. Nach soundsovielen Jahren. Und danach noch einen.

Auf der Krucza trafen wir Roman Z. In der AK-Uniform. «Atos». Den, der damals in die Chłodna gekommen war, am 31. Juli, als gleichzeitig das Gewitter und der Fliegerangriff waren. Um sich zu verabschieden. Von mir. Und Mama. Er kannte auch Halina. Vater und Zocha wohl auch schon. Das nebenbei. Er kam uns sofort besuchen. Einmal und ein zweites Mal. Zocha bewirtete ihn. Mit frischer Suppe. Ein ganzer Teller. Roman will gerade anfangen zu essen. Und da kommt eine «Kuh»:

u-u! u-u! u-u!

- Und es bröckelt von der Decke. Direkt in die Suppe. Roman holt mit dem Löffel raus, so viel es geht. Die kleineren Deckenkrümel isst er mit. Beim zweiten Mal war es wohl genauso. Nur dass dabei auch noch der Herd auseinandergefallen ist. Was uns nicht sehr bekümmert hat. Denn er wurde sofort wieder von neuem zusammengeklebt. Die Decke fiel wohl jeden Tag herunter. In Scheiben. In Scheibchen. In die Suppe. Und auf die Köpfe. Und da war was zu fallen, denn es war aussen zwar schlimmer, aber innen war es auch Jugendstil. Oder vielmehr dieser fünfte-sechste Warschauer Klassizismus. In Stuck. Rosetten. Girlanden. Mindestens mit Gesimsen.

Kampf mit den Latten in der südlichen Innenstadt. Auf diesem letzten rettenden Baumstamm. Nachdem wir uns da in der Wilcza

eingemietet hatten (Umsonst, weil Geld nichts wert war. Das waren Zeiten!) und nach mehreren Nächten Nachdenken über dieses Haus Nummer 23, da nebenan. Unseres hatte diese fünf Stockwerke noch obendrauf. Aber schon mit Schwund. Angenagt. Dazu erwies es sich als ziemlich jämmerlich. Von Anfang an hatte es nicht sehr stark ausgesehen. Und nicht zu festungsmässig. Aber als der graue Putz rieselte. Weissgelbliche Balken, ausgehörnt, dass sie krachten. Latten. Und das war das Gebälk. Da gingen wir. Die ganze Gruppe. Unten aus Nummer 21 (buchstäblich unten, denn es war darunter). Um Nummer 23 zu besichtigen. Im Hinblick auf einen Umzug. Die Bewohner von 23 kannten uns. Dass sie es erlaubten, wussten wir. Auch wenn sie uns nicht gekannt hätten, wäre es so gewesen. Platz war noch etwas da. Also gab es eine Besichtigung. Ich weiss noch, wie irgendeiner von uns der Reihe nach die Kleinschen Gewölbe pries, und den Rest betrachtete, betastete. Verschiedene Leute, ältere Frauen. Alles schätzte, kannte, befühlte den «Klein». Dieser Klein, einfach so ein Herr Klein, ein Jude, Deutscher, hatte da wohl eine gute Erfindung gemacht. Und zwar zur rechten Zeit. So, dass man noch zu Zeiten von Prus und Proust viele solcher Häuser in der alten Innenstadt baute.

Offenbar knallten die Bomben, denn das Entscheiden dauerte nicht lange. Wir schnappten schnell unserem Kram, die Bündel und dann – nichts wie unter den Klein. Wenn nicht dieser Klein gewesen wäre, das heisst diese Ziegel und die schimmernden Eisenschienen, die sich zu einem Tönnchen wölbten, dann hätte sich dieser Keller von dem anderen gar nicht so besonders unterschieden. Wir machten da eine Art Gemeinschaftslager auf. Mit einem Eingang, der weiter entfernt war. Und mit einem Ausgang zu uns aus den vorigen Kellern. Und wieder Federbetten. Bänken. Taschen. Familien. Sitzen.

Mehr oder weniger die ganze Wilcza war umgezogen.

Es flog. Bomben. Und Granaten. Solche grossen. Denn wir sassen sogar in dem mittleren Korridor, so weit wie möglich von den Öffnungen nach draussen entfernt. Links an dem Korridor war ein Kellerchen am anderen. Jedes mit seinem Türchen. Allerdings offen. Im dem, das uns am nächsten war, sass die Familie von Herr und Frau Wi. Herr Wi., ein Ingenieur, und Frau Wi., seine Frau. Sie sassen auf Säcken. Mit irgendwas drin. Den ganzen Tag. Das brachten sie fertig. Sie sah aus wie die Gioconda. Aber ihr Hals, ihre Stimme, die Art wie sie sprach, waren wie bei einer Lachtaube. Denn so nannte Halina sie. Sie hatten zwei kleine Kinder. Die Kinder liefen mit anderen kleineren Kindern herum. Sie gingen durch den Korridor. Und sie spielten:

- Du kommst mir mit der Tasche entgegen, und wir treffen uns. Sie gehen also auseinander. Mit den Taschen. Und treffen sich.
- Guten Tag.
- Guten Tach.
- Ist Ihr Haus abbebrannt?
- Alles abbebrannt – mit einer wegwerfenden Handbewegung.
- Ist Ihr Haus abbebrannt?
- Auch abbebrannt...

Ausserdem spielten sie noch Panzer. Um die beiden Kleinen von Herr und Frau Wi. kümmerte sich Frau Józia. Eine Lehrerin. Sobald es nur einen Knall gab, hielt sie sich mit den Fingern die Ohren zu. Und weil es viele Knälle gab, sass oder stand sie dann da mit den Fingern auf den Ohren. Und wenn sie sich um die Kinder kümmerte, mit ihnen oder mit Herr und Frau Wi. redete oder überhaupt mit Leuten, dann nahm sie die Finger von den Ohren. Und dann hielt sie sie schnell wieder zu. Sie fragte:

- Was? – und begann zu gestikulieren, als sei sie taub. Oder stumm. Einmal wollte die kleine Ewa (Ewa hiess sie nämlich, auf einmal erinnere ich mich daran) einen Haufen machen. Der Nachtopf ist da. Frau Józia setzt Ewa auf den Topf. Auf dem Korridor. Frau Wi. sitzt in ihrem Keller-Salönchen auf den Säcken. Und ruft:

- Genau mittendrauf! Genau mittendrauf!

Frau Jozia setzt Ewa also genau mittendrauf. Und hält sich die Ohren zu. Denn es kracht. Aber Ewa bekommt auch Angst.

- Tante, gib mir die Hand! – Frau Jozia gibt Ewa auf dem Nachtopf die Hand. Und mit der anderen Hand hält sie sich das andere Ohr zu. So ging's also auch.

Richtig. Sie hatten auch noch ihre Mutter aus der Bracka dabei. Und Jadzia, eine junge, so eine Art Hilfe. Allerdings sass sie eigentlich nur da. Denn jede Familie war damals gross, und ihre Kellerchen so klein. Die Detonationen dröhnten durch die Korridore. Die Erschütterungen. Und die Gesänge:

Unter deinen Schutze

Hei-li-ge...

Nebenan war man schon weiter:

Oh Juuungfrau

ooh Juuungfraa,-au

oooh Juungfrau uu-uun-ser-

Trö-ste-nii-in uun-seer...

Über uns hatten wir den Klein. Gutes Mauerwerk. Ein paar Eisenschienen. Und diese sechs Stockwerke. Mit Mansarde. Mit Erkern. Ausbuchtungen. Gehängen. Sechs Stockwerke. Plus der ganze Helm. Plus Parterre. Acht Etagen. Aber nur sieben, durch die es durchschlagen konnte. Denn die achte – das waren wir. Es

musste nicht die sieben durchschlagen. Es gab Ausnahmen. Manchmal. Aber es galt als die Norm. Und wenn die Bombe schräger kommt und nicht ins Dach, sondern ein Stockwerk tiefer trifft? Dann waren es nur sechs. Und es musste auch nicht durchschlagen. Aber wenn es in den vierten Stock trifft? Das kam bei diesen grossen Mietshäusern auch vor. Von dem, was in der PKO passiert war, ganz zu schweigen. Dann bleiben noch fünf. Aber die Stabilität hier... Der Klein. Und wenn eine «Kuh» auf einmal vom dritten nach unten reinfährt? Und im Parterre noch weitermacht, und was wegrafft? Vom Keller? So eine dumme «Kuh»? Oder eine «Berta»? Also das, was man irgendwie nie in Erwägung zieht. Oder es reicht schon, wenn sie in eine von den Boxen trifft. Und einen von uns umbringt. Eine Familie, oder einen einzelnen. Oder nebenan. Denn man sorgte sich um die Seinen. Um die nebenan, aber etwas weiter Entfernten ein bisschen weniger, aber dennoch. Um die noch weiter Entfernten, aber noch an der gleichen Adres-se – noch weniger, aber doch noch ein bisschen. Und um das Nachbarhaus? Oder das gegenüber? Es geht dabei ja nicht um Gefühle. Aber wer würde uns ausgraben, wenn wir verschüttet wären? – Sie. – Und wer sie? – Wir. – Na also? – Und was mit den ganz weit Entfernten? Das ist eine merkwürdige Rechnung. Die jeder machte. An jeder Stelle. Den Möglichkeiten entsprechend. Und wie viele, die so rechneten, waren schon umgekommen? Na, wie viele? Das wusste keiner. Jedenfalls ein erschreckender Teil. Ich rechne die Verletzten, Geretteten, Ausgegrabenen ja gar nicht mit ein. Je mehr wir waren – desto besser. Anscheinend. Denn so verteilt sich die Möglichkeit der sogenannten Unfälle (Denn der Krieg ist anscheinend eine Ansammlung unglückseliger Unfälle. Und der Aufstand – das ist die Explosion dieser Ansammlung.) auf mehrere. Das heisst, wir würden spärlicher umkommen. Indessen aber – was machte es für ei-

nen Unterschied, ob in diesem Keller 300 oder 500 waren, wenn wir auf Nimmerwiedersehen verschüttet würden? Und zerquetscht? Im Ghetto waren schrecklich viele gewesen. Nicht 500. Nicht 5'000. Nicht 50'000. Sondern 500'000. Und fast alle sind umgekommen, die nicht geflüchtet sind. Der Tod war die Regel. Die grösste Möglichkeit. Fast die einzige. Fast wie hundert Prozent. Denn für viele – sogar ohne das fast. Auch das – ein Fehler der Statistik. Ausserdem war es so: Wenn jetzt die Bomben krachen, dann heisst das, dass jemand umkommt. Von jedem solchen etwas, das man hört, kracht was ein. Sagen wir mal – nicht von jedem. Denn es gibt auch Blindgänger. Oder Fehltreffer. Das heisst, in die Fahrbahn. Oder den Grasstreifen. Oder mitten in einen Hof. Ausserdem – wenn etwas einkracht, dann kann es zusammenkrachen, ohne in den Keller durchzuschlagen. Dann gibt es vielleicht Verschüttete, aber keine Verletzten. Nur dass die dann ausgegraben werden müssen. Was auch riskant ist. Denn wenn man solche Trümmer wie bei uns von der Wilcza 23 weggrollen muss? Wer schafft das? Und wie viele Leute? Und womit? Und wie lange? Und hier kann man inzwischen ersticken. Oder sowas. Und der Wassermangel? Und die ganze Zeit weiter Luftangriffe, Schwierigkeiten. Weiter jetzt.

Wenn nur ein Teil verschüttet ist, und eine schnelle Ausgrabung möglich ist, und nur ein Teil umgekommen ist, und der Rest überhaupt nichts hat – für diesmal, dann ist das keine schlechte Norm. Als Norm. Für diese Zeiten. Aber ist es denn in Ordnung, wenn einer umkommt? Sogar wenn es nur zehn Leute sind? Und wird das zweite Mal nicht für alle das Ende sein? Aber der Zufall kann es auch auf einen absehen. Es kann soundso viele Male dasselbe treffen. Ausserdem – das alles hängt von der Menge der Bomben ab. Und das auf ein nicht so riesiges Gebiet. Gewiss, es ist gross.

Denn sie haben ja noch Mokotów. Drüben die Innenstadt. Żoliborz. Czerniaków. Naja, aber da sind auch Häuser. Und unter den Häusern Menschen. Ganz zu schweigen von den Aufständischen in Aktion. Mit schlechterer Deckung. Oder ohne. Je mehr von uns wegfallen, desto schlimmer für sie. Weil wir schwächer werden. Und vom Standpunkt der Statistik aus ist es auch schlimmer. Denn jetzt können auf die geringere Anzahl genauso viele Bomben fallen. Oder mehr. Und andere Waffen? Zufälle? Und die Abknallereien? Die hatten wohl aufgehört. Und die Abtransporte in Lager?

Und jetzt noch die Zerstörung der Schutzwände. Wenn dieses Haus einstürzt, wenn es kleiner wird, dann haben wir schlechtere Chancen. Und dann kann es noch kleiner werden. Und noch schlimmer. Woanders hingehen? Wohin? Überall schwindet es. Und Massen. Die umkommen. Das stimmt. Aber die Häuser kommen auch um.

Oder die Brände. Denn die gibt es. Der Brand selbst ist eine Kleinigkeit. Im Vergleich zu den Bomben. Vor einem Feuer kann man weglaufen. Die Leute sitzen im Keller, und das Feuer ist im Parterre.

Erst wenn die Nachbarn rufen:

- Kommt raus! das Parterre brennt schon!

Dann kommen sie raus.

Aber dann verliert man den Schutz. Und der Schutz? Je besser er ist, desto grösser die Möglichkeiten, dass er erhalten bleibt. So will es scheinen. Aber wenn der sogenannte äusserste Fall eintritt, da wendet sich alles Gute zum Schlechten.

Und so kann man rechnen, denken, erwägen, fliehen, immer im Kreis.

Swen kam nicht. Eines Tages. Nichts Verwunderliches. Und Roman Z. Er hatte sich verabredet und kam auch nicht. Vielleicht war was schief gegangen? Eine Aktion? Und ausserdem diese Luftangriffe... Aber am nächsten Tag sind sie auch nicht da. Wir

warten. Na, sie werden schon kommen... Beunruhigt hat es uns aber doch.

Wir sitzen ganz zugewachsen da. Wir waschen uns nicht. Manchmal. Meistens aus der Flasche. Ein bisschen. Mal hier mal da. Sich ganz waschen – kein Gedanke daran. Es war wenig Wasser da. Etwas wohl doch. In dieser Senke abseits von der Krucza. Aber das ist eine grosse Fläche. Und sie knallen. Aber gar kein Wasser? Alle müssen bis zur Dämmerung warten. In der Dämmerung wüten allerdings die Granaten, Mörser, die «Bertas» und die «Kühe». Draussen haben die Waffen eine andere Bedeutung. Nicht nur die Bomben zählen, sondern auch der Rest. Und zwar sehr. Trotzdem gehen die Leute Wasser holen. An diesem Tag geht auch der Vater. Er nimmt den Eimer. Die Binde am Arm. Nachmittag. Der Rest – Zocha, Stacha, Halina, Herr Stanisław, Frau Trafna – wir bleiben. Bei Familie Wi. sitzen auch alle da. Der Vater ist lange weg. Sie knallen. Nah. Weiter weg auch. Aber immer wieder irgendwo hier. Macht nichts. Wir wissen, dass da eine riesige Schlange ist. Denn sie kommen wohl zurück. Einige. Mit Eimern. Mit Wasser. Und erzählen, wie viele da sind. Eine Stunde. Zwei. Plötzlich Krachen. Nebenan. Sind wir selber darauf gekommen? Oder ist jemand gerannt, um nachzusehen? Oder war jemand angerannt gekommen? Ja. Es kamen wohl viele angerannt. Ohne Wasser. Erschreckt. Weil es eingeschlagen hatte. Einmal. Oder öfter. Wohl eine Bombe. Nah. Und Granaten. Eine mitten in den Brunnen. Ein Teil war wohl umgekommen. Na ja. Der Brunnen war eingestürzt, die Wasserquelle abgeschnitten. Reinform. Aber die Menschen. Was ist mit Vater? Zocha-Zula und ich springen auf. Rennen. Durch das Loch. Zu dieser riesigen Senke in dem grossen Hof. Es wird wohl bald schon dunkel. Oder dunkelt schon. Eine Art verlassenes Schlachtfeld da. Mit Verletzten. Mit Toten.

Beiseite geschoben. Schon. Vater ist nicht da. Er ist verschwunden. Wir kehren zurück. Nicht da. Wo ist er? Warum ist er nicht da? Wo sollen wir suchen? Nach Spuren? In einer solchen Lage. Wir schlafen nicht. Zocha und ich. Überhaupt alle. In unserer Familie. Und warten. Vielleicht kommt er ja. Und wenn nicht? Dann wird man am Morgen durch die Spitäler müssen. Einen Anfang machen. Aber er wird kommen... Aber ja. Und es ist Nacht... Und zwar spät. Und er ist nicht da. Und schliesslich, wohl kurz vor Morgen oder am Morgen, als wir schon sicher waren, dass was Schlimmes passiert war, kommt er zurück. Ich glaube mit dem Eimer. Ganz und gesund. Mit Binde. Einfach so. Es hatte gekracht. Getroffen. Den Brunnen zertrümmert. Menschen? Teilweise, ja. Ein paar. Aber im allgemeinen hatten sie es geschafft, in alle Richtungen davonzulaufen. Der Vater war auch geflüchtet. Auf die Chopinstrasse gerannt. Wohl um Wasser zu holen. Direkt hinter dieses Plätzchen mit der Barrikade quer darüber. Da in der Nähe war ein Kollege. Den wir kannten. Alle. Ein ewiger Soldat. So ein Jovialer. Der Herr Kowalski. Den Vater verlockte es. Vorbeizuschauen. Mit dem Eimer. Er geht hinein. In den ersten Stock. Denn das Quartier ist im ersten Stock. Die eine Seite der Chopinstrasse ist nämlich polnisch, die andere deutsch, deshalb wird hier nicht geknallt. Um nicht die eigenen Leute zu treffen. Das Quartier ist bei einem Ingenieur. Mit seiner Tochter. Die erwachsen ist. Die Fenster offen. Schönes Wetter. Hol's der Teufel! Sie spielen Karten. Bestimmt Bridge. Denn sie sitzen zu viert und zwar so: Vater direkt an der Wand, mit dem Rücken dazu, zwischen den Fenstern. Kowalski Vater gegenüber. An einem Fenster – die Tochter. Am anderen der Ingenieur. Sie spielen. Ein Geschoss. Ein sowjetisches. Sie hatten die Front nicht bedacht. Splitter fliegen rein. Durchs eine Fenster und durchs andere. Vater und Kowalski passiert nichts. Der Ingenieur ist verletzt, aber

halb so schlimm. Aber der Tochter hat es die ganze Seite weggerissen. Also rennen sie, eine Bahre zu holen. Bringen sie herbei. Laden sie auf. Verbinden sie. Tragen sie irgendwohin fort.

- Die Tochter sah übel aus – erzählt Vater bis heute – die Seite, ach... ganz abgerissen... die Leber getroffen... und... noch was... ich weiss nicht... Übel, Leute.

Am nächsten Tag kommt Swen angerannt.

- Eine Bombe hat eingeschlagen. In unser Haus. Bis zum Keller durchgeschlagen. Das halbe Haus ist weg.

- Vier Stockwerke und es ist durchgeschlagen?

- Aber jaaaa. Ich stand erst genau in dem Teil, der dann eingestürzt ist. Mit den Menschen. Im letzten Moment hab ich es geschafft, nicht nur selbst bis zu dem geretteten Teil rüberzuhasten, ich hab auch die ganze Familie dahingeschubst.

Das war ein Reflex bei Swen. Und die Erfahrung aus der Altstadt. Dass man noch einiges schaffen kann zwischen dem Treffen der Bombe und dem Einstürzen.

- Die Leichen liegen jetzt noch auf dem Hof, komm, guck es dir an.

Wir rannten hin. Das halbe Haus war weg. Auf dem Hof lagen Laken. Das heisst – etwas in Laken. Einen Teil hatten sie wohl schon begraben. Der Hof. Das Haus. Alles hier sah schrecklich aus. Zertrümmert. Man wusste nicht von was. Die Fenster ohne Rahmen. In der Luft Hitze. Und wie nach einem Vulkanausbruch. Was Graues. Die ganze Zeit. Hängt es in der Luft.

Am dritten Tag meldete sich Roman. Mit ganz verbundenem Kopf.

- Mich hat auf der Mokotowska eine «Berta» erwischt, im Quartier auf dem sechsten Stock. Der Rest war runter in den Bunker gerannt. Wir waren zu zweit dageblieben. Mich hat die Tür getroffen. Und die Ziegel auf der Tür. Ein Stück von der Wand.

Von mir war nichts mehr zu sehen. Ich hatte ein paar Ritzen zum Luftholen. Ich höre Leute. Sie kommen. Ich rufe. Sie haben mich gehört. Rennen herbei. Graben. Und sie haben mich ausgegraben.

Den Brunnen hatte es erwischt. Nebenan. Und man machte sich daran, woanders Wasser zu suchen. Wir liefen deshalb wohl über die Hoża, von der Krucza hier zur Skorupka (heute die Sadowa), sogar bis fast zur Marszałkowska. Plötzlich Trümmer. Frische. Sie hatten gebombt. Bis in die Keller. Das Kino «Urania» – vor dem Krieg «Mewa». (Hier war 42-43 eine Revue, eine polnische, mit den besten Sängern. 42-43 wimmelte es in Warschau von Revuen.) Als wir rauskamen, führten sie gerade aus diesem «Mewa»-Revue-»Urania» eine Menge Deutsche heraus. Bedeckt mit Restchen von Putz und Mauerwerk, in diesen grünen Mäntelchen. Aufgeknöpft. Etwas zerfetzt. Kriegsgefangene. Zur Abwechslung. Sie hatten unter dem Haus mit dem «Urania»- vormals «Mewa»-Kino gegessen. Es hatte eingeschlagen. Eine Bombe. Oder Bomben. Mit Durchschlägen. Die, die nicht erschlagen worden waren, haben sie ausgegraben. Die, die nicht verwundet waren, führten sie jetzt raus. Einfach an einen anderen Ort. Wir gingen an ihnen vorbei. Überhaupt kamen einem Massen entgegen. Die rannten. Raus aus zerbombten Häusern, oder zum Helfen, oder zum Suchen, oder zum Wasserholen, oder geschäftlich. Eher verwundert. Und die da schauten jetzt auf uns, die Häuser, alles – voll Angst. Weil sie ja vorher auf uns drauf. Aus freiem Willen. Vielleicht nicht alle. Und jetzt vor den eigenen Bomben. Dieses Paradox. Aber ohne Witz.

Ich komme mit zwei Monden durcheinander. Einmal ab dem 26. August an der Miodowa, auf diesem Fries. Das zweite Mal um den 6. September an der Nowogrodzka.

Also ein Abstand von dreizehn Tagen. Das wäre möglich, wenn man das als den Abstand von Viertel zu Viertel betrachtet. Aber auf der Nowogrodzka war doch noch sowas wie Vollmond. Und das war bestimmt der Mond. Und auf der Miodowa konnte eigentlich kein Mond sein. Das kam einem vielleicht nur manchmal so vor. Oder die Erinnerung hat das schon zum Mond gemacht. Und es war bestimmt der Widerschein von den Feuern. Was sollte da der Mond?

Und was war mit der Front? Der sowjetischen – wieman damals sagte. (Die «Sowjets» oder einfach die «Russen», manchmal die «Bolschewiken». Aber im Aufstand seltener «Bolschewiken», denn das hatte bei uns eine etwas belastete Tradition. Und in so einer Situation brauchte man keine Worte, in denen so etwas mitschwang. In dem Sinne «In der Not frisst der Teufel Fliegen».)

Also wohl vom 9. auf den 10. September der erste Luftangriff auf die deutschen Stadtteile. Abwürfe von Leuchtkugeln, die so schwankten und lange, lange alles erleuchteten, dass man eine Nadel auf der Erde hätte finden könnten. Und was am meisten schwankte – mal länger, mal kürzer –, das waren die Schatten der Gräser. Ich erinnere mich an das Krachen. Und die Blitze. Das alles in unserer Nähe. In die Koszykowa, die Szuch-Allee, die Röz-Allee, die Chopinstrasse, die Bagatela. So dass wir vor Freude auf die Strasse hinausgelaufen sind. Später, nach weiteren Nächten, kamen die nächsten. Vom 13. auf den 14. September ertönte zum ersten Mal ein Aufklärungsflugzeug. Sowjetisch. Doppeldecker. Bekannt für seine Vielseitigkeit. Stotternd. Drurrr-rurrr-rurr, drurr-rurr-rurr. Stotterer nannten wir ihn gleich. Er flog ganz leise. Heimlich. Ganz niedrig. Für die Deutschen war er schwer abzuschossen. Sie haben ihn nie abgeschossen. Und er warf ab. Waffen. Lebensmittel.

Ohne Fallschirme. Das klatschte einfach alles runter, weil es nicht hoch war: klatsch – und ein Sack mit Zwieback, oder: klatsch! – und ein Sack mit Waffen.

Es hiess, die Waffen seien kaputt. Ich weiss es nicht. Von den Abwürfen der Alliierten da drüben hiess es wiederum, das meiste davon fliege auf die Seite der Deutschen.

In der nächsten Nacht kommt auch ein Stotterer. Flog und flog, lange. Wie ein Glühwürmchen. Drurr-rurr-rurr- drurr-rurr-rurr... Ein bisschen im Kreis. Kam zurück. Wurde leise. Dann stotterte es wieder, drurr-rurr... Hatte sich wohl geirrt. Nicht getroffen. Wie es aussah. Wie diese Insekten. Die wissen, was sie machen. Für alle Fälle machten die Aufständischen aber ein Feuer an. Und warteten. Für den Stotterer war das Kreisen leichter.

Also kam die Front wirklich? Offensichtlich. Das Radio meldete es. Und die Blättchen. Sie kam. Das heisst, sie kam schon hierhin. Uns entgegen.

Bis es passierte.

Am 15. September.

In der Hitze.

Am Nachmittag. Um vier. Vielleicht. Oder um fünf.

Da fing es an,

Plötzlich.

Alles auf einmal.

Und so ging es dann weiter. Immer gleich.

Man konnte darin die Katjuschas erkennen, die sogenannten «Stalinorgeln». Das hiess ganze Serien, Schwärme – und die knallten vielleicht! Und den Rest. Aber ich beschreibe das, glaube ich, nicht richtig. Denn mit einem Schlag gab es einen Knall. So, als würde der Himmel an die Erde stossen. Oder – und so habe ich es damals wohl empfunden – als würde er ganz in Stücke gerissen (merkwürdig, dass er heute noch dahängt). So ging es weiter. Und weiter. Das. Unverändert.

Ich wusste nicht, dass es solche Knälle geben konnte.

Aber man lernte vieles neu. Naja... Aber.

Das war eins der wichtigsten Ereignisse. Von der östlichen Front. In diesem Krieg. Es schoss einfach so viel auf einmal. Bomben. Andere Artillerie. Feuerwaffen. Und «Katjuschas» (die Entsprechung der «Kühe-Orgeln»). So dass keine Zeit für ein Echo war. Wir rannten alle hinaus. Wo man gerade war. Auf der Stelle. Ganze Massen. Ergossen sich aus den Kellern. Die Leute stellten sich so hoch wie möglich. Auf Bretter. Auf Erdhaufen. Auf Trümmer. Als helfe das etwas beim Sehen. Man sah sowieso nur den Himmel. Aber es kam einem so vor, als sei man auf einem Trümmerbrocken, einem Erdhaufen mit Brettern, Platten näher dran. Und dass man wenigstens mehr hören würde. Oder ob es daran lag. Genau. Es war die Verblüffung – die war gross. Trotz bestimmter Zeichen vorher, am Himmel und vom Himmel zur Erde. Die Deutschen muss es noch mehr verblüfft haben als uns. Trotz allem. Denn wir hatten es gewollt. Wenn auch nur deshalb.

Was sich da tat – in Praga –, konnte man sich schwer vorstellen. Die vertrauten Orte, Strassen, Gärten, in denen sich jetzt vielleicht Dantisches abspielte. Die Front musste ja durch alle Häuser, Gräben, Plätze gehen. (Plötzlich trifft man dann wohl auf eine Leere. Wie es jemandem in Schlesien im Februar 45 passiert ist, aber das nur, weil eine bestimmte Gruppe getrunken hatte und eingeschlafen war.) Und das spielte sich auch ab. Eine der grössten Einkesselungen war – angeblich – ausgerechnet im Skarżyszewski Park. Jedesmal, wenn ich später, schon nach dem Krieg, durch diesen bekannten Park ging, besonders in der Nähe dieses gemauerten Aborts, der von Kugeln, Granaten, Bombensplittern so sehr übel zugerichtet worden war, stellte ich mir vor, dass dieser läppische Ort damals wichtig war, dass sich da Geschichte ab-

gespielt hatte, dass für manchen dieses kleine Aborthäuschen die letzte Fluchtmöglichkeit oder der letzte Anblick im Leben gewesen war. Die zweite Einkesselung war wohl an dem Zugang von Praga auf die Eisenbahnbrücke, die von der Zitadelle aus. Hier hatten sich viele Deutsche zusammengerottet. Zur Verteidigung des Brückenkopfs. Die Russen starteten einen Angriff auf sie. Aus der Luft. Die Deutschen, zur Weichsel hinuntergedrängt, denn die Attacke trieb sie ja vom Land weg, stürzten sich auf die Pontons. Platsch. Ins Wasser. Aber das half nichts. Sie wurden massakriert. Wir – die Beobachter nach Gehör – schauten uns an. Dann Bemerkungen, die wir uns gegenseitig zuschrieten. Ausserdem – daran kann ich mich erinnern – durchlief mich ein Zittern von den Ohren bis zum Magen und zurück. Ich hätte früher nie angenommen, dass ein solcher Knall soviel Freude machen kann.

Der Angriff muss ungeheuer stark gewesen sein. Das spürte man. An der einmaligen Gewalt der Schlacht. Zwei, vielleicht drei Stunden lang. Nicht länger. Denn wir standen die ganze Zeit in höchster Anspannung da. Und plötzlich wurde alles still. Alles war vorbei. Die Sonne schien noch. Und Praga – war erobert. Das war wirklich der erste glückliche Tag. Ohne den Schatten von Niedergeschlagenheit. Der Anfang der Hoffnung. Und – ehrlich gesagt – der Gewissheit. Vom Ende unseres Elends. Der Bomben. Der Deutschen.

Diese Gewissheit wurde nach einigen Tagen schwächer. Ich weiss nicht mehr, ob es damals war oder beim Czerniakówer Brückenkopf, dass sie auch in der Führung Gewissheit hatten. Und in den Blättchen wurde erklärt, wie wir uns beim Einmarsch der sowjetischen Armee verhalten sollten. Na ja, was soll man viel reden. Da war eine Anweisung. Man solle keine Ovationen spenden. Und auch keine Abneigung zeigen. Sondern so was wie Gleichgültigkeit.

Ich kann mich noch an diese beiden Worte in einem bestimmten Blättchen erinnern, ich weiss nicht mehr genau welches, vielleicht irgendein rechtes: «...Schweigen bewahren.» «Einfach Schweigen bewahren.» Das hat uns gewundert. Wir zuckten mit den Schultern. Ein Kontakt war doch hergestellt. Bei uns waren sowjetische Beobachter abgesprungen. In die Stadtteile. Um ihren Leuten Anweisungen zu geben, in welche Richtung die Artillerie zielen sollte. Es gab auch Versuche, sich zu verständigen. Und Bitten um Hilfe. Im Radio hörten wir von Mikołajczyk. Dass er nach Moskau reisen würde. Im Flugzeug. Ich wurde ungeduldig, weil er sich nicht sofort ins Flugzeug setzte. Dass er sich erst anschickte. Dass er sich bestimmt erst lange fertig machen würde. Ach Gott! Welche Naivität! Und wozu das alles, damit dann doch nichts dabei herauskam.

Die Verständigungsversuche hier – an Ort und Stelle – über die Weichsel – waren auch nur Versuche. Das spürte man irgendwie. Und wusste man. Ich habe nicht die Absicht, mich weiter ins Aufwühlen von Dingen zu begeben, die ohnehin schon erklärt sind. Das will ich betonen. Weil sie unabdingbar sind. Das englische Radio hat uns auch nicht selten aufgeregt. Obwohl wir dauernd durch die Windungen der Korridore zu diesen Ritzen ranneten – um zuzuhören. Also erstens – es regte uns auf, weil sie in die Sendungen zu viele Extras einflochten. «Glückwünsche zum jüdischen Neujahr.» – «Mit dem Rauch der Feuer.» Und eine neue Hymne, obwohl es eigentlich eine ganz alte war, aus der Zeit der Barer Konföderation:

*Zu den Waffen,
Jesus und Maria, zu den Waffen...*

Halina und ich dachten damals, sie sei ganz neu, und sie gefiel uns sehr. Zweitens – wir regten uns auf aus Neid darüber, dass je-

ne Front dort vorrückte. Dass in Paris ein Aufstand war. Vier Tage lang. Und schon war Paris frei. Also so, wie wir uns unseren vorgestellt hatten, bevor er anfang. Und dann in Holland – immer mehr Namen befreiter Städte. Arnheim ist mir im Kopf geblieben. Wie ein Nagel.

Am 18. September – mitten am hellichten Tag – kam auf einmal eine ganze Masse amerikanischer Flugzeuge angeflogen. Und der ganze Himmel war voller Geflatter. Von farbigen Fallschirmen. Sie waren wirklich farbig. Und zwar verschieden. Sie sanken lange herab. Gemessen an unserer kurzen Geduld. Es war etwas darangebunden. Wir warteten, was es war. Es stellte sich heraus, dass es ein paar Waffen, Verbandszeug und Bücher waren. Aber das stellte sich nicht sofort heraus. Denn kein einziger Fallschirm kam bei uns runter. An diesem Tag wehte wohl ein leichter Wind. Es kommt mir sogar so vor, dass das Wetter nicht besonders heiss war. Die Fallschirme wurden also irgendwohin abgetrieben. Fast, fast meinten wir schon, dass sie bei uns landeten. Aber nichts da. Und dann meinten wir gar nichts mehr. Denn das meiste davon flog auf die deutsche Seite.

Nach diesem Spass war die Laune verdorben. Denn die Front war wirklich aktiv. Das heisst, sie schossen. Nachts flog der Stotterer. Aber wir wollten einfach erobert werden. Und damit war irgendwie nichts.

Eine wichtige Sache begann. Wenn sie kaum angefangen hatten, uns zu bombardieren, kam es sehr oft vor, dass die drüben sie einfach verjagten. Mit ihren Flugzeugen. Aber die Deutschen waren jetzt hier die Stärkeren. Denn die, die es von Praga auf diese Seite hier verschlagen hatte, wurden jetzt in die Aktionen gegen den Aufstand einbezogen. Die Artillerie begann zu wüten. Der Panzerzug feuerte unentwegt. Von der Ringbahn aus. Aus dem Westen. Ja, und dann die Angriffe auf die Aufständischen. Keiner

wusste, ob sich die Front vor dem Ogröd Saski halten würde. Und in der westlichen Innenstadt. Was mich sowieso wunderte – nach der Hölle an der Chłodna und Wronia – war, dass die Front auf der Seite Ceglana-Lucka sich genau auf der Wronia hielt.

Gleich nach dem Verlust von Praga griffen die Deutschen das an, was nicht ihnen war. Von der Weichsel aus. Sielce fiel. Vom 15. auf den 16. Und am 16. fiel Marymont. Das hat bestimmt in den Blättchen gestanden. Aber ich hatte es vergessen. Und nicht nur ich. Wie hatte dieses Marymont eineinhalb Monate durchgehalten? Ein Häufchen Häuser auf einem sandigen Abhang. Allerdings auf der einen Seite an Żoliborz drangehängt. Bielany war damals separat, viel weiter und klein. Żoliborz um ein mehrfaches kleiner. Es hatte nicht so viele Strassen. Eher Blockbebauung. Also war es schwer, durchzurennen. Wenige Winkel. Die Blocks nicht allzu hoch. Höhere standen nur am Invalidenplatz und am Wilson-Platz (heute Platz der Pariser Kommune) Ein paar enge Strässchen gab es. Aber zugebaut mit Häusern wie bei Winnie-the-Pooh. Wie hat dieses Żoliborz dann durchgehalten? Es hat aber durchgehalten. Ich weiss wenig darüber. Dafür erinnere ich mich daran, wie die ausgebrannte Mickiewicza aussah. Und das gründlich zerbombte Zentrum. Wilson-Platz. Krasińskistrasse. Und die Rückseite. Da, wo das Gelände abfällt. Die Deutschen machten sich unterdessen an das südliche Powiśle. Das ist das frühere obere Czerniaków. Was sich da tat, weiss ich von Teik, der ja schon Wola überlebt hatte. Dann die Altstadt. Und dann das. Überlebt – das ist leicht untertrieben. Denn sie waren es ja, die mit den Dächern runterfielen. Solche wie Teik. Sie verteidigten die Münzerei (im August). Und versuchten, eine Verbindung mit Żoliborz zu schaffen. Durch Muranów. Żoliborz kam zu spät. Die Deutschen hatten es schon bemerkt. Und griffen an. Teik und

seine Kollegen verteidigten sich im Depot. Am Danziger Bahnhof. Ich weiss nicht, wie viele da lebendig herausgekommen sind. Zu irgendeinem Zeitpunkt befand Teik sich im Klosett. Nicht umsonst habe ich das Skarżyszewski-Klosett erwähnt. Ich kenne noch mehr solcher tragischen Abortsituationen. Zygmus M. hat mir erzählt (schon im Sanatorium), wie er 39 als Soldat beim Angriff der Deutschen in einen hölzernen Abort gesprungen ist. Und wie der Abort eine Salve aus einem Karabiner abbekam. Und Zygmus dachte, das sei sein Ende. Ich bin selbst 43 während des sowjetischen Luftangriffs in der Nacht plötzlich in meine sogenannte Hoftoilette an der Chiodna gestürzt. Hinter mir her so ein Kerl. Die sowjetischen Flugzeuge zielten auf die Geleise des ehemaligen «Syberia». Nicht weit von uns. Die Bomben fielen hämmernnd. So als schlug eine auf ein Blech. Und sie fielen etwas daneben. Weil sie von so hoch oben fielen. Irgendwann erbebt plötzlich der Abort. Und wir dachten, unser Haus läge schon am Boden. Eine Bombe hatte das Eckhaus Żelazna und Chiodna getroffen. Aber zurück zu Teik. Er ist also in diesem Depotklosett in Muranów. Mit einem Kollegen. Sofort liegen beide da. Eine Zeitlang bewusstlos. Dann – sehen sie, dass sie sich nicht mehr bewegen können. Denn die Tür und ein Stück von der Mauer waren auf sie gestürzt. Dann wollen sie sich miteinander verständigen. Aber sie hören nichts. Sie graben sich also aus. Rappeln sich auf. Unterdessen zwinkern sie nur einander zu. Aber jetzt ist es Zeit abzuhausen. Sie rein in die Halle. Die Deutschen sind verblüfft. Sie werfen zwei Handgranaten und rennen weg. Teik überschlägt in der Hast: zwei Granaten, aber was dann? Und weiter gerannt. Er hat sich richtig entschieden. Denn er lebt.

Teik war auch auf der Solec. Die Solec, die ferne Seite, verlief merkwürdig. Kopfsteinpflaster. Ich wusste nicht, dass sich die

Strasse so weit hinzog. Damals, als ich klein war, bin ich mal bis dahin gegangen. Und da waren Wohnhäuser, Leute, Frauen. Und es war schönes Wetter, Frühling, und ganz viel Himmel aus Wasser. Wo war das, wo war das nur? Ich weiss es nicht mehr. Ja und diese Menschen. Die hatten hier was, ach, die hatten was. Und diese Truppenlandung auch.

- In der vergangenen Nacht landeten sowjetische (so hiess es wohl damals) Truppen auf dem Czerniakówer Brückenkopf.

Ich war damals am Morgen selbst an den Radioritzen. Bei diesen Nachrichten rannte ich sofort los zu meinen Leuten. Durch die Gänge. Die Windungen. Hüpfend. Welche Freude! Also endlich doch! Dann auf einmal ein Knall vor den Kopf. Schmerzen. Blut. Macht nichts. Beim Hüpfen hatte ich es vergessen. Dass die Durchgänge so niedrig waren. Mit den Kleinschen Balken. Und an sowas – aus Eisen – war ich mit der Stirn geknallt. Bei dieser Dunkelheit da. Später hatte ich etliche Jahre lang eine Schramme an dieser Stelle.

Also die Truppenlandung. Und die von Żoliborz (an der Krasínskistrasse), von der wir wohl nicht viel wussten. Sie gelangen nicht. Immer mehr Leute starben. Der Rest – Rückzug. Ein Teil ging mit ihnen. Wohl von uns. Ein Teil von unseren Leuten, die unten waren, und wohl auch welche von ihnen – schlug sich nach oben durch. Zum oberen Mokotów. Und nach zig Stunden weiterer Hoffnung auf Gewissheit, dazu mit Gerüchten (vielleicht war es Wahrheit):

- Die Russen sind wohl auf der Ksi[^]z^zca!

- Das hiess, nur der Drei-Kreuz-Platz und die Zurawia – wieviel war das? Ein Kilometer? – und dann – wir schon! Aber nein. Später dann nach der Hoffnung – Radio. Ich höre:

- Heute um ... Uhr wurde die Kościuszko-Division... vom Czerniakówer Brückenkopf... zurückgezogen...

In der Altstadt hatte es geheissen, seufzend:

- Der fünfzehnte Tag...

- Der sechzehnte...

- Der zwanzigste Tag des Aufstands...

Und hier, jetzt, nach so vielen Kehrtwendungen gab es nichts mehr zu zählen.

- Der vierzigste – der vierzigste.

- Der zweiundfünfzigste – der zweiundfünfzigste...

Wir fingen an, das als das einzig Wirkliche zu behandeln – und zu empfinden – das war, das ist. Und das sein wird. Man machte Witze:

- Und dann? Wenn der Winter kommt?

- Genau! Und Weihnachten?

- Na und? Dann werden wir auch hier sitzen...

- Vielleicht mit einem Tannenbäumchen... irgendwo werden wir das schon herkriegeln.

Alles was mit Kälte zu tun hatte, war uns fremd. Fern. In diesem Jahr. Ganz besonders.

Zum Wasserholen ging man auf die Chopinstrasse. Zuerst wohl. In der Zeit der nächtlichen Fliegerangriffe der Sowjets. Hinter diese Barrikade. Da wo diese grauen Tüten waren. Und dann bücken. In der Nacht waren sie auch grau. Ein Stück noch geradeaus. Und gleich links. Nachts war es am ungefährlichsten.

Dann auf die Wilcza. Ich weiss nicht mehr, ob direkt zu diesem Haus gleich hinter der Ecke der Mokotowska, auf der rechten Seite. Denn einmal ging es durch die Krucza und die Wilcza. Dann wieder durch die Mokotowska. Jedenfalls irgendwo da. An viele Male kann ich mich erinnern – tagsüber. Aber es gab auch abends Gänge. Und in der Dämmerung. Denn wir lernten die Parolen. Und die Kennworte (das Kennwort war wichtiger). Und

nicht selten haben wir geantwortet. Hinter uns kamen viele Leute. Und viele kamen uns entgegen. Zivilisten. Und Aufständische. Und die dazwischen. Mit Eimern und ohne Eimer. Die Abende waren warm. Ich erinnere mich an die trockene Erde unter den Füßen. Und den Sand. An den Barrikaden. Den Panzerabwehrgräben. An den Löchern. Den Trümmern. Und diese Schatten im Dämmer. Hastend.

Ich erinnere mich noch an die Wilcza, einmal, tagsüber. Auf diesem Stück von der Krucza zur Mokotowska. Die Sonne schien. Grosse Häuser. Hohe Barrikaden. Der Geruch von Trottoirplatten. Von den Barrikaden. Ganz enge Durchgänge. Einer von den Aufständischen auf Wache. Und, wie üblich, die Menge. Das ist mir in Erinnerung geblieben, denn ich fing damals gleich an, mich zu wundern. Dass da Leute sind. Herumgehen. Sogar Reste der Strassen sind da. Es ist immer noch Sommer. Himmblauer Himmel. Eine ruhige Stunde. Deshalb dieser äussere Schein. Und diese Wahrheit. Die traurige. Plötzlich tat mir alles so leid. Weil es normal sein könnte. Ich weiss nicht, ob ich an ganz Warschau dachte. Bestimmt nicht. Es reichte, dass auf diesem Stückchen Wilcza noch etwas stand, etwas lebte. Warm war. Man konnte also anfangen, auf diesem Stückchen normal zu leben.

Ein anderes Mal gingen Halina und ich los. Mit Zocha oder mit meinem Vater. Auf die Wilcza. Schon zu der Adresse, die dann länger die gleiche bleiben sollte. Nachmittags, gegen Abend. Nach der Hitze. Trocken. Staub. Dass es knirscht zwischen den Zähnen. Splitter, Erde, Hinderliches unter den Füßen. Frisch nach einem Bombenangriff. Genau hier. Von Weitem fehlte schon das drei- oder vierstöckige Wohnhaus an der Ecke. Nein. Nicht von weitem. Das war, als wir zurückgingen. Aber es war, als wüsste man es schon. Denn wir gingen die Wilcza entlang.

Und die Ecke Wilcza und Mokotowska war zerbombt worden. Völlig zerborsten. Ja, richtig zerborsten. Trocken. Knisternd. Zu Brettern, Latten, Mauerwerk, Ziegeln. Die Überbleibsel, zerfetzt, standen, hingen. Das Haus bröckelte ab auf die Strassen. Auf beide. Auf die Kreuzung. Und zerbröckelte. Bröckelte alles zu. Denn es war immer noch was und immer noch was da. Je weiter weg desto spärlicher. Hier ein Brett, da ein Ziegel. Und alles trocken!

Auf dem Rückweg, als wir das Wasser hatten, nahmen wir ein paar Bretter zum Verbrennen mit. Alle machten das. Warum auch nicht? In der Altstadt genauso. Den ganzen Aufstand hindurch. Überall. Um was zum Brennen zu haben. Keine Ahnung, ob welche umgekommen sind. Wir sahen keine Bündel. Keine Laken. Gräber muss es allerdings damals schon sehr viele gegeben haben. Auf den Grünstreifen, den Grasflächen. Da, wo Kartoffeln ausgemacht waren. Auf Höfen. Und Trottoirs. In unserem Bunker an der Wilcza, in der Nähe des Radiosenders war eine bestimmte alte Frau eines sogenannten natürlichen Todes gestorben. Und dann war ihre Beerdigung. Auf dem Hof.

Die Mutter von der Mutter von Janek Markiewicz starb damals auch eines natürlichen Todes. In diesem Stadtteil, nur ein Stückchen weiter südlich. Oder auf der Mokotowska. Oder der Shizewska. Ich weiss, dass sie zu zweit Bretter für den Sarg suchen mussten. Sie rannten herum. Das hat mir Janek erzählt, und seine Mutter. Bis sie welche gefunden hatten. Sie beerdigten sie am Rand des Mokotówer Feldes. An der Polna. Hinterher war es schwer zu finden. Sie hatten schon Leute zum Exhumieren mitgebracht. Sie fragten:

- Wo sollen wir graben?

Da kniete Janeks Mutter sich in den Schlamm, denn da war Schlamm, und legte das Ohr an die Erde. Und da hörte sie was,

das sich genau wie die Stimme ihrer Mutter anhörte, mit diesem weichen «ch»:

- Hab cheine Angst, Chind, ich mach dir cheinen Chummer...

Nicht genug damit, dass ihr Mann in die Szuch-Allee gekommen war. Dass er wohl am 4. August abgeknallt worden war. Nach alldem haben die Deutschen Janeks Mutter mit noch einigen anderen auf einen Panzer gesetzt und sind damit über die Ujazdowskie-Allee zum Drei-Kreuz-Platz gefahren. Sie benutzten sie als lebenden Schutz für ihren Angriff. Janeks Mutter sitzt auf dem Panzer. Und denkt:

«Schön und gut, aber was dann?»

Sie kommen immer näher.

«Noch einen Augenblick... na gut, aber dann...»

Die Aufständischen schiessen aber nicht... Denn sie schossen nicht in solchen Fällen. Hier trat eine unerwartete Wende ein. Irgendwas trifft den Panzer. Sie springen ab. Die Deutschen sind verschwunden (entweder mit Fersengeld oder in Gefangenschaft). Ja und sie – waren bei den ihren. Unseren. Da hat Janeks Mutter ihn wohl erst wiedergesehen. Und sie waren bis zum Schluss zusammen. Er war damals noch jung. Fast noch im Pfadfinderalter.

Zurück zum Wasser. Diesen Gängen. Später gingen meistens Halina und ich zu zweit. Wir lernten das Kennwort. Nahmen die Eimer. Vorwiegend in der Dämmerung. Und auf geht's. Mit der Menge. Auf die Wilcza. Oder ein Stück weiter. Wo – das werde ich gleich schreiben. Denn ich weiss, dass man von der Wilcza auf die Mokotowska aus dem Tor nach links abbog. Aber war hier irgendwo ein zweites Tor? Denn in irgendeinem (wohl dem zweiten) Tor sass man in der allnächtlichen Reihe. Einer langen. Man stellte die Eimer mit dem Boden nach oben. Setzte sich darauf. Und schwatzte weiter. Zwei Stunden. Drei. Ganz egal. Man

betrachtete das sowieso als einen Spaziergang mit Diskussion und zum Vergnügen. Ohne Ungeduld. Die Reihe rückte ein bisschen vor? Die Eimer knirschten auf? Dann zogen wir unsere auch weiter. Und wieder runter auf den Eimer und reden.

Einmal sagte Halina, wir sollten etwas weiter gehen. Sie sagte wohl sogar, bis hinter die Ujazdowskie-Allee. Es war schon ordentlich dunkel. Also gehen wir. Durch die Höfe. Einen. Den zweiten. Ich schaue hinaus. Wo ist denn die Ujazdowskie-Allee? Der Hof auf dem wir sind, ist so gross nun auch wieder nicht. Mit Mäuerchen oder so etwas. Schwarze Wände.

- Das ist die Allee – sagt Halina.
- Wie – das? das? – frage ich.
- Ja klar, das hier.
- Dann ist das kein Hof?
- Die Ujazdowskie-Allee.
- Wie das denn? – wir sehen es uns genauer an.
- Ja, die Ujazdowskie-Allee.

Das Anschauen half nichts. Das waren bestimmt Barrikaden. Diese Mäuerchen. Also ein abgeschlossener Raum. Und armselig – aber wie! Und mit diesen schwarzen Wänden, Fassaden. Genauso war es auch an den anderen Hauptstrassen. Die Marszałkowska ebenfalls. Wir gingen weiter. Auf die andere Seite der Ujazdowskie-Allee. Hinter die Ujazdowskie-Allee – ich weiss nicht, ob wir nur damals da waren. Dieses eine Mal. Aber die Verblüffung darüber, was das war, die werde ich bis an mein Lebensende behalten. Dass man die Ujazdowskie-Allee für ein elendes schwarzes Höfchen halten konnte!

Der Herd fiel uns immer weiter auseinander. Und das Haus Nummer 21. Und das Haus von Frau Trafna. Und die Mäuerchen. Und die Höfe mit den Granaten. Es gab Zeiten, da haben wir wohl nicht im Parterre gekocht. Da sass man im Bunker. Da fing es

wohl schon an, dass es mit dem Essen schlecht war. Allgemein. Von dem Würfelzucker waren noch Restchen da. Und dann damals. Einmal. Als Zocha aus dem Keller ging. Da stürzte ich mich auf ihre Flaschen. Und hielt sie mir an die Kehle. Eine. Wie mit Saft. Süß. Und dann plötzlich der Schrecken! Etwas (ungewöhnlich!) anderes. Widerlich! Ich schluckte es runter. Denn ich konnte nicht mehr anders. Und dann überlegte ich.

– Öl! – die plötzliche Erleuchtung. Öl mag ich doch gern. Aber ja. Wenn ich nur gewusst hätte, dass das Öl war, wäre es nicht widerlich gewesen.

Einmal kam es vor, dass wir im Keller ziemlich viel von unserem Wasser hatten. Sogar im Kessel. Stacha schüttete was um. Swen kam rein. Mit einer Flasche.

- Kann ich was nehmen? – fragte er wie nach etwas Selbstverständlichem.

- Neeein... oh neein... – auf einmal war etwas in Stacha gefahren.

- Ach, Entschuldigung – Swen wich zurück.

- Oh nein, gehen Sie selbst und holen Sie sich Ihr Wasser, so wie das alle können.

Swen hat das bis heute behalten. Vielleicht hat er auch recht. Denn in diesen schlimmen Zeiten hat mir Roman einmal ein kleines, aber echtes Stück Brot mitgebracht. Aus Roggen.

- Da – Er legte es mir hin. Es war meins. Ich war so erstaunt. Und gerührt. Ich hab es ihm über so viele Jahre nicht vergessen. Und deshalb hat er nach dem Krieg bei mir gewohnt. Wohl wegen diesem Stück Brot. Also kann man sich über Swen nicht wundern. Obwohl Stacha überhaupt nicht böse war. Aber sie hatte da so einen Anfall...

Ja genau – die Sache mit den Anfällen. Zurück zum Herd. Dem aus Lehm. Einmal sitzen wir da auf einem Haufen. Zeit zum Kochen. Zocha sorgt dafür. Bereitet was vor. Wegen irgendetwas ist

sie böse. Auf den Vater. Oder auf mich. Zu mir war sie eigentlich (auch nach dem Krieg) nett. Sogar grossartig. Aber auf einmal ist sie böse. Und sagt was. Über meine Mutter. Die doch – wie ich später erfuhr – eine Barrikade auseinandergenommen hat und mit Stefa und Tante Józia zwischen diesen Leichenhaufen hindurchgejagt worden ist. Weiter dann die Pruszkówstrasse. Stefa verschwand irgendwann. Sie hat sich freigekauft (wie viele Leute). Später Abtransport. Nach Glogów. In Glogów treffen sie Michal. Der sich auf der Leszno von Nanka getrennt hatte. Und ihre Adresse nicht wusste. Erst durch eine Familie aus Skarzysk. Aber gleich nach der Rückkehr wohnte Nanka bei Sabina. Michal kam. Sie wollte nicht mehr mit ihm. Schluss! Nein! Schliesslich gab sie nach. Und was? Um was ging es? Es war wohl so, dass irgendwann – Bomben krachen, die Deutschen marschieren ein, massakrieren – er (ich weiss nicht mehr weshalb) zu ihr gesagt hat, laut, im Keller:

- Soll dich doch, zum Teufel, die erste Bombe erschlagen!

Und Nanka ist sofort raus zu den Deutschen gegangen.

Also zurück zu Zocha. Am Herd. Irgendwas Dummes in Zusammenhang mit Vater. Über Mama... Ja, einfach so dahergesagt.

- Sie hat doch mit deinem Vater gelebt – an Vater gerichtet.

- Wieso das denn? – ich darauf.

- Na wie wohl? Hat sie etwa nicht bei ihrem Schwiegervater auf dem Schoss gesessen?...

Jetzt wieder ich. Unnötig. Ich spuckte und trat in den Herd. Der fiel auseinander. Eine kurze Stille trat ein. Dann baute Zocha den Herd wieder auf. Aufs neue. Keinen hat es aus der Ruhe gebracht. Dass der Herd auseinandergeflogen war. Zum wievielten Mal schon? Sofort wurde geglättet. Dann Unterhaltung. Schon

wieder richtige Unterhaltung. Ich war es wohl, der am längsten ein dummes Gefühl hatte. Mama war Mama. Aber ich weiss, wie das bei Zocha war. Es hatte nichts zu sagen. Ruckzuck redeten wir wieder miteinander. Normal. Und am nächsten Tag war wohl keine Spur mehr davon da. Bis auf mein dummes Gefühl.

Aber ich will noch einen anderen Anfall erwähnen. Vor dem Aufstand. So um 41 schon. Als Vater manchmal in der Leszno 99 übernachtete. (Denn da wohnten wir damals. Bei Nanka und Michal.) Zurück am Ort meiner Geburt. Es schneite. Früh am Morgen war es. Zocha kam. Meine Mutter war nicht da. Denn Zocha hatte das ausgespäht. Vater lag im Bett. Das wusste Zocha nicht. Im Wohnzimmer. Ich sass da in der Küche.

Klopf-klopf! Nanka macht auf.

- Entschuldigung, ist Zenek vielleicht hier?... – fragt Zocha.

Ich mache schnell die Tür zum Wohnzimmer zu. Bevor Zocha es sehen konnte. Und ich bleibe im Wohnzimmer. Ich sehe, Vater ist erschrocken. Er kommt ins Schwitzen. Nanka sagt was. «Nein!» Der Vater deckt sich zu. «Er ist nicht da.» Zocha fragt noch was. Normal. Nanka sagt noch was. Normal. Und sie dachte wohl selber noch gar nicht daran. An das, was sie dann tat. Denn jetzt ändert sich ihre Stimme:

- Und überhaupt? Was wollen Sie hier? Mit welchem Recht? – und sie packt nach dem Schrubber. Mit Stock. Zocha hinter die Tür. Nanka hinter ihr her. – Scher dich weg!

Und dann hört man: klatsch! Danach haben sie sich gewundert. Die Nachbarinnen. Denn sie hörten es aus dem Flur. Frau Bachman. Mit den dicken Lippen. Und der Mähne. Die – von mir – «Alter Sigismund» genannt wurde. Sie sagte:

- Aber Nanka! Sieh sich das mal einer an... Nanka?...

Nanka galt, und gilt, als der Gipfel der Sanftmut. Denn so ist sie. Nanka ist ein Engel. Aber auch in einen Engel fährt manchmal was.

Aber das Schicksal schlägt auch seine Haken.

1945. Zocha kam aus Österreich zurück. Durch die Tschechoslowakei. Zu Fuss. Mit einem Karren. Und schreibt dabei Tagebuch. Vorerst zog sie bei uns ein. An der Poznańska. Ich brachte ihr jeden Tag Holz. Bretter von den Häusern. Sie kochte. Wie im Aufstand. Und es war gut.

Also, das erste Fronleichnam. Ich schlafe. Früher Morgen. Ich höre im Halbschlaf. Etwas. Jemanden. Ich wache auf.

- Nanka?! – ich sprang hinaus. Um sie zu begrüßen.

Zocha bereitet unterdessen das Frühstück vor.

- Bitte, bitte sehr, essen Sie doch was – bietet sie Nanka an.

Und sie hatten sich doch nicht mehr gesehen. Seit dem Schrubber.

Also Glogów. Das aus der Geschichte. Von Krzywousty. Da war Mama. Michal. An den Wällen. Nanka ging jeden Tag dreissig Kilometer zu Fuss – jeweils fünfzehn hin und zurück. Zur Arbeit. Von der Arbeit. In Holzschuhen. Durch den Schnee. Über die Berge. Und kam ganz munter zurück. Obwohl sie früher immer zum Kino «Komet» an der Chłodna ging und ging, bis sie dann sagte:

- Ach, mir drücken die Schuhe! – und nicht weiter ging-

War also der Krieg dafür nötig? Und der Aufstand? Der Aufruhr des Volks? Für diese Hinundherschubber, diesen Grossmut? Ich weiss es nicht. Sie wissen es auch nicht. Mama war schliesslich auch vorher, lange, lange schon in bestimmten Abständen gegangen, um sich nach dem Vater zu erkundigen. Einmal kam er bei Zocha aus dem Flur.

Und sagte, er käme nicht von ihr. Danach hat er noch Streit mit Zocha gehabt. Darüber, dass Mama dagewesen war. Nach dem Krieg, als Mama bereits Frau Piekuta war, und übrigens auch früher schon, da hat Zocha zu mir gesagt – einmal, zweimal, dreimal:

- Deine Mutter, das ist eine heilige Frau...

Und Sabina hat zu mir gesagt:

- Na und? Die Mutter müsste ihr jetzt einen Schnaps spendieren.

Und sie beide, Mama und Sabina sagten:

- Jetzt muss er sie aber heiraten. Nach siebzehn Jahren!

Er kam nach Warschau zurück, denn 1945 war er mit Zocha nach Danzig gegangen. Er hat Wala geheiratet. Nanka und Sabina sind auf die Hochzeit gegangen. Später nie wieder. Und das sind seine Schwestern. Sie fahren zu Mama. Und Mama zu ihnen. Vor nicht allzu langer Zeit hat Zocha geheiratet. Was war sie zufrieden! Der Vater und sie haben sich getroffen. Und sich Glück gewünscht.

Aber zurück zu unserem Verlauf. Nach dem 20. September. Als es mit dem Waschen schlechter war. Denn zum Wasserholen musste man weit. Der Bart wuchs. Und wuchs. Und überhaupt die Zotteln. Als ich dann überraschend von einem Friseur hörte, der Kunden nahm und zwar hier, an der Wilcza, auf unserer Seite, drei oder fünf Häuser weiter, begann ich von einem Haarschnitt, einer Rasur zu träumen.

- Wieviel nimmt er?

- Hundert Złoty.

Ich wunderte mich, dass für ihn diese hundert Złoty was wert waren. Es war ja schon vorher so wenig wert gewesen. Dass er überhaupt Geld nahm. Beziehungsweise, dass er Kunden nahm.

Swen sass da mit Bart. Einem roten.

- Also weisst du. In so einem Moment...

Der Moment dauerte schon fünfzig Tage. Weshalb sollte ich nicht gehen? Ich bekam hundert Złoty vom Vater. Sie hatten viel Geld. Vater, Zocha, Halina. Und ich schlich los. Über die Höfe. Vielleicht auch die Strasse. In Richtung Marszałkowska. Diese grossen Jugendstile der Wilcza entlang. Sie schossen. Natürlich. In Massen. Die Artillerie. Ich ging in einen Hof. Und entweder vom Hof oder der Toreinfahrt oder von hinten kam ich zu dem Friseur. Er hatte offen. Die Tür war angelehnt. Er hatte wohl gerade jemanden zu Ende bearbeitet. Denn es kam jemand heraus. Er bat mich hinein. Auf einen Sessel. Ein Sessel stand da. Ich setzte mich. Vor den Spiegel. Denn der war auch da. Das Wasser war kalt. Und es war nur wenig da. Aber etwas. Und ein Kamm. Und eine Schere. Und ein Rasierer. Und einen Umhang legte er mir wohl um. Und Seife war da. Bloss kam einem alles so unecht vor. Das ganze Ladenlokal war dunkel. Denn die Front zur Strasse hin war sorgfältig mit Brettern abgedeckt. Aber in den Brettern waren Ritzen. Und es war so halbdunkel. Das ganze Lokal war verstaubt. Strassenstaub. Die Gegenstände müssen auch ganz verstaubt gewesen sein. Der Stuhl. Der Friseur. Ganz zu schweigen von meinem Kopf. Ich erinnere mich an das Sitzen. Die Passivität. Die traditionelle. Die man eben beim Rasieren, Haareschneiden hat. An dieses Halbdunkel. An mein schemenhaftes Selbstbild im Spiegel. Oder eher so eine Halbansicht der ganzen Szene. An den Fussboden. Ja. Die Haare flogen. Viel. An den Brettern rumpelte es, denn ab und zu krachte irgendwo was. Die Artillerie. Der Friseursalon war gross. Das Echo hallte wider. Die Strasse – ein Tunnel. Da also auch. Die mit ihrem, der mit seinem dazu. Der Friseur sagt nichts. Ich nichts. Als wäre nichts. Ich zahlte.

- Danke.

- Danke.

Ich rannte zu meiner Bunkerfamilie. Erneuert. Ohne Bart. Ohne Zotteln am Hals, auf den Ohren. Weder vorher noch nachher ist jemals ein Friseur so voller Anmut und Zeremonie gewesen. Obwohl. Am 10. September, dem zehnten Tag des Krieges, dem fünften Tag meiner «Landpartie» in Równo sass ich zum ersten Mal zum Rasieren bei einem Friseur. Der Friseur hatte aber noch den Vorkriegsschwung. Das war eine Schur.

Läuse. Es musste ja losgehen. Es hatte schon zu lang gedauert. Um frei davon zu bleiben. So. Ohne Wasser. Diese Zotteln. Der Keller. Klar. Aber wer? Wem? Zuerst ging es bei denen so halb verschämt damit zu. Von Keller zu Keller. Strasse zu Strasse. Ich übertreibe. Vielleicht in den Familien. Es kommt aufs gleiche raus. Nach ein, zwei Tagen war es klar. Offen. Keiner schämte sich vor dem anderen. Und man gab sich Ratschläge. Wie man suchen sollte. Alle suchten.

Ich weiss nicht mehr, wer in unserer Familie der erste war. Wohl allgemein. Die Zurawiastrasse hatte schon Läuse gemeldet. Swen kam. Sagte, dass er sie auch hatte. Denn alle hatten sie. Sie liefen herum. Sogar. Die Läuse. Es fing an. Pech. Aus dem Ärmel – das kam vor – kriecht auch eine raus. Ein bisschen fummelt man so hin und her. Wäscht was ab. Sucht was ab. Schüttelt aus. Und sitzt weiter da. Klar. Andere kriechen rüber.

Wir fingen an, sie an uns zu spüren. Sofort. Als brenne was. Die ganze Wilcza 21. Schnell! Suchen! Halina und ich in die Küche. Denn die Woj.s hatten wohl schon was gefunden. Und getötet. In dieser Küche von Frau Rybkowska. Diese Küche war separat. Von wo ging man rein? Ich weiss nicht. Vom Flur? Vielleicht. Wir von Tür zu Tür in die Küche. Halina und ich reissen es uns schnell runter, das Zeug. Halina packt ihrs. Sucht.

- Nichts.

Packt meins. Ich warte halbnackt.

- Nichts.

Oder vielleicht ich zuerst. Mein eigenes. Und sie dann nach mir. Meins. Und nichts. Und ein Feuer haben wir angemacht, zu diesem Anlass.

- Ach, das ist doch unmöglich – sagt Halina.

Zocha schickt sich auch schon an zu suchen. Und Papa. Zocha sagt auch, dass es unmöglich ist. Halina packt ihres. Meins. Planlos hin und her.

- Gib!

Sie sieht nach.

- Man muss gut in den Nähten nachsehen. Da ist eine! Bitte schön! – Und schnipp. Aufs Blech.

- Da, noch eine! – Schnipp.

- Vier! Und du?

- Vier.

Oder vielleicht jeder acht? Hinterher waren es sowieso mehr. Und lange. Das Suchen wurde Mode. Man bekam Geschick. Für die Stunden. Die Stellen. Ich hab es beschrieben – den Anfang.

Unterdessen – ich hab es schon angedeutet – plagte der Hunger. An der Ecke Wilcza und Krucza tauschte einer mit einem anderen eine Tomate gegen Streichhölzer. Dann brachte einer Brot an diese Ecke. Vielleicht Trockenbrot. Wieder ein anderer Zigaretten. Und wohl auch Gold. Und so fing der Markt an.

Wir hörten, dass die Mühle auf der Prosta in unseren Händen sein sollte. Noch mit Vorräten von Weizen, Roggen, Gerste. Dass Expeditionen dahin organisiert werden. Solche Karawanen. Wer will. Fünfzehn Kilo – für die Armee. Der Rest – soviel man tragen konnte – für einen selbst. Die Leute gingen wohl. Bald sahen wir selbst welche mit Säcken unter dem Arm. Zu dieser Mühle. Es

war weit. Das stimmt. Das hat mich gewundert. Weil es hinter der Żelazna war. So weit. Und dass das uns sein sollte. Und es war weit. Und dieses Theater unterwegs. Gefährlich. Artillerie. Von der Eisenbahn. Von der «Syberia». Von jenseits der Towarowa. Vom Panzerzug. Das hat uns nicht geschreckt. Wir dachten, man müsste ja wohl. Und zwar bald. Morgen. Es wurde gerade eine Expedition für morgen organisiert. Der Sammelpunkt war auf der Hoża.

Ich weiss nicht mehr, wie viele wir waren. In unserer Gruppe. Denn dauernd gingen Gruppen. Zu 20 Personen. Oder vielleicht 30? 40? Wir gingen – der Vater, Swen und ich. Der Rest – lauter Unbekannte oder Halbbekannte. Es waren wohl auch Frauen da. An eine kann ich mich bestimmt erinnern. Mit einem Sack unter dem Arm. Jeder hatte einen Sack. Einen eigenen. Säcke waren nicht schwer zu bekommen. Wir hatten einen Anführer. Das Einfüllen musste ganz schnell gehen. Und das Tempo der ganzen Unternehmung auch. Denn an Warterei kann ich mich nicht erinnern. Und den Aufständischen, also den Organisatoren dieser Unternehmungen, war an einem grossen Ertrag der Getreidegruppen gelegen. Jede Person bedeutete 15 Kilo für die Armee. Ob sie die Mühle halten würden, war nicht ganz sicher.

Unsere Gruppe ging wohl gleich mehr oder weniger in einer Reihe. So zu gehen war damals in Mode. Anders liess es sich übrigens auch gar nicht gehen. Durch die Keller, Löcher und Verliese an der Krucza. Danach unter der Allee her.

Wir waren also zum ersten Mal seit der Flucht im Mondschein «jenseits der Allee». Was uns noch tiefer beeindruckte, war, dass wir bis hinter die Marszałkowska gehen sollten. Überhaupt zum ersten Mal. Swen und ich. Und wohl auch einige andere. Ich weiss nicht mehr woher – genau – man zur Marszałkowska ge-

langte. Im Daherhasten fing eine richtige Debatte an. Wo es entlang ging. Nach der Überquerung der Marszałkowska. Erst hiess es über die Złota. Aber es wurde gemunkelt – hier schon –, dass die Złota nicht geeignet war. Also über die Sienna.

Wir bogen also irgendwo auf der Rückseite der Sienkiewicza ab. Und hier dann über die Marszałkowska. Das heisst, zuerst kamen die Keller. Und darin wurde gesungen:

*Unter deinen Schutz...
Heilige Mutter – Gottes...*

Dann Lauern. Und rutsch! durch diese schwarze Kuhle. Geduckt an der Barrikade lang. Nicht viel hab ich gesehen. Die Marszałkowska war – offenbar – unter Beschuss von den Türmen der Erlöserkirche. Schwarze Wände. Unterseiten der Strassenbahnen. Und ich hörte – im Vorbeirennen – wie einer auf unserer Seite (unserer Chmielna) die Warszawianka auf dem Klavier klimperte. Und dann sofort ab in den Keller auf der anderen Seite. Hier sangen sie:

Doch von allen bösen...

Wir rein in den nächsten Keller:

*Oh Ju-u-ungfrau
oh Jungfrau
oh Jungfrau u-unser.*

Ich erinnere mich noch bestimmt an drei verschiedene Stellen aus diesem gleichen Wechselgesang in drei Kellern hintereinander. Offenbar war irgendwas nicht so ganz in Ordnung, wenn so gesungen wurde. Das heisst – sie schossen. Sie schossen aus diesem Panzerding. Vater, denn ich greife hier dreimal auf die Erinnerung meines Vaters zurück, behauptet, dass alle sieben Minuten ein Geschoss flog.

- Alle sieben?

- Na, weisst du denn nicht mehr, wie wir auf die Uhr gesehen haben und uns beeilt haben, um es bloss vor dem nächsten zu schaffen...

- Und das... ja...

Aber mir schien, dass auch noch anderes knallte. Dazu. Oder vielleicht nur das? In jedem Fall etwas, das eine Gefahr war. Für uns, die da rannten.

Der Knall kam wohl bei der Einmündung gleich hinter der Marszałkowska. Vielleicht in diesen Kellern. Danach sind wir rausgerannt. Nach oben. Da fing die Sienna an. Aber – wie sie und die ganze Gegend bloss aussahen! Sie selbst, die Seiten, die Hinterfronten. Und warum rannte man überhaupt über die Strasse? Einfach deshalb, weil alles andere verschüttet war. Zusammen mit den Durchgängen. Zerbombt. Und es türmte sich so etwa zwei Stockwerke hoch! Soweit das Auge reichte. Und zwar links und rechts. Irgendwo stak etwas raus. Aber das verband man nicht mit Leben. Man nahm nicht an, dass unter so etwas Leute sitzen konnten. Aber sie sassen da. Die, die überlebt hatten. Denn ich dachte daran, bei Staszek vorbeizugehen. Wenigstens mich zu erkundigen. Er wohnte nämlich in dieser linken «Tatra». Aber erstens, unsere Gruppe rannte. Und zweitens, ich war sicher, dass er nicht da war. Wie das? Fast sicher. Unsere Altstadterfahrung raunte uns irgendwo tief im Innern zu, dass es möglich war, dass sie da sassen. Aber beim Hinsehen gewann die Vernunft die Oberhand. Und man rannte weiter. Über den Kamm dieser Gebirgskette aus Trümmern. Wohl sogar über einen Pfad. Einen roten. Aus Ziegeln. Mit einer grauen Staubschicht. Vater erinnert sich noch, wie ich im Lauf an etwas hängenblieb und mir den Schuh zerrissen habe.

- Ja und dann?

- Na, nichts, du bist irgendwie weitergerannt.

Ich erinnere mich daran nicht mehr.

Nur dieses Laufen. Um es zu schaffen. Zurufe. Und immer grössere Angst. Irgendwann schlug es rein. In uns. Aber nicht in uns drei. In die Nachhut der Gruppe. Es entstand Durcheinander. Wir mit einem Satz an die Mauer. Rechts. Denn irgendeine Mauer war da. Und wir bogen irgendwohinein ab. Wohl in eine Strasse, in die Komitetowa. Ich weiss nicht, ob das Sinn hatte. Hier hinter der Mauer wurde einen Moment gewartet. Vielleicht deshalb, wegen der Nachhut. Und man musste helfen. Die, die näher dran waren, halfen. Gleich rannten wir weiter. Mitten über die Sienna. Oder vielleicht schon die Aliska? Aber die Śliska war genauso schrecklich. Und auch nichts als Berge. Es kam also aufselbe raus. Bloss so schnell wie möglich!

Unter der Twarda her war ein unterirdischer Gang. Ganz eng. So breit wie eine Person. Mit Rohren drin. So, dass man sich durchschieben musste. Was weiter war – daran erinnere ich mich nicht. Aber auch Berge. Laufen. Und noch ein solcher Gang unter der Żelazna her. Wir rannten wohl die Pańska lang. Denn da – da waren diese Gänge. Hinter der Żelazna kann ich mich an nichts mehr erinnern. Die Mühle war in der Nähe. Auf der rechten Seite. Aber erst ging's in einen Hof rein. Und erst von diesem Hof aus über eine riesige Leiter. Über die Mauer. Wirklich hoch. Und da ging es über eine zweite Leiter runter.

- Schnell! Schnell! – drängten sie uns.

Hinunter ging es geradewegs in die Mühle, das heisst in ein Gewimmel von Menschen auf dem Hof. Und zur Rampe. Diese Rampe war das Ziel. Denn hier standen die Säcke mit Getreide. Hundertkilosäcke. Vielleicht gab es eine Schlange. Oder vielleicht doch nicht. Wohl direkt mit einem Satz auf die Rampe. Die Säcke aufreissen. Und laden.

Das heisst, reinschütten in die eigenen. Gegenseitiges Helfen. Diese Rampe war hoch und lang, und mir kam es vor, als sei ich an der Towarowa an einem Abzweiggleis. Ich wusste, dass es nicht so war. Aber manchmal vergass ich es wohl beinahe. Und wunderte mich, dass es nicht die Towarowa war. Ich nahm die Säcke. Oder fasste sie von unten. Denn ich war wohl unterhalb der Rampe. Und der Vater und Swen gingen rein. Und schütteten sich den Sack voll. Zum Schütten gab es grosse Schaufeln. Swen und Vater haben sich beim Schütten ein bisschen gezankt. Ganz schnell. Und nur einen Augenblick lang. Unklar worüber. Alle zankten sich hier. Unklar worüber. Und schütteten. Wahrscheinlich darüber, dass es schneller gehen sollte. Denn sie drängten:

- Genug! Genug!

Aber jeder wollte so viel wie möglich. Und hier wurde geschossen. Und dazu tauchten noch deutsche Bomber auf. Und fingen die Jagd auf uns an. Es gab ein Durcheinander. Auf einmal sowjetische Jagdbomber. Die jene da vertrieben. Wir waren gerettet.

Die Säcke kaum auf dem Rücken gingen wir zu der Mauer mit der Leiter. Ich hatte nur 30 oder 35 Kilo genommen. Swen hatte mehr genommen. Und der Vater am meisten. Sie hatten sich in ihren guten Absichten selbst übertroffen. Swen hatte Angst vor Hunger. Es gab ja ansonsten kaum noch was zu essen. Und der Vater dachte, es sei ja auch noch für andere. Beide waren auch bereit zu teilen. Für Swen war es eine Selbstverständlichkeit. Der Vater wiederum hatte einen Familieninstinkt. Und überhaupt den Instinkt, Vorräte anzulegen. Dafür trugen sie schwer, schrecklich. Sie kamen kaum mehr die Leiter hoch. Überhaupt waren diese Leitern schrecklich für Lasten. Sie schwankten. Und wie konnte man da mit einer Last das Gleichgewicht halten? Und die anderen drängen weiter.

Weshalb war hier kein Loch in der Mauer? Ich weiss es nicht. Irgendeinen Grund muss es gegeben haben. Ich erinnere mich wieder: Swen hatte 35 Kilo. Der Vater mehr. Ich 30. Ich fiel hier auf als der grösste Egoist. Ich hatte einfach Angst davor, mich mit einem Sack abhetzen zu müssen, der über meine Kräfte ging. Und davor, später nichts mehr zu haben, fürchtete ich mich nicht. Die Gerste – denn da war auch Gerste – hatte wohl vorerst keiner angerührt. Sie stand in den Säcken. Wie etwas Schlechteres.

Die Gänge unter der Żelazna und der Twarda setzten jetzt erst richtig zu. Wir wuchteten diese Säcke zwischen den Rohren durch. Und einer musste dem anderen den Sack hochdrücken, nachdrücken, zurechtklopfen und durchziehen.

Hinter der Twarda gingen wir über Höfe und Löcher von der Pańska durch bis auf die Sienna. Und zwar auf die andere Seite der Sienna. Auf die Höfe dieser zwei oder drei Häuser in dem neuen Vorkriegsstil. Die, die erhalten geblieben sind und noch stehen. Eins von ihnen kannten wir gut, denn da wurden Teiks literarische Abende veranstaltet. Auf dem Hof, dem von Teik, an einem Loch in der Mauer zur Żłota setzten wir uns hin, abgehetzt. Die Sonne schien noch. Es war heiss. Ein paar Frauen brachten einen Eimer mit Kaffee heraus, oder mehrere Eimer und verteilten ihn an alle. Es war rührend gut, friedlich. Sie waren es wohl, die uns sagten, dass man nur über die Żłota zurückkonnte. Dass das nur Gerüchte mit der Żłota waren, dass man da nicht entlang könne. Auf dem Hof, auf diesem und dem an der Żłota war viel ausgeschaufelte Erde, Gräben, Gärtchen, Pflänzchen, Putz. Alles durcheinander. In der Sonne. Und noch mit diesem Kaffee aus den Eimern. Mein Gott! Wie viel Güte hat es damals da in Warschau gegeben! Einfach Güte. So viel!

Weiter ging's dann wohl so halbwegs. Da auf der Żłota. Denn

ich erinnere mich an nichts mehr. Die Überquerung der Marszałkowska war einfach eine Überquerung der Marszałkowska. Es war jetzt etwas anderes – die Rückkehr von etwas Bekanntem. Denn das war wichtig für mich: dieses letzte westliche Viertel der aufständischen Innenstadt kennenzulernen. Denn es hatte sich so ergeben, dass ich ausser dem Zentrum und dem Süden von Powiśle (den Norden schon!) die ganze Innenstadt im Aufstand kennengelernt hatte. Den sogenannten IV. Bezirk. Nach der Überquerung der Marszałkowska, irgendwo auf der Höhe der Złota, gingen wir mit diesen Säcken weiter die Złota entlang. Und entweder auf einem Hof an der Ecke Złota und Zgoda oder auf einem Hof an der Ecke Zgoda und Szpitalna war die Stelle zum Abwiegen des Getreides. Der Hof, oder eher das Höfchen, war dreieckig. Auf drei Seiten vier- oder fünfstöckig bebaut. Also ungefährlich. Man wartete in einer Schlange. Einer langen. Lange. Für diese Waage. Die von zwei oder drei Personen bedient wurde. Und die Geschosse krachten. Es wurde dunkel. Die Geschosse krachten. Die Nachhut schloss sich hinten an. Vielleicht nicht nur unsere. Vielleicht auch noch eine oder mehrere andere Expeditionen. Aus diesem Stadtteil. Denn sie kamen aus allen, die Zugang hatten.

Es war schon völlig dunkel (und warm), und die Geschosse schlugen ein, als immer noch gewogen wurde. Die Schlange wurde kleiner. Wir kamen an die Reihe. Sie wogen bei jedem 15 Kilo ab. Und mit der verminderten, das heisst, der leichten Last rannten wir unter der brennenden Allee her. Vielleicht war es jetzt erst heiss? Von den Feuern hier? Ich weiss, dass bei der Unterquerung eine Veränderung eintrat. Die Krucza wie immer. Vertraut. Swen bog zu sich ab. Wir erreichten mühsam mit unserem Schatz die Wilcza.

Ich nehme an, es war in diesen Getreidetagen, dass die Hoff-

nungslosigkeit wieder einkehrte. Nicht so wie im August. Denn sie deportierten uns ja schon allenthalben zur Arbeit nach Deutschland. Und sogar – die zur Arbeit Untauglichen und die Alleinstehenden mit Kindern – irgendwo ins Generalgouvernement. Hoffnungslosigkeit, was die Front anging. Und das Schicksal des Aufstands. Die Kościuszkos hatten sich zurückgezogen. Die Front war festgefahren. Dafür war die kleine Front, unsere, die Aufstandsfront, ungewiss. Es hiess, sie könnten uns von der Königsweg-Linie wegdrängen. Ich wunderte mich sowieso, dass diese Linie bestehenblieb. Dass sich überhaupt so viel halten liess. Irgendwann einmal ging ich auf die Marszałkowska. Zu Zdzisław S. An der Ecke Emilia-Plater-Strasse. (Und hier ertappe ich mich dabei, dass entweder die Überquerung der Marszałkowska bei der Expedition zur Mühle nicht die erste war, oder dass ich bei Zdziś erst nach der Mühle war, aber dann erst dabei das letzte Viertel der oberen Innenstadt kennengelernt habe. Viertel – das ist eine ungenaue Beschreibung. Sagen wir mal – Teilchen.) Als ich da also hinter der Marszałkowska irgendeine dieser Strassen entlangrannte. Die Hoża. Vielleicht die Wspólna. Da wunderte ich mich, dass man durchrennen konnte. Und danach wunderte ich mich, dass man weitergehen konnte. Oder war das vielleicht nur an der Ecke Poznańska? Ach was, doch nicht! Unser Terrain ging jedenfalls bis zur Emilia Plater. Oder noch ein Füsschenbreit weiter. Denn das war ein Eckhaus. Dieses Quartier. Mit vielen Aufständischen. Ich fand es leicht. Zdziś machte ich auch leicht ausfindig. Er war da. Wir setzten uns auf die Treppe im Parterre. Mitten zwischen all die Uniformierten. Die entweder sassen oder herumliefen. Die Stimmung war heiter vom Wetter. Ausserdem wurde gerade nicht geschossen. Aber abgesehen davon war die Stimmung melancholisch. Oder war ich vielleicht

zweimal da? Dieses Mal, das einzige Mal oder eins von zwei Malen, war damals, als man spürte, dass das Ende des Aufstands nahe war. Wir sassen da. Zdziś eine Stufe höher. Um nicht den Durchgang zu versperren. Wir sagten wenig zueinander. Obwohl es freundschaftlich war. Zdziś gab mir ein Stück Zucker.

- Da.

Ich fing sofort an, es zu lutschen. Von jemandem mit einem Stück Zucker bewirtet zu werden, war damals etwas Bedeutendes. Das war das letzte Mal, dass wir uns sahen. Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder? Wir leben ja beide noch. Aber wir wohnen eben seit dieser Zeit in verschiedenen Ländern.

Bei der Rückkehr über die Złota mit dem Getreide damals kam dem Vater und mir die Idee, bei Sabina vorbeizuschauen. Sabina und Czesław wohnten an der Złota. Hinter der Sosnowa. Also sind wir wohl am nächsten Tag nach der Expedition dahin. Die Złota sah besser aus als diese Siennas, Śliskas, Pańskas. Es standen noch Häuser. Es gab Toreinfahrten. Sabina fanden wir ruckzuck. Im Bunker. Das heisst, im Keller. So einem gewöhnlichen. Mit engen Gängen. Beziehungsweise in einem Kellerchen (für Kartoffeln). Irgendwie war es hier merkwürdig lässig. Und ruhig. Sabina und Czesław hatten eine Tür. Sie wohnten für sich. Hatten sich eine Couch aufgestellt. Und wir sassen bei ihnen wirklich wie auf Besuch. Das Karbidlämpchen brannte. Es war Abend.

Wir mussten zurück. Raus auf die Złota. Die Złota mit eisernen Toren. Einen Augenblick lang erinnerte das an die guten Zeiten, dass es einem schwindlig wurde, dass man auf einmal normale Strasse roch. Es war warm. Und ganz dunkel. Und plötzlich: buuuu-uu!

Wir springen in ein Tor. Ein Geschoss. Das nicht weit weg einschlug. Wir rennen raus. Denn wir müssen weiter. Das näch-

ste. Wieder verstecken wir uns. Allerdings nur in einer Nische. Als könnte das einen schützen. Wenn sie einmal anfangen zu knallen, dann knallten sie richtig. Es war klar, dass sie nicht aufhören würden. Zurück geht auch nicht. Warten geht auch nicht. Wir gehen. Es war ganz kinderleicht. Direkt bis zur Marszałkowska. Aber weiter kann ich mich nicht erinnern.

Was war sonst noch? In diesen Tagen? Der Tauschhandel auf der Krucza zwischen Hoża und Wilcza nahm schnell zu. Von Tag zu Tag. Am dritten Tag war schon ein Märktchen da. Am vierten ein Markt. Am fünften eine Menschenmenge. Die stand. Rundging. (Dieser Abschnitt war bis zum Schluss «gesondert», das heisst sicher.) Fast jeder hatte was in der Hand. Irgendwas. Alles eignete sich für den Tausch, so lange es kein Geld war. Geld war so viel wert wie Dreck. Angeblich fing einer an, gegen Gold zu handeln. Ausser den Verkäufern trieben sich noch viele Als-ob-Käufer herum oder solche wie Swen und ich – Zuschauer.

Ein anderes Vergnügen war das Getreidemahlen. Von Tag zu Tag nahm das Mahlen zu. Wie dieser Markt. Und auch ganz schnell. Denn immer mehr Leute wuchteten sich Mehl heran. Dabei war zwei-drei Tage nach uns nur noch Gerste da. Aber auch darüber freuten sie sich. Und das Mahlen ging los. In allen Bunkern. Von früh bis spät. Auf verschiedenen Mühlen. Kleineren, grösseren. Meistens fing man mit den kleinen an. So wie bei uns. Auf solchen für Kaffee. Schurr-wurr-schurr-wurr... mit der Kurbel.

Aber das kam uns furchtbar langsam vor. Und furchtbar wenig. Und wir hatten viel Weizen. (Wir assen davon. Immer wieder. Teller voll. Mit Saft. Und mit Spelz. Schmeckte sehr gut.) Man bewirtete die damit, die nichts davon hatten. Wir gaben einen Teil den Wi.s, denn die hatten fast nichts zu essen. Von der

Kaffemühle ging man also über zu einer Mühle für ich weiss nicht was, irgendwas Grösseres. Man lieh sie sich. Ich habe das Gefühl, dass diese grössere mehr Anstrengung erforderte, weil sie eine grössere Kurbel und grössere Umdrehungen hatte. Gleich ging Zocha los und bemühte sich bei irgendwelchen Bekannten um eine grosse Mühle. So gross, dass man sie nicht leihen konnte. Das heisst, man konnte sie nicht transportieren. Und man musste mit dem Weizen hin. Zum Mahlen. Wir rannten fast alle hin. Die Mühle sah so ähnlich aus wie eine Mangel. Sie hatte eine riesige Kurbel, die vertikal gedreht wurde. Wir schütten etwas Weizen rein. Und weiter gemahlen. Abwechselnd. Mal Zocha. Mal ich. Mal Halina. Mal der Vater. Wir schauen in die Schublade. Und da liegt so gerade ein winzigbisschen in der Ecke. So ein Mehlichen. Klar: es war vielleicht feiner gemahlen. Aber was nützte das, wenn es so langsam ging. Wieder mahlen wir. Abwechselnd. Wir kurbelten uns einen ab. Jeder von uns. Dass wir ins Schwitzen kamen. Wir schauen rein. Wieder so ein kleines Winzelchen dadrin. Auf weitere Mahlung verzichteten wir. Bedankten uns. Entschuldigten uns bei diesen Leuten. Es sei doch schon Abend. Und am Morgen machten wir uns an die verschmähten Mühlen, diese kleinen. Für Kaffee. Sie waren unersetzlich.

Und so mahlte bis zum Schluss die ganze Innenstadt «schurrwurr» das Getreide, kochte und ass es mit Spelz, mit Appetit und mit Vergnügen.

In diesen Tagen des Mühlchendrehens und des Marktes stürzten sich die Deutschen hinter Czerniaków auf Mokotów. Ich erinnere: 23. September – Czerniaków – südliches Powiśle; am 27. September fiel Mokotów; am 30. September kapitulierte Żoliborz. Und die ganze Schlagkraft würde sich jetzt auf den Rest der Innenstadt richten.

Noch einmal muss ich diese falschen Legenden ausräumen, dass Żoliborz erhalten geblieben ist. Und Mokotów.

Dass es da nichts dergleichen gegeben hat. Ich erinnere mich noch daran, wie sowohl das eine als auch das andere 1945 aussah: nicht nur abgebrannte Häuser, sondern auch ein Haufen Trümmer. 1949 war ich an der Dworkowa, als eine Masse Leichen entdeckt wurden (wohl so an die zweihundert), die im Kanal feststeckten. Da, wo die Treppe ist. Die düstere Geschichte der Mokotówer Kanäle ist bekannt. Genau da und damals spielten sich nämlich die schlimmsten Kanalgeschichten ab.

Und nach dem Krieg sang Warschau mit Hingabe den Marsch von Mokotów:

*... uns sind doch die Nächte im August und geschmeidige Arme
genug...*

*Dieser erste Marsch
hat eine wundersame Macht...*

*Etwas hebt in der Brust,
und schluchzt im Herzen...
Und die Trompete spielt, taratata tara-tata-ta-ta-...*

Aber zur Sache.

In Mokotów und in Żoliborz bin ich nicht gewesen. Andere waren da. Sie haben überlebt oder nicht überlebt. Die, die dort ihre dortigen Erschütterungen, Höllen und Wirklichkeiten erlebt haben, wissen es. Und haben es schon beschrieben. Und werden es noch beschreiben.

Żoliborz wartet wohl auf seine Geschichte. Denn Mokotów hat seine grosse Aufstandstradition. Fast jeder Stadtteil hat sie. Hier im linken Warschau. Gehen wir mal mit einem Fächer von der Weichsel bis zur Weichsel – Norden – Süden.

Żoliborz.

Powązki – da weiss ich wenig (war wohl am 4. September verloren).

Wola – ist bekannt.

Ochota – der bekannte Zieleniak, wo Tag und Nacht die zusammengetriebenen Menschen sassen: einmal wurde eine Salve aus einem Maschinengewehr auf die Schlange an der Pumpe abgefeuert; und diese Vergewaltigungen – das weiss ich von mehreren und von Ludwik, denn er war dahin gejagt worden, er, Ludmila, die ganze Familie, und ab und zu kehrte eine von den Frauen mit Geheul auf ihre heimische «Parzelle», zu ihrem Mann zurück.

Mokotów – siehe oben.

Czerniaków – ist bekannt.

Nach der Kapitulation von Żoliborz – am 30. September – war schönes Wetter, Hitze. (Wundert euch nicht, dass mir das plötzlich einfällt. So ist das. Aber Verbesserungen mache ich nicht, damit dieses Wühlen im Gedächtnis und die Getrenntheit der Stadtteile klar wird.) Nur die Altstadt blieb. Und was war in der Innenstadt? Diese Krucza, die da war? Mit den Querstrassen? Oder die Złota? Und auch das nur so als ob.

Und der Rest?

In Trümmern.

Aus mit dem Rest.

Also was?

Ein paar halb- und viertelerhaltene Strassen, die so gerade noch Strassen ähnelten. So kam es einem damals vor. Denn jetzt kämen einem auch die nicht mal ähnlich vor. Wie auch.

Die Mühle war geleert. Das Getreide, das der Armee gebracht worden war, scheinbar so viel, war schon ausgegangen. Waffen gab es auch überhaupt nicht so viele. Was für Waffen eigentlich? Gelächter im Saal. Es ist bekannt, dass sie jeden Moment Bom-

ber, «Kühe», das Panzerding, Artillerie aller Art, Panzer losschicken – auf die Innenstadt drauf. Auf die Kruzca da. Und dann?

Ein Haufen Trümmer? Durchschlagene Keller? Und ein Haufen Leichen?

Unnötig, dass ich klugrede. Andere haben schon lange sowohl Geschichte gemacht als auch Folgerungen gezogen und verkündet. Und es ist eine bekannte Sache. Ich spreche so für mich – einen Laien. Und für andere. Auch Laien. Sofern wir sagen dürfen, dass wir da gewesen sind. Die Laien und die Nichtlaien. Alle zusammen zur gleichen Geschichte verurteilt. Nach den verschiedenen Septembergerüchten schöpften wir immer mehr Hoffnung. Auf Rettung. Also doch nicht verurteilt? Und wenn es auf diesem Abschnitt doch nicht zu der Katastrophe kommt? Vielleicht lohnte es sich, zu verteidigen, zu retten, was sich retten lässt, wer sich retten lässt. Vielleicht wird hier einer mitleidig lächeln. Jetzt? Nach all dem? Aber ja.

Wir lebten. Immer noch. Und der Mann mit der abgerissenen Backe ging doch schon mit angenähter Backe, ohne Verband, auf der Kruzca herum. Die Kapitulation hing in der Luft. Die Sonne auch. Staub auch. Beziehungsweise die Hitze mit Knall und Trümmern. Denn es krachte! Es krachte!

Und ich rannte wohl an dem Tag gerade auf die Zurawia. Zu Swen. Diesmal nach oben. Denn irgendwie stellte ich mir vor, dass Swen vielleicht oben war. Nein. Das war wohl an einem anderen Tag. So konnte ich nicht denken. Dass sie am 30. September im ersten Stock sind. Oder vielleicht konnte ich doch. Es war wohl der 30. September. Denn es war noch was mit dieser Gefahr, direkt, vom Himmel runter. Und es war schon was von Ende, Scheitern, Aufgeben da. Von einem Donnerschlag, mit Entschuldigung für die Metapher. Denn man redete nicht nur von Kapitu-

lation. Es wurde – wir mir scheint – offiziell von bevorstehenden Verhandlungen gesprochen.

Der 30. September. Ich gehe zur Zurawia. Hell im Hof. Sonne auf dem offenen Treppenhaus mit den Wohnungen. Vielleicht standen die anderen gar nicht offen; nur diese eine auf dem ersten Stock, von den Szu.s, nach beiden Seiten, durch die Zimmerflucht hindurch. Es krachte was. Überall lag etwas. Man spürte viele Menschen. Wo? Da unten? Hier gleissende Leere. In der Sonne. Hier – im Treppenhaus. Es war noch früh vor Sonnenuntergang. Und ein Gesang zog mich an, zog hinein in dieses durchbrochene Muster. Einer, ein einziger. Heiser und erbittert. Aber fromm. Männlich-ländlich. Bittgesang-kellerig. Obwohl es aus dem ersten Stock kam. Wie sich erwies. Und zwar aus dieser Zimmerflucht. So dass ich es ganz hören wollte. Jemand bei den Szu.s. Na – also doch... Ich trete durch die erste Tür. Ich wollte wissen, was mit Swen war. Der Gesang immer durchdringender. Die nächste Tür. Er nimmt an Kraft zu. Ja – hier! Da sehe ich – denn ich gehe weiter –, dass jemand auf dem Stuhl sitzt, in der Mitte. Ich kann jetzt sehen, dass es Herr Szu. ist, der ältere. Mit dem Rücken zu mir, zur Treppe, mit der Stirn zum Fenster, dem Hof und dem Punkt gegenüber. Das Zimmer? Leer. Alles rausgetragen. Nur dieser Gesang. Brüllen. In der Reihenfolge, mit Pausen: «Schön bist du meine Freundin» – wie's sein muss, halb gesprochen. Wieder Brüllen. Abwechslung – Aussetzen. Fachmännisch. Und wieder: «Wenn die Stundenziger zurückbewegt werden.»

Was kann man wollen von dem Text des «Stundenbuches», der Absicht, der hartnäckigen Konzentration? Ich war verblüfft. Das war tatsächlich das «Stundenbuch». Ich gehe an Herrn Szu. heran. Der unbeweglich auf dem Sessel sitzt. Mit den Händen im Schoß zusammengelegt. Und betet. Und nichts. Er wendet sich

nicht um. Unterbricht nicht. Sieht nicht. Hört nicht. Singt.

Ich stehe hinter ihm. Ihn fragen? Nein?

- Entschuldigen Sie, ist... – Nichts.

- Bitte, Herr, ist... – Nichts.

- Ist Swen da? – Nichts, er brüllt weiter, unbeweglich.

- Ist keiner da? Hiiier? Sind sie da??? Nein? Unten? – Laut, und nichts. Dummer Miron. Herr Szu. brüllt. Miron rennt. Geht ihn von vorne an. Herrn Szu. Der die Augen aufs Fenster, auf den Himmel geheftet hat, die Hände hoch (runter) singt (brüllt) er – und nichts. Ich ging um ihn herum und verlegen – oh ja, wirklich, verlegen – ging ich ganz schnell hinaus. Swen habe ich an diesem Tag wohl nicht gefunden, der Gesang heulte die ganze Treppe hinunter, den ganzen Hof und wohl noch weiter hinter mir her.

Es war doch ein merkwürdiges Haus an der Zurawia. Und in der Anspannung betete Herr Szu. das «Stundenbuch» zum Ende des Aufstands.

Das war Samstag. Sie schlugen immer noch zu: mit Mörsern, mit «Kühen» (mit Bomben nicht); nachts auch – ich weiss nicht mehr womit, man hatte sich daran gewöhnt. Und man wohnte in dem Bettzeug im Keller unter der ganzen Macht des Jugendstils, unter dieser «Kredenz» – Wilcza 23, die durchgehalten hat, und bis heute steht. Der Morgen setzte zu. Die Sonne. Immer weiter. Unverändert. Ein trockener Sommer. Und es war Sonntag. Was keiner wusste. Heute auch nicht. Dafür wusste man, dass es jetzt Oktober war. Oktober... Oktober... Unglaublich. Der dritte Monat? Der dritte. Und der wievielte Tag? Der zweiundsechzigste. Aber an diesem Morgen wurde plötzlich alles still. Die grosse Front war still. Die Deutschen still. Und wir still. Stille. So wie es seit dem 1. August keine gegeben hatte. Haben wir es schon vorher gewusst oder haben wir es uns sofort denken können oder war

es diese blitzschnelle Nachricht – bis zum Abend Einstellung des Kampfes und Verhandlungen? Wohl die Nachricht. Also das Ende? Wirklich? Klar, wenn sie verhandeln, werden sie sich einigen. Man glaubte daran, dass uns nichts Schlimmes bevorstand, man wollte daran glauben, denn man hatte genug – vom Aufstand, überhaupt vom Krieg, vom Hass, vom Töten und Umkommen. Plötzlich wollte man – wollten alle – leben! Leben! Gehen! Rausgehen! Schauen! Auf die Sonne. Normal.

Und auf einmal fingen alle an, aus den Kellern, Verschlägen, Löchern herauszukommen.

Auf die Strassen!

Weder Trauer. Noch Feiertag. Nicht klar, was es war. Alles auf einmal. Das Volk flutete einfach hinaus an die Oberfläche.

Wir gingen auch hinaus. Der ganze Keller. Auf die Krucza. Auf der Krucza war es schon so voll von Menschen, dass man kaum durchkam. Aber wer hatte es schon eilig? Wir gingen mit der ganzen Mischpoke: Halina, Zocha, Stacha, der Vater, Swen (denn er war gekommen), ich, Frau Trafna mit der Tasche unter dem Arm. Eigentlich war es ein Feiertag, was soll man da verschweigen. Wir gingen in der Menge. Und eine Volksmenge kam uns entgegen und wir aneinander vorbei.

Die Menge strömte aus allen Toren, Höfen, Trümmern, Ausgängen und Querstrassen. Denn an Trümmern war kein Mangel. Die ganze Krucza war voll Barrikaden, Gruben. Trümmern und Mengen. Und voll Sonne. Und voll von dieser Stille, durchmischt mit dem örtlichen Wirrwarr des Hinausströmens «in die Stadt». An der Ecke traf man verschiedene Bekannte, nahe, entfernte. Man begegnete einander, redete. Blieb etwas stehen. Schaute zum Himmel. Alle zusammen. An der Ecke Nowogrodzka trafen wir auf Irena P. mit ihrer Mutter und wohl mit ihren Tanten. Hier

waren auch Ausschachtungen. Barrikaden. Wir blieben stehen. Man sagte etwas und blickte nach oben. Und plötzlich sahen Swen und ich da hoch-hoch oben am himmelblauen Himmel zwei Störche fliegen. Am ersten Oktober? Ich zeigte es ihnen, sie schauten und sahen nichts, man redete weiter. Dann gleich auf Wiedersehen, und weiter. Mit der Menge hinter der Allee, beziehungsweise vor der Allee, durch den unterirdischen Durchgang.

Es zog uns zur Chmielna, zu unserer alten Behausung. Überhaupt zog es einen zu gehen, zu gehen, zu schauen – nachzusehen. Es herrschte ein solches Chaos, eine solche Verwirrung der Eindrücke; und diese Menge, die Sonne, und dass es so still war, und so viele Dinge am Weg, Engen, Begegnungen, dass ich mich nicht mehr erinnere, wie und was weiter war. Wir kamen zur Chmielna 32. Das weiss ich. Ins Tor. Das Hinterhaus steht. Ich weiss noch, wie wir vom Tor schon sahen, dass unser Hinterhaus stand. Wir blickten zu unserem Stockwerk hoch. Das zweite. Und das dritte. Unseres. Und unsere Fenster. Ganz. Offen. Eingehakt. So wie wir sie gelassen hatten. Wir nach oben. Das alles in der Sonne, der trockenen Hitze, der Durchsichtigkeit. Die Katzen waren nicht da. Ja – alles war da. Stand da. Das Essen für die Katzen auch. Wo waren die Katzen? Wir nach unten, zum Hausmeister. Der Hausmeister sagt uns, einer habe gesehen, wie die Katzen eines Tages durchs Fenster heraus aufs Dach gegangen wären, und sie seien nicht zurückgekommen. Alle sind an der Chmielna geblieben. Nur Swen und ich sind weiter gegangen, zu dem Plätzchen, in die Szpitalna, und in eine Strasse nach links zur Jasna. Nämlich über den Napoleon-Platz (Platz der Aufständischen). Gleich hinter dem Plätzchen wurde es schrecklich.

Und das nahm zu. Trümmer über Trümmer. Steinhäufen an Steinhäufen. Ich weiss nicht, was wir erwartet hatten. Es war

doch wohl klar gewesen, dass diese kleinen Stummel von der Krucza und der Wilcza alles waren, sonst gab es nichts mehr. Ja, hier und da noch was, ein halbes Haus, anderthalb Häuser. Aber das hatte keine Bedeutung mehr.

Aber trotzdem. Es war bestimmt so, wie Adam sagte, als ich ihm von diesem Tag erzählte:

Ja klar, plötzliche Rückkehr zur Norm, aber plötzlich gibt es keine Stadt mehr, keine Häuser, und dann... Verzweiflung. ..

Ja, das war es, dass das schon der Frieden war. Das Ende. Nach alledem. Zweihunderttausend Menschen liegen unter diesen Trümmern. Zusammen mit Warschau.

Auf der Jasna war es wohl am schlimmsten. Wir gingen über entsetzliche Trümmerhaufen. Mal hoch. Mal tief. Hier war es leer. Und Swen fing auf einmal an zu weinen. Ganz laut. Über die ganze Strasse. Das gab mir den Rest. Ich heulte sowieso schon. Nur vielleicht leiser. Wir kamen zum Dąbrowski-Platz. An allen vier Seiten und in der Mitte Trümmer. Und Leere. Und dieser Himmel. Mit einem lauernden Echo. Denn es war Sonnenuntergang. Und irgendwo fiel ein Schuss. Im Sächsischen Garten. Und dann weiter Stille. Wir kehrten um. Wieder fingen Schüsse an. In der Nacht Kampfhandlungen.

Am Morgen des 2. Oktober 1944 war im allgemeinen alles still geworden. Diesmal für immer. Kapitulation. Ende des Aufstands. Verkündet. Von jetzt an müssen alle herauskommen. Bis zum 9. Oktober muss es leer sein. Die ganze Stadt. Die Aufständischen legen die Waffen ab. Die zur Arbeit Tauglichen werden zur Arbeit ins Reich deportiert. Die Untauglichen und die, die alleine mit Kindern sind, werden auf das Gouvernement verteilt. Die Sonne schien an diesem bedeutsamen Tag nicht so aussergewöhnlich, denn als wir rausrannten – Zocha, Halina, Vater, Swen

und ich, diesmal zur Piękna, so nah und so schnell wie möglich an die Marszałkowska, um zu sehen, wie die ersten auszogen – da war es irgendwie trüb. Von ersten Ausziehenden konnte kaum die Rede sein. Wenn man nach rechts sah, wimmelte es auf der Marszałkowska. Menschen.. .Menschen... Schlange stehend... sie warteten schon. Schon auf den Auszug, mit Bündeln und Familien. Die Marszałkowska war aufgegraben, kreuz und quer versperrt mit Barrikaden, Gräben. Deshalb hatte sich die Menge auf der anderen Seite von uns aus aufgestellt. Mein Blick blieb an der Aufschrift «Imperial» (Kino) über der Menge hängen, und in der Menge sah ich Wawa. Wir blickten nach links: da ergoss sich die Menge schon über die ganze Breite. Wir gingen an unserem Rand, auf unserer Seite, bis zur Ecke von Marszałkowska, Koszykowa und Śniadecki. Eine Auszugsstrecke ging genau hierher, von der Śniadecki zum Politechnik-Platz. Und der zweite über die Allee oder die Towarowa zum Zawiszy-Platz. Aus dem fernerer Teil der Marszałkowska vom Erlöserplatz aus kamen Mengen nach. Von der Koszykowa auf der linken Seite noch grössere Mengen. Das alles ballte sich entweder in der Śniadecki zusammen, wo es entweder langsam vorwärts ging oder nicht vom Fleck kam, wimmelte, wuselte, oder schaute, umkreiste, umherfegte wie wir, oder kam vom Mokotówer Feld zurück, von den Schrebergärtchen, mit Rüben, Möhren, Petersilie, Kürbissen, Armevoll, ganz frisch, und diese Blätter, Düfte, Farben, und diese Gier, dass man das alles direkt zu seinen Töpfen tragen, so schnell wie möglich kochen und essen wollte! Zum ersten Mal! So etwas wieder nach so langer Zeit; diese Prozessionen vom Mokotówer Feld wurden immer grösser, die Menschen rannten, rissen, trugen, kochten, assen, und wieder hin, rannten, rissen, assen, um

nur ein paar Tage noch hier sein zu können, ein bisschen Luft zu holen, zu essen, und dann erst mit den Letzten hinauszuziehen.

Viele Leute, schon für den Auszug beladen, trieben sich in der Nähe der Hauptecke der Auszugsstrecke herum. Sassen auf Bündeln. Suchten nach ihren Leuten. Den Resten. Die sie verloren hatten. Mit denen sie verabredet waren. Koffern. Kindern. Einige schlugen ganze Lager auf. Wohl um die Nacht dort zu bleiben. Auf dieser Kreuzung Koszykowa und Śniadecki. Genau in der Mitte, wo die fünf Strassenmündungen zusammentrafen, war ein grosser Bombentrichter, den die Menschen umringten, umsassen. Ach ja. Richtig. Diese Bombentrichter. Immer wieder fällt mir selbst wieder was ein, was dem Aussehen und Anhören nach wichtig war.

Dieser ganze Auszug ging langsam. Und er war ähnlich wie der Zug zum jüngsten Gericht. Wir haben wohl schon damals auf der Stelle beschlossen, dass wir am nächsten Tag, also am 3. Oktober gehen würden. Es gab nichts hinauszuzögern. Was sein wird, wird sein. Vielleicht doch nicht so schlimm. Klar, dass sie uns alle zur Arbeit ins Reich deportieren werden. Bloss nicht in den Westen. Und bloss nicht zum Bauern (berühmt für Hunger und Schinderei):

Beim Bauern heult das Hündchen.

Zum Frühstück kriegt es Abwaschwasser,

Zum Mittag ein Stückchen Darm, damit es den Polen anbellt

Oj... lala-lala-la-la tra-lala-lala-la-la alalalalala-lalaala-lala-lala-lala...

Unser Auszug sollte gemeinsam sein. Frau Jadwiga und Herr Stanisław. Die Wi.s, komplett mit Kindern, mit Józia, mit Mama, mit Jadzia. Wir alle. Frau Trafna. Zocha wusste, und die Woj.s übr-

gens auch, dass Frau Trafna Jüdin war. Viele Juden würden mit den Polen zusammen als Nichtjuden gehen. Die anderen blieben, wenn sie wollten, in den Trümmern. Aber allgemein hatten die Juden damals Vertrauen zu den Warschauern. Die Situation machte auch das Vertrauen, das Nicht-Erkennen und das Nicht-darüber-Nachdenken leicht.

Meine Begegnung mit Juden, mit Kubas ganzer Familie.

Kuba war ein reizender, anmutiger, einfach ein schöner junger Jude. Er trug immer Hut und Schafstiefel. Er war gross, hatte herrliche schwarze Augen und herrliche weisse Zähne. Ich kannte ihn. Ich und andere auch. Er war schrecklich beliebt. Er ging umher und lachte. Er war sehr eitel. Aber nicht zu sehr. Er wusste, wie er Eindruck machte. Das letzte Mal hatte ich ihn am Dąbrowski-Platz getroffen; hier, wo ich heute wohne; es war Sommer, Juni, Blitze, Gewitter; es schüttete. Wir standen unter einem Vordach, und Kuba lachte mit diesen Zähnen über die Blitze. Und später noch mal, als er mit einem Sack oder irgendwas für die Familie daherging. Dann verschwand er. Was normal war. Man erinnerte sich an ihn und dachte, dass es ihm vielleicht schlecht ging. Und jetzt, plötzlich – am 2. Oktober – stehen wir, treten auf der Stelle in unseren Wilcza-Krucza Höfen. Wechseln von einem Hügel zum anderen. Denn da waren viele. Und Täler auch. Wir beratschlagen. Was. Wie. Wer wann mit wem geht. Ich schaue zur Seite. Diese weissen lächelnden Zähne. Diese gleiche schöne Gestalt. Ich schaue hin und glaube es nicht. Aber der lacht. Er kommt herbei.

- Kuba!

- Wie geht es dir!

- Bistdu's?

Der da lächelt. Breit.

- Wie bist du durchgekommen?

- Gut.

- Wo bist du? Und sonst? Was machst du? Bist du allein?
Gehst du raus? Nein? Kuba! Also sowas...

Kuba hat volles Vertrauen zu mir und dem Vater, denn der steht daneben, und zu Herr Stanisław. Er sagt:

- Wir sind hier in den Trümmern. An der Wilcza. Die ganze Familie. Die ganze Zeit. Sechszwanzig Personen. Wir haben uns da eingerichtet. Und ihr? Geht ihr raus?

- Naja, wohl doch.

- Ihr geht wirklich raus? Zu den Deutschen? Wozu?

- Wir wissen selbst noch nicht ganz genau – Halina hatte nämlich tatsächlich Lust, in den Trümmern zu bleiben. Ich auch. Der Vater und Zocha so halb. Aber der Auszug war ziemlich beschlossen. Da will uns Kuba überreden:

- Bleibt doch mit uns hier. Wir haben es gut. Ihr werdet es nicht schlecht haben. Wir haben zu essen. Wir haben Vorräte. Sie werden uns nicht finden.

- Vater – sage ich – vielleicht doch?

- Was weiss ich? – Der Vater wurde unschlüssig.

- Bleibt mit uns hier.

Ich fing schon an, Kuba nachzugeben. Ich fand Gefallen daran. Hierzubleiben. Sie hatten Erfahrung. Kuba war klug, wunderbar. Ich hatte wirklich Lust. Grosse. Und Halina auch. Denn ich rann-
te gleich zu ihr. Zu Kuba sagte ich:

- Wir sehen mal.

- Bleibt doch mit uns hier.

Halina und ich waren entschlossen. Uns war überhaupt nicht danach, hinaus zu den Deutschen, ins Ungewisse zu gehen, zum Schuft. Man rechnete wohl damit, dass es nicht lange sein würde. Aber der Teufel wusste wie lange. Vielleicht noch ein halbes Jahr? Sollte man nicht besser in den Trümmern bleiben?

- Wer soll uns finden?

Zocha überlegte auch hin und her. Und der Vater. Und einen Moment sah es danach aus. Aber dann bekamen sie Angst. Vielleicht war es doch gefährlich. Finden sie uns, knallen sie uns ab. Und deportieren sie uns (wenn wir gehen), dann zur Arbeit, und das heisst: zum Leben und nicht in den Tod.

Wieder auseinandergehen wollten wir nicht. Obwohl es dann schliesslich doch anders kam. Denn dann fing es an mit dem dummen Auseinandergehen, dem Nichtzusammenbleiben. Schrittweise. Immer mehr. Angefangen mit Swen. Anstatt mit uns wegzugehen, er und Zbyszek (wenn der es gewollt hätte als Zivilist), aber es war nicht so. Irgendwie hatten wir uns nicht verabredet. Nichts vereinbart. Es war meine Schuld. Und ein bisschen die von Halina. Ach was, Halina war nicht schuld! Ich war's! Schlampigkeit. Die fast darauf baute, dass man aneinander vorbeilief. Sich nicht rechtzeitig traf. Swen war noch am selben Tag bei uns gewesen. Oder ich dort. Dass Swen damals beleidigt war, wegen diesem Wasser von Stacha, und wegen noch was anderem, irgendwelchen Kleinigkeiten – na und? Ich habe nichts unternommen. Und ich habe verloren. Swen hatte es nicht gut gehabt im September. Mit dem Dasein. Dem Saubersein. Dem Sattsein. Alles war schlecht. Und dazu noch der Durchzug. An dem Platz, den er bekommen hatte. Trotz der Hitze. Ludwik stand 1939 am Kercelak in einem Tor zwischen zwei Bränden im Durchzug von dem Feuer und zitterte vor Kälte.

Herr Szu., der von dem «Stundenbuch», war damals ganz und gar nicht verrückt geworden. Denn jetzt bereitete er mit seiner Familie gläserweise Schmalz zu. Ihr Sohn hatte einen ganzen Koffer voll Geld. Vorsichtshalber. Das, was ich weiss, das habe ich erst erfahren, als schon soundsoviel Monate vergangen sind. Nach der Begegnung mit Swen und Mama. Seiner. Denn hier ha-

ben wir uns dann ja irgendwie verloren, sind auseinandergetrieben. Swen ist mit den Szu.s gegangen Zu Ursus. Sie haben sie dahin gejagt. Die alten haben sie abgesondert. Den Sohn der Szu.s, den mit dem Geld, und Swen, die haben sie zur Arbeit eingeteilt, zur Deportation in den Güterwagen. Und es war ein offener Waggon. Sie fahren. Fahren. Nacht. Irgendwo. Weit weg. Noch im Gouvernement. Der Zug biegt ab. Wird langsam. Sie springen ab. Zuerst da drüben einer. Ein Schuss. Was? Wer soll das wissen? Dann wirft Szu. den Koffer mit dem Geld, Swen sein Bündel. Und sie selbst dann hopp! hopp! Gelungen. Sie zum Dorf. In der Nähe ist Schwanzdorf. Gouvernement. Kielce. Auf polnisch: Ogonowice.... Sie gehen zu einer Kate. Nachtlager. Ausfragerei. Na und dann: Stielaugen und Sprachlosigkeit. Mama, Tante Uff. und Celina. Und Lusja mit Frau Rym. Alle sind da. Nicht zu glauben. Aber so war es.

Unsere Altstadtfamilie: Swens Mama, Tante, Celina, Lusja mit Mareczek und ihrer Mutter waren rausgegangen, als die Deutschen einfielen, ein paar Stunden nach unserem Weggang zum Kanal. Granaten haben sie da reingeworfen. Aber nicht so schlimm. Sie brachten sie nach Pruszków oder Ursus. Der Mutter und der Tante drohte nichts. Celina das Arbeitslager. (Sie war 1942 zwei Monate in Majdanek gewesen.) Sie zogen sie um. Das heisst, sie zogen ihr alles an, was sie finden konnten, packten sie ein. Mit Tüchern. Damit sie alt und hässlich war. Und so sind sie durchgekommen. Durch die Selektion. Alle waren sie zur Arbeit untauglich. Ins Gouvernement.

Kehren wir zum allgemeinen Auszug zurück. Dem endgültigen. Dem sogenannten Abzug. Der Tag der Kapitulation zog und zog sich hin. Die einen gingen. Die anderen machten sich fertig. Andere überlegten. Andere gingen vorüber. Berieten. Und das alles kam zusammen. Die Treffen mehrten sich. Die Versammlun-

gen. Und die Unentschlossenheiten mehrten sich. Dumme Trennungen voneinander. Blödsinnigkeit. Nichtraus-Nochreinwollen. Ja, und noch was: Wassertragen, soundsoviel öfter als üblich, zum grossen Waschen vor dem grossen Weggang. Ganz Warschau fing an, sich zu waschen. Familienweise. Bunkerweise. In allen möglichen Gefässen. Ich weiss nicht mehr, wie es mit dem Rasieren war. Bestimmt rasierte sich jeder, der was dafür hatte. Nach dem gestrigen Festtag des Hinausströmens auf die Strasse war heute der Tag der Vorbereitung. Wir verschoben unsere ganzen Waschungen auf den Abend. Unterdessen fing das Beratschlagen an, was man mitnehmen sollte. Soviel sich tragen lässt. Und was man dann zurück und im Stich lassen sollte. Alle hielten solche Beratungen ab. Die Familie Wi. hatte plötzlich mehr Grütze übrig, als sie alle zusammen tragen konnten. Wir hatten ziemlich viel Weizen übrig, den wir auch zurücklassen mussten. Teilweise. Es waren auch welche da, die nichts hatten. Aber ziemlich viele Leute mussten was zurücklassen, was sie noch hätten brauchen können, ob es Essen war oder Kleidung. Aber man schaffte es nicht, das mitzuschleppen. Nach dem beschlossen war, was wir mitnahmen, begannen wir darüber zu beraten, worin wir es mitnehmen sollten. Am besten so: jeder nimmt was auf den Rücken, und wer will, nimmt noch zusätzlich was in die Hand. Vater und Zocha kamen auf die Idee, für alle fünf von uns fünf Sacktaschen für den Rücken zu nähen. Mit Gurten, so im Rucksackstil. Taschen aus Sacktuch. Und Gurte aus Sacktuch. Denn Leder gab es keins. Sacktuch gab es. Und eine Maschine fand sich auch. Zocha, Halina und Stacha fingen an, diese Taschen zu nähen. Ich beeilte mich, mir noch einen Vorrat an Heften und Bleistiften zu organisieren. In einer Ecke der Wohnung von Frau Rybkowska hatte ich ein krummes, schiefes Kämmerchen ent-

deckt. Ganz vollgestopft mit Stößen von Heften. Vielleicht war es gar nicht krumm. Und schien nur durch diese Hefte so verkrümmt. Muffig war es. Die Hefte waren alt. Also riss ich schnell die unbeschriebenen Seiten raus. Genau da kam Frau Rybkowska herein.

- Was machen Sie denn da? Das sind die Schulhefte meiner verstorbenen Tochter.

- Ja aber...

- Nichts aber, mein Herr...

All mein Aber half nichts. Da das Herausreißen von Seiten aus alten Heften sich nicht von selbst verstand, gab es auch keine Möglichkeit zu überzeugen. Selbst wenn man sie als Erinnerungsstücke behandelte. Nachdem Frau R. weg war, beschloss ich weiter herauszureißen. Ich musste doch etwas zum Schreiben haben. Für unterwegs. Und für die Deportation. Naja, und sobald sie raus war, habe ich weitergerissen.

Als die Taschen fertiggenäht waren, sind wir wohl noch ein bisschen umherspaziert. Noch auf die Chmielna? Ich weiss noch, dass der Vater und ich auf die Złota gegangen sind. Wir wollten Sabina noch besuchen, zum Abschied. Es war Mittag, ein bisschen bewölkt, allerdings ohne Regen. Die Bewölktheit kam nicht so sehr von oben als von unten, weil es so wimmelte. Da entlang zogen wohl auch Leute hinaus – zum Zawiszy-Platz. Und ebenso gingen sie aneinander vorbei, kamen zurück, berieten sich. Die Häuser waren schwarz und grau. Gleichzeitig. Wie die Menge. Halb abgerissene Balkone. Und plötzlich waren Menschen auf den Baikonen – «auf» kann man allerdings kaum sagen. Köpfe in den Fenstern. Es war einem merkwürdig, dass sie von oben auf die Strasse schauten. Lange war niemand oben gewesen. Immer mal wieder kam jemand, der einen Verwundeten auf einer Bahre schleppte. Einen Kranken.

Sabina und Czesław waren in ihrem Keller zugange. Ruhig. Sie assen etwas. Oder wollten etwas essen. Wegzugehen hatten sie nicht vor, weder morgen noch übermorgen. So spät wie möglich. Wenn schon nichts mehr los ist. Wozu sich beeilen. Sie sind am 9. oder am 10. Oktober rausgegangen. In irgendeinem Stockwerk waren ja noch die Wohnungen. Von Sabina, Czesław und Czesławs Schwester. Ich ging also hoch und stellte mich auf den demolierten Balkon. Die Menge strömte. Schräg. Als eine geschlossene Masse. Wich den Hindernissen aus. Mal nach links. Mal nach rechts. Mal durch die Mitte. Die Strasse rauschte. In all das mischte sich ein trunken-verrückter Ton. Laut. Immer näher. Eine Ansprache? Ah, eine Ansprache. Ich sah in der Menge – aber etwas höher, halb gehend, halb auf den Hügeln verharrend – einen Betrunkenen. Wenn er nicht gar verrückt war. Er wandte sich an die Menge:

- Leeeuuute!.. Wohin zieht ihr denn! Leeeuuute! Schon Napoleon hat gesagt...

Keiner hörte zu. Die Ansprache war etwas ungewöhnlich.

Von Sabina aus gingen wir durch diese Ameisenhaufen hinaus. Auf die Krucza. Solange noch ein Rest Tag da war. Um uns zu waschen.

Es war ein grosses Waschen. Und ein langes. Der Reihe nach. In einem Kupferbecken, in Wasser, das auf vier Herdplatten erhitzt worden war. Alle wuschen sich. Halina, Zocha, Stacha, ich, Herr Stanisław, Frau Jadwiga, Papa.

Der Dritte Feiertag kam heran. Das scheint wie eine Metapher. Aber es scheint nur so. Damals habe ich es schon gespürt. Und nicht nur ich. Der Tag der Kapitulation ging zu Ende. Der Tag, der am Morgen noch der letzte, der dreiundsechzigste Tag des Warschauer Aufstands von 1944 gewesen war.

*Pan-zer auf der Marszałkowska
Pan-zer auf dem Nowy wiat...*

Weisst du noch, die Julinacht...

der hüpfte nach links, der hüpfte nach rechts...

Ganz Warschau ruft uns zu: Hallo...

Hand in Hand durch ganz Mokotów...

Zu den Waffen, Jesus und Maria, zu...

Unter deinen Schutz...

Auf dem wilden Löwen sitzt du ohne Angst...

Es ging einem im Kopf rund.

Am dritten Oktober, dem Dienstag, gingen wir noch einmal auf die Chmielna. Die Leute gingen immer noch, machten sich zum Weggang bereit, zogen aus, trafen sich, holten sich Rüben und Möhren vom Mokotówer Feld. Wir trieben uns ja auch eigentlich noch herum. Die Baturkiewiczz, die Hauswirte in dem Quartier an der Ecke Zgoda, nahmen uns in ihrem Keller auf, damit wir uns da einkleiden konnten. Ich weiss nicht, ob es damals war, dass ich den Mantel bekommen habe, ob ich ihn überhaupt von Zocha und dem Vater bekommen habe oder von ihnen. Von ihnen bekam ich damals Winterschuhe. Für den Auszug. Und nicht nur ich. Die ganze Familie wühlte im Keller herum. In den Schuhen. Insgeheim war ich erstaunt, dass diese Leute immerzu für andere sorgten. In diesem Keller habe ich den Entwurf eines Dramas von mir in den Kohlen gelassen. Es hat sich nie wiedergefunden. Die Tür an der Chmielna wurde abgeschlossen. Unnö-

tig. Denn das Haus wurde von den Deutschen abgebrannt. Später. Aber wer wusste, dass das Trümmer sein würden, dass in mehreren Monaten Vater und ich nur zu zweit da sein würden? Dass wir hier mit Pinsel und feuchter Farbe in einem Töpfchen hinkommen würden und in grossen Buchstaben schreiben – malen – würden:

ZOCHA, HALINA, STACHA

WIR SIND AN DER POZNAŃSKA 37, WOHNUNG 5

In Schuhen, Mänteln, mit irgendwas (bestimmt einer Skimütze, denn das trug man damals) auf dem Kopf machten wir den letzten Gang durch die Krucza. Die vollgestopft war. Swen kam wohl noch bei uns vorbei. Und wir haben uns doch gesehen. Und diese dumme Trennung beschlossen. Nicht ohne, nicht mit Abschied.

Noch im letzten Moment nahmen Vater und ich unsere Dokumente, Halinas Abiturszeugnis, den Fotoapparat und meine Aufzeichnungen (dieses Stück über den Aufstand – ein anders als an der Zgoda) auf dem Papier aus der Kapitulna. Um es zu vergraben. Im Keller oder im Bunker von der Wilcza 21. Seit zwei Tagen sass man schon nicht mehr in den Bunkern. Wir gingen hinunter. Es war schwarz. Leer. Wir wickelten den Apparat in Lappen ein. Die Papiere – alle zusammen – in eine Blechdose. Wir gruben eine Mulde. Gruben die Sachen ein. Und klopfen es fest. Nach der Rückkehr im Februar gruben wir es aus. Sie waren noch da. Andere Sachen, an der Miodowa, der Zgoda, die sorgfältig mit Ziegeln abgedeckt waren, die waren aufgeweicht. Swen ging auch hin, allein. Und es war auch nichts da.

Schliesslich nahm jeder die grosse weisse Tasche aus Sacktuch auf den Rücken. Mit den Trägern. Und man ging hinaus: Wir. Herr und Frau Woj., die ganze Familie Wi. Über die Piękna. Zur Marszałkowska. Hier verdichtete sich die Menge schon. Und in

dieser Menge ackerte man sich bis zur Ecke Śniadecki, Koszykowa und Marszałkowska durch, mit dem erwähnten Bombenrichter in der Mitte (wo die Leute übernachteten). Heute war es etwas leichter, sich dem Strom anzuschliessen. Denn es war ein Strom da. Diese Śniadecki lang. Das war schon der Hauptstrom der Ausziehenden. Mir scheint, das Wetter war gut, nicht ganz sonnig. Aber warm. Die Śniadecki hatte auf beiden Seiten Hauswände, teils angebrannt, teils eingeschlagen, teils ganz. Jedenfalls sah sie wie eine Strasse aus. Man ging langsam. Denn die Leute gingen dicht an dicht über die ganze Breite. Dazu musste man aufpassen, dass man nicht in ein Loch in der Fahrbahn trat oder auf Bahren mit Verletzten. Man ging und ging. Obwohl die Strasse nicht lang ist. Manchmal entstand rechts oder links oder vor uns ein bisschen Platz. Dann beeilte man sich. Oder man bog nach links. Oder nach rechts. Man sagte was. Hielt Ausschau. Was weiter war. Aber weiter – da waren nur Menschen und Menschen. Aus all diesen Leuten zusammen drang ein einziges Rauschen. Man war in diesem Rauschen, mittendrin. Und man selbst rauschte mit. Mit den Füßen. Mit dem Reden. Das Rauschen stieg und fiel in Wellen. Denn manchmal drang ein Stöhnen, ein Rufen nach oben. Nicht selten kamen irgendwelche Bahren an uns vorbei. Man spürte das Rauschen buchstäblich. Und so etwas wie Fliessen. Das ein Davonfliessen war.

Die Wände an der Śniadecki hörten allmählich auf. Jetzt gleich. Jetzt. Und ein Hinausströmen auf den Politechnik-Platz. Hier veränderte sich das Dröhnen. Und zerfiel in ein hektisches Stimmengewirr. Aus der Menge löste sich hastig eine Bahre nach der anderen. Schreie der Deutschen. Anfahren von Ambulanzen. Autos. Aufladen von Kranken und Verletzten. Grüne Uniformen. Der Nazis. Schwankend. Viele. Alles vor dem Hintergrund der

Barrikaden quer über den Platz. Auf der Barrikade lag eine weisse Plane. Die Barrikade ging nur bis zur Hälfte. Weiter daneben – Autoverkehr. Und Deutsche. Die, die uns übernehmen sollten. Einer der Offiziere schaute uns, als wir gerade auf die Barrikade zuingen, forschend an. Er schaute alle der Reihe nach an. Irgendwann auch mich. Er ging auf mich zu. Und tastete mich schnell von oben bis unten ab. Und schon stand er wieder auf der Seite, starrte die nächsten an und sprang auf sie zu. Aber nicht so oft. Ich wunderte mich damals, dass er sich mich ausgeguckt hatte. Als Verdächtigen. Oder einen mit versteckten Waffen. Die Aufständischen sollten ja am Ende gehen. Und hier sollten sie die Waffen ablegen. An der Barrikade. Und so war es. Zweiundzwanzigtausend. Am 9. Oktober. Diejenigen, die als Zivilisten hinausgingen, hatten sich alles vom Leib gerissen, was nach Uniform riechen konnte. Und Waffen mitzunehmen hatte niemand die Absicht. Wozu? Jetzt? Offensichtlich trauten sie uns nicht. Heute wundere ich mich nicht, dass er mich abtastete. Sie trauten den jungen nicht. Und ich war damals zweiundzwanzig... Und dass ich mit der Familie ging, in der Menge, mit der Tasche auf dem Rücken, na und... In gewisser Weise müssen wir damals sonderbar ausgesehen haben. Die Zivilisten. Und die Aufständischen. Sie waren sich auch eigentlich gar nicht so unähnlich. Alle Leute, die damals aus Warschau strömten, waren einander ähnlich und anderen völlig unähnlich.

Oder war es an diesem Tag vielleicht bewölkt und etwas regnerisch? Denn Autos fahren. Neben den Barrikaden und in die Nowomiejska hörte es sich für mich feucht an. Und so, als sei die Fahrbahn nässlich. Ein bisschen. So sehe ich es vor mir. Und dann gleich das Spital aus roten Ziegeln. Links. Aus Blendstein. Und so glatt... Das ist möglich. Aber nein. Das sehe ich auch nässlich

vor mir. Keiner hat darauf geachtet. Völlig. Zu sehr waren wir mit dem Auszug beschäftigt. Hinaus in die Welt, sozusagen. Gar nicht so sicher. Diese Welt. Aber mit Hoffnung. Und vorerst nicht so weit. Aber es kam einem schon – schon hinter der Barrikade – weit vor. Zu weit in die Welt wollte keiner. Klar. Das Gouvernement – das war ein Gewinn. Ein grosser. Und solche wie wir, die hatten nichts davon zu erwarten. Man würde sich wohl irgendwo davonmachen, unterwegs, im Zug von Pruszków.

Wir sollten zackzack ins Reich. Die Deutschen machten den Eindruck, dass sie Bescheid wussten, organisiert waren, nicht den Verstand verloren. Bis zuletzt. Aber davon abgesehen waren sie über all diese Leute von uns verblüfft. Dass so viele von uns rauskamen. Es waren doch so viele umgekommen. So viele hatten sie schon vorher weggetrieben. Nach dem Fall der Stadtteile. Der Strassen. Aus den verschiedenen Teilen Warschaus. Und so viele – waren noch da. Wir waren über uns selbst erstaunt. Dass wir so viele waren. Vor uns, bis in die Unendlichkeit, eine Schlange. Und zwar eine Schlange über die ganze Breite der Strasse. Unendlich, weil man kaum von einem Anfang reden konnte. Und hinter uns – konnte man kaum von einem Ende reden. Der letzte Rest der Schlange ging am 9. Oktober raus. Das war der Auszug nach der vollständigen Kapitulation.

Woher hatten wir so ein gutes Vorgefühl? Die Deportationen aus Warschau waren doch schlimm. Deportationen aus dem Ghetto in verchlorten Waggons, in denen man starb. Deportationen in die Lager. Deportationen zur Arbeit, zur Zwangsarbeit, das war noch ein Glück. Man wusste ja nie wie und was. Meinen Onkel aus der Bielańska, den Mann von Tante Olimpia-Limpcia hatten sie am 31. August nach Auschwitz deportiert. Deshalb habe ich ihn auch «den armen alten Stach» genannt. Limpcia bekam

eine Schachtel mit Asche. Vielleicht dachten wir, wir hätten eine Chance, weil wir alle zusammen waren. Wie die Ameisen im Wald in Buchnik bei Jablonna, die ich vor dem Krieg gesehen hatte; wir waren damals in der Nähe der Landstrasse, links zog sich der Wald hin, und irgendwoher ging man dann ein gutes Stück bis zur Weichsel; wir wachen früh auf, da ist so ein Rauschen, wir raus: die Weichsel ist bis zu uns gekommen, Überschwemmung; wir schauen auf unsere Füße: hier rinnt ein Bächlein, da wird eins immer breiter, daneben eins, hierneben eins; und so von Sekunde zu Sekunde immer breiter, als da plötzlich eine grosse Kugel schwimmt, ganz aus Ameisen; sie ist vorbeigeschwommen, ich weiss nicht, ob sie überlebt haben, oder die ganz unten nicht, oder ob sie Stück für Stück untergegangen sind. Sie haben sich auf irgendwas verlassen und müssen diese Kugel direkt gebildet haben, und vielleicht haben sie sich abwechselnd nach innen gedrängt? So wie im «Wunder von Mailand»? Beim allerersten Sonnenstrahl am Morgen springen sie da auf aus ihrem frostigen Schlaf, drängen sich zusammen, jeder will in die Mitte, und so rollen sie sich dauernd abwechselnd nach innen. Ludwik kannte das schon, auch ohne Metapher vom Zieleniak – die ersten Nächte des Aufstands waren feucht und kalt, und sie lagen auf dem blossen Kopfsteinpflaster.

Das Gefühl: «Wir sind so viele, da wird es schon gehen» ist vielleicht ein Irrtum. Seit dem Ghetto glaube ich nicht mehr daran.

Wir gingen also die Nowomiejska entlang. Wir hatten keine Wahl. Die Wahl war vor der Śniadecki gewesen. Wir hätten mit Kubas Familie in den Trümmern bleiben können. Unter den Bergen der Sienna, der Aliska, der Pańska. Aber wir waren nicht geblieben. Und gingen. Langsam. Gingen heran. An die Kreuzung. Mit der Niepodlegosci-Allee. Die Schlange strömte nach links. Zur Wawelska.

Also zum Mokotówer Feld. Und wieder nach rechts. Am Rand des Feldes entlang. Durch die Wawelska. Ein Hauch von Möhren. Von Grün. Die Sonne schimmerte durch. Vor uns wälzte sich die Schlange, wälzte sich immer weiter. Man konnte weit sehen. Die Sicht war nämlich weit. Rechts die verbrannten Villen und Eleganzen der Staszica Siedlung, mit Gärten, und eingeschossige Häuser in Gärten, und diese kleinen – alle leer, lange schon. Wir gingen sehr langsam. Wir blieben sogar ab und zu stehen, weil sich Staus bildeten, Ballungen. Alle paar Meter mühte sich eine Eskorte an uns vorbei. Ja, sie mühten sich. Oder gaben sie uns der Reihe nach aneinander weiter? Sie gingen in bestimmten Abschnitten. Das waren Wehrmachtler. Andere als die an der Barrikade. Die schrien ohne Bosheit. Mit Humor. Im Kauderwelsch. Sie rissen Möhren aus, Tomaten. Riefen den Frauen zu:

- Marijaa! Marijaa!

Und gaben ihnen, was sie gerade ausgerissen hatten. Die Warschauer «Marijas» nahmen es und assen es. Und sie antworteten irgendwas, in so einer zusammengestückelten Sprache.

Bei irgendeinem Stau machten wir Anstalten, uns hinzusetzen. Die Wehrmachtler erlaubten es, sehr höflich. Sobald es wieder weiterging, riefen sie wieder:

- Eh Marijaaa! – und noch so was, dass es weiterging.

Die Wawelska besserte die Stimmung der Leute. Denn das Mokotówer Feld duftete, und es krachten keine Bomben.

Vielleicht sollte ich mehr beschreiben, wie Warschau vom Rand aussah, so scheinbar als Ganzes und zum Abschied. Denn der Rand von Warschau verlief damals da entlang. Mokotów war unsichtbar. Es hörte früher auf. Und das Mokotówer Feld ging, hinter der Grójecka, dem drangehängten Ausläufer von Alt-

Ochota, weiter und weiter, bis werweisswohin, offen, in Richtung Koluszki und Konstakowice. Also, Warschau vom Rand. Aber sah es damals so aus? Ein bisschen ja. Aber wir kamen genau aus der Mitte von dem, was da so auftrug und nicht unbedingt beeindruckte. Ich übertreibe etwas. Auf der einen Seite das Mokotów-Feld, viele Gewächse. Und keine Menschen zu sehen. Rechts ragen immer weiter Strassen auf, Häuser, eins hinter dem anderen, der Reihe nach – auch alles dunkel und leer. Und mittendurch nach vorne und hinten ziehen wir hinaus. Wir ziehen und ziehen. Und setzten uns ab und zu hin. Bewegen uns weiter. Und reden. Und alle gehen wir über diese eine Strasse. Das war nicht so alltäglich. Hinter der Zwirka-Wigura-Allee, damals noch sehr unstrassig, ging es mitten nach Ochota hinein. Zwischen die linke Zerstörung und die rechte Zerstörung. Auf der Grójecka muss Verkehr gewesen sein. Aber ich kann mich daran nicht erinnern. Und an diese anderen von uns – die vom Zawiszy-Platz – auch nicht. Und an den Durchgangsverkehr der Deutschen – auch nicht. Ich erinnere mich an unseren Zug. Das Überqueren der Grójecka. Ich erinnere mich an das Kopfsteinpflaster mit den Schienen unter den Füßen. Trümmer. Brandigkeit. In der Nase. In den Augen. Ich erinnere mich daran, wie wir uns umgeschaut haben. Aber ich erinnere mich nicht mehr daran, nach was. Man zog hinaus in die kleine Ruinerei der Kopiańska, die aus kleinen einstöckigen Häuschen, Holzbuden, Wagenschuppen und Ställen bestand. Die Kopiańska war eng, in steilen Buckeln kopfsteingepflastert. Mit zwei Rinnsteinen und hüpfenden Brettern darüber in jede Toreinfahrt. Sie brach ab. Bald. Das heisst, sie ging weiter, aber schon als Durchgang zum Westbahnhof, durch ein Feld mit Gärtchen, fast noch etwas wie das Mokotów-Feld. Man sah schon die Böschungen, Bahnsteige, Waggons. Güterwaggons. Viele. Eine hin und hergewundene Schlange von Menschen. Und

am Ende vor dem Hintergrund der Bahnsteige ein gewaltiges Durcheinander quer hinüber. Hinter dem Ende, also hinter den Geleisen, mussten die Trümmer von Wola aufragen, der Rundbau, diese Trommel des Gaswerks. Ich weiss nicht, ob man das damals als den letzten Anblick von Warschau ansah.

Da sind die Abstellgeleise. Schreie. Bewegung. Reinschieben ganzer Haufen Menschen, Plunder. Wir sind nicht weit von den Bahnsteigen. Wir gelangen langsam dorthin. Am Ende der Kopińska taucht plötzlich eine Gruppe Polen auf. Sie tragen Spaten, Säcke, Säckchen, Zwiebeln, Tomaten, Kartoffeln. Neben uns «Schwaben». Da drüben Bahnhofier, Bahnsteigler. Auch «Schwaben». Wir holen die Polen ein, die vom Graben kommen. Sie werden nur von einem Deutschen bewacht, und auch nicht sehr sorgfältig. Die Polen tragen die Säcke auf dem Rücken, in der rechten Hand die Spaten. Ich schaue hin: ein Bekannter von mir ist dabei. Ich gehe zu ihnen. Das klappt. Überall Rummel. Hier Gleichgültigkeit. Der Bekannte grüsst. Ich frage, was sie hier tun. Sie kommen seit einigen Tagen von Pruszków zum Ausgraben hier hin. Ich frage weiter: kann man sich ihnen anschliessen? Er gibt mir gleich seinen Spaten.

- Versuchen kann man's, vielleicht kommen Sie durch.

Ich nehme den Spaten in die Hand. Einen Sack habe ich ja selbst. Ich rechnete nicht damit, dass ich so abgestempelt war. Meine, unsere Leute aus Warschau, lawinenweise wuseln und wurschteln sie herum. Das alles dauert einen Augenblick. Wir gehen. Der Deutsche prüft aus dem Gedächtnis. Alle links... Das sehe ich schon. Und fürchte mich. Halina. Zocha. Mit diesen Taschen. Den weissen, auf dem Rücken. Klappt es? Neein. Angst vor... was? ... Prügel?... Aber ich wittere ein Wunder. Verrat. Was! Das ist die Höhe. Die eigenen Leute im Stich lassen. Fast

ohne Absprache. Nichts. Ja. Da. Fast hätten sie nichts gemerkt. Unwichtig. Ich weiss nicht. Plötzlich werde ich nach rechts weggeschubst, irgendwas mit «Fafluchter» und nichts weiter, kein Tritt, kurzes Abschieben, den Spaten hatte ich gleich abgegeben, adieu, Pruszkówer Freiheit – wieder Halina – die weissen Säcke, Zocha, Papa. Die Herde. Und ich wieder dabei. Hat einer was bemerkt? Keiner. Halina auch nicht? Nein. Damals war ich sicher. Aber ich fühlte mich wie ein Verräter. Abscheulich. Und das war die Strafe. Wir schritten schon wieder voran. Nichts ist passiert. Was dann? Einnehmen der Plätze? Wir waren ja in einen offenen Güterwagen eingestiegen. Es begann zu nieseln. Grau. Lang. Traurig. Plötzlich nicht ein noch aus. Wohin? Was soll das? Dumme Geleise – Geleise – Hunger!... Włochy. Aufenthalt. Sie werfen uns, von der Strasse, der Treppe, den Fenstern, Bahnsteigen Möhren zu, Zwiebeln, Radieschen, Rüben – und wieviel! Die Deutschen kein Wort dazu. Wir fangen auf. Der Vater und ich auch. Eine Zwiebel. Sofort knack. In zwei Hälften. Roh. Der Vater isst sie sofort auf. Ich konnte nicht. Wir fahren. Ganz langsam. Ganz langsam. Aus Warschau hinaus. Eine Sensation! Was ist in Pias-tów los? Was ist in Ursus los? Nieseln. Gemüseladungen vom Bahnsteig. Dämmern. Zuschauer-Helferliche in Mengen.

Man fuhr und fuhr. Diese fünfzehn Kilometer. In diesen Waggons. Rot angestrichen. Unter dem Weihnachtsbaum hervor. Denn als ich vier war, bekam ich einen Güterzug mit vier Güterwaggons. Ich weiss noch, dass einer für Kohle war und einer für Holz, so ein länglicher. Meine Leute und ich fahren jetzt in dem für Kohle. In Pruszków war schon Stockfinsternis. Aussteigen. Überall Rausspringen, Rausklettern, Zurufen. Denn es waren nicht nur viele von uns. Auch viele, die warteten. Deutsche. Und unsere Leute vom RGO – so ein Wohlfahrtsausschuss, zur Er-

leichterung der Wartezeiten, zum Austeilen von Suppe. Und die vom Roten Kreuz. Wir gingen gleich von den Geleisen nach rechts, rein in den Strom, der daherzog. Und wir gingen los, tiefer in das Pruszkówer Eisenbahngelände, die Industrien – die jetzt Lager waren; zuerst waren da Betonzäune, Schienen unter den Füßen, und dann Hallen, Hallen und nochmal Hallen. Das Lager – ein Depot. Beziehungsweise: das Lager – Depots. Die Reihe dieser Depots fing schon in Ursus an. Solche, nicht diese hier. Richtig, hinter Włochy kommt Ursus. Hinter Ursus Piastów. Und erst hinter Piastów Pruszków. Ich verband das mit Buntstiften. Denn diese Industrie, diese Buntstifte, das war der Anfang von Pruszków als irgendwas. Sei es auch nur als Grund für einen Haltestellen-Ort. Dieser Teil rechts. Da wo wir – der Transport, der Transfer – also als dieses ununterbrochene tak-tak-tak im Takt entlangzogen – das war dieser Teil, der rechte, dieses kleinere Pruszków mit kleinerer Pseudogotik als auf der linken Seite.

Deutsche. Stockfinsternis. Wir – der Transport – in die Hallen. Ein Bandzug. Regnete es? Wenn es regnete, dann nur wenig, man sah nichts. Wir gingen. Gingen gleich hinein. Auf diese Gestalten zu. Jeden Meter, halben Meter. Vom Roten Kreuz, vom Wohlfahrtsausschuss. Auf der einen und auf der anderen Seite. Wir schleichend langsam. Unter den Füßen – wir wissen nicht was. Sie auf der Stelle. Im Mantel. Zum erkennen. Heller. Heller. Und diese Ausrufereien. Laut. Adressen. Namen. Wird gesucht. Immer weiter. Links. Rechts. Links. Rechts. Links. Rechts. Adressen. Namen. Geben sie bekannt. Immer weiter. Die in den Mänteln, einmal von rechts, einmal von links. Die Deutschen, die bei uns, gehen an ihnen vorbei, mit ihren Gewehren. Und wir schwanken immer weiter und weiter.

- Marszałkowska 35. Jadwiga Szamotulska.

- Chmielna 18. Andrzej Połakowski.
- Bracka 5. Zofia Węgrzyn.
- Malwina Kociela. Mazowiecka 5.
- Grójecka 13. Pelagia Wąchocka.
- Antoni Marzec. Artur Marzec.
- Malawski... Chopinstrasse 2.
- Kazimierz Czeladź.
- Hoża 35.
- Jadwiga Penetrowa. Poznańska 12.
- Mieczysława Puchałowska.
- Wspólna 43.
- Zenon Kołodziej.
- Marszałkowska 94.
- Jerzy und Barbara Poroscy, Złota 7.
- Borowska Barbara, Chmielna 5...

Weshalb konnte ich den Eindruck von Allerseelen nicht los werden? Denn wir gingen so, wie man an Allerseelen vom Friedhof geht, in der Menge, zwischen den weisslich schimmernden (es ist ja schon dunkel) Engeln und den Gedenksteinen der Ahnen, die in Reihen stehen. Das sonderbarste dabei war, dass die ganze Zeit keiner, aber auch gar keiner vor uns und hinter uns auf nur einen Aufruf antwortete; keiner blieb stehen oder schaute sich auch nur um. Völlige Gleichgültigkeit.

Meine Allerseelenmetapher war gar keine Metapher. Und wenn sie eine war, dann habe ich nie eine stärkere erlebt.

Wir kamen in ein neues Gelände. Wenn ich sage, in die Halle Nr. 5, die Lokomotivenhalle, aber ohne Lokomotiven, dann erklärt das nichts; es war eben ein neues Gelände, ohne Ränder, ohne Ende, und weniger dunkel als erfüllt von der Menge, die dabei war, hineinzugehen, umherzugehen, und gebückt, mit Kerzen sich ein Quartier herzurichten... Genau solche wie in Powąz-

ki, mit Alleechen unterteilt, jedes Quartier aus soundsoviel miteinander verbundenen Gräbern, auf jedem Grab Kerzen und die Familie, die etwas herrichtet oder da sitzt oder etwas bespricht oder betet... Also nach dem Verlassen eines Friedhofs (Bródno oder Powązki) das Eintreten in einen Friedhof – die Verkehrung der Reihenfolge der Dinge. Ich konnte lange nicht glauben, dass das kein Friedhof war und nicht Allerseelen. Sogar als sie uns schon in irgendein Quartier gesetzt hatten, auf irgendwas... oder vielleicht direkt auf den Beton; wohl aus Bündeln und Koffern waren Grabstätten aufgebaut und wurden weitergebaut. Und Halina und ich fingen sofort an, uns nach einem Brett zum Schlafen umzusehen.

- Wenn man sich nur irgendwie ausstrecken kann – sage ich zu ihr.

- Darum geht es mir auch, gehen wir und suchen was.

Wir gingen tiefer in die Halle hinein. Wir schauten uns um, nach links, nach rechts. Überall Mengen, Grabmäler, Kerzen, Hin und Her und ein Dröhnen, das von den Wänden und der Decke der Halle wiederhallte. Etwas wie eine Wand in der Farbe dieses Geländes zeichnete sich ab, vielleicht konnte ich es an einem Schimmer unterscheiden oder an einer Verhärtung des Schattens, denn ja, diese allgemeine Stockfinsternis zerstreute sich. Die Decke liess sich schwerer erkennen.

Wir gingen hinab in einen sonderbaren Nebenteil mit Eisenbahnschienen, unter denen eine Grube für Reparaturen am Fahrgestell war. Am Ende der Schienen stand ein Büdchen. In dem Büdchen fanden wir eine lange, breite Planke.

- Ideal – sagte Halina.

Wir packten unsere Beute. Welche Erleichterung! Und ganz glücklich trugen wir sie zu unserem Familiengrab, das sich nicht so schnell finden liess. Wir streckten uns sofort zum Schlafen aus.

Es war wunderbar. Vorläufig waren wir an nichts anderem interessiert. Wir assen noch etwas, das Zocha uns gab, und so hörte für uns in diesem unablässigen Allerseelen in der gigantischen Halle der nicht ganz zu Ende gegangene erste Tag des Nichtmehr-Aufstands auf.

Am Morgen war es ganz anders. Nichts von Allerseelen. Geruch von Schienen, Halle; Menschen. Keine Bomben fielen einem auf den Kopf. Zur Arbeit hetzte vorläufig keiner. Nicht mal zur Abfahrt. Wir erfuhren, dass der Wohlfahrtsausschuss Suppe austeilte, viel, gut, mit Tomaten und Kartoffeln. Wir rannten hin. Die Schlangen an den Fässern mit Suppe bewegten sich schnell voran. Sie schütteten voll. Mit der warmen, duftenden Suppe aus echten Tomaten und Kartoffeln. Man ass. Es wurde verkündet, dass man nachnehmen konnte. Man ass wieder.

Es gab schrecklich viel Suppe. Immer gut. Die Fass wagen oder Zisternen, oder wasweissich kamen angefahren und schütteten ein, soviel man wollte. So war es während des ganzen Aufenthalts hier. Bis ich Dünnschiss bekam und immer wieder zu der langen grossen Latrine rannte, wo immer Gedränge war.

Aus der fünften Halle wurden wir in eine andere verlegt.

Ausser Essen, Rennen zur Latrine, Schlafen und Reden gab es noch so etwas wie Sich-Herumtreiben aus Langeweile. Bei diesen Gelegenheiten sah ich unzählige Geschäftigkeiten mit Verhandlungen in Gruppen, zwischen den Evakuierten und denen vom Wohlfahrtsausschuss und dem Polnischen Roten Kreuz. Im Tor riss der Verkehr nicht ab. Leute wurden von den Krankenpflegern und Krankenschwestern hinausgeführt und auf Bahren hinausgetragen. Ich konnte mir denken, dass es da viel Getue vor den Deutschen gab. Ich war ärgerlich auf meine Leute, weil sie so reich waren und nichts damit taten. Denn wie sich herausstellte – Geld

war wichtig. Dass es mir die Sprache verschlug. Das offenbarte sich mir plötzlich am zweiten Tag. Wir gingen zu einem kleinen Seitenanbau. Ich wusste nicht, warum da so viele Leute standen und warum wir auch. Bis ich eine kleine Ritz-Luke zwischen den Ziegeln in der Wand entdeckte, so ein Fensterchen, vor das sich Zocha, Halina und Vater stellten. Ich wusste nicht, wonach sie Ausschau hielten. Ich konnte von oben nach unten, wie auf dem Schiessstand, ein Stück des Eckhauses, der Fahrbahn und des Gehsteigs sehen. Hinter der Ecke kam ein elegant gekleideter Mann mit Hut hervor und spreizte sich in der Sonne. Er ging einfach so vor sich hin. Ausserhalb von Warschau nahmen Leben und Geschäfte also weiter ihren normalen Besatzungsverlauf...

In diesem Moment trat eine Frau an das Fensterchen auf der Strassenseite, der Seite von «jenen». Sie wechselte mit Zocha und Halina ein paar Worte durch den Ritz. Sie gaben ihr was. Einen Augenblick später sah ich in ihren Händen einen Klumpen Butter.

- Also nützt das Geld was? – fragte ich bei Halina nach.
- Aber sicher.
- Und ist es was wert?
- Oh ja – der Vater nickte mit dem Kopf.

Aber ja. Warum sollte das Geld ausserhalb Warschaus nichts wert sein? Hier musste man nicht einen Herd aus drei Ziegeln bauen. Hier herrschte keine urtümliche Höhlengemeinschaft.

Wir konnten noch in Pruszków bleiben. Und das taten die Klügeren auch, was sollte man sich beeilen? Zur Arbeit? Aber Halina steckte Zocha und ihre Mutter Stacha wieder mit diesem Gedanken «Was sein soll, soll möglichst bald sein» an. Mein Vater folgte ihnen. Für Halina hatte er grosse Sympathie und Zunei-

gung; er kannte ihre schwachen Seiten, dass sie bequem war und – was sie selbst zugab – nichts riskieren wollte, dass sie und Zocha immerzu den Koffer mithaben mussten, weil sie soundsoviel Wäsche zum Wechseln haben mussten – trotzdem verspürte er ihr gegenüber Respekt und sogar Bewunderung.

Wir beschlossen uns nachmittags am Donnerstag, dem 6. Oktober, zum Sortieren anzustellen. Es wurde dauernd sortiert. In die, die zur Arbeit tauglich waren und die, die sich nur zur Verteilung auf die Dörfer des Generalgouvernements eigneten. In der Schlange in Viererreihen stellten sich bei uns auch die Wi.s mit Jadzia, Tante, Mutter und beide Kindern auf. Sie hatten verabredet:

- Du nimmst die Kleine und ich ihn – und so machten sie es; ein einzelnes Elternteil mit Kind war auch nicht zur Arbeit geeignet. Die Trennung ging ruckzuck. Soundsoviel Deutsche auf einmal schrien, fragten, trennten, passten auf – ein ganzes Spalier dieser Höheren. Links Gouvernement, rechts Reich. Stacha klammerte sich an Halina fest. Der Deutsche wollte sie, weil sie zu alt war, fürs Gouvernement. Da packte Stacha Halina am Arm.

- Neein... zusammen – und schon war sie in unserer Schlange. Und schon schoben wir uns zum Tor, durchs Tor, in die Waggons.

Güterwaggons, rote, sogenannte Schweinewaggons. In unserem waren wir zu sechzig. Sie sperrten uns ein. Der Zug fuhr los. Gedränge. Aber langsam liessen wir uns zurechtrütteln. Mit einem Schlag trat ein Problem auf: Pinkeln. Welche Freude: da war ein riesiger goldglänzender Blecheimer. Sofort kreiste er. Man musste vor allen pinkeln. Daran gewöhnte man sich. Schlimmer war, dass ich bei dem Schaukeln des Waggons nicht loslegen konnte – so gern ich gewollt hätte. Ich stand und stand da mit dem Blecheimer. Ich wurde nervös. Darüber, dass ich die Gelegenheit verpassen würde, wenn ich ihn jetzt abgebe ohne was, aber ich

würde ihn ja schliesslich abgeben müssen, denn so viele warten ja. Nach einer Viertelstunde klappte es. Ein neues Glück.

Später legten wir uns auf unsere Bündel und – als wir allmählich wieder aufwachten – fiel Tageslicht durch das enge kleine Fensterchen hoch oben. Die Leute kletterten hoch und schauten aus dem Fensterchen – wo wir waren. Halina schaute auch raus, in ihrem Wintermantel mit dem aschgrauen Kragen.

- Wir haben wohl vorher Łódź passiert – das war alles, was vorläufig bekannt war.

Vorläufig sah auch niemand etwas. Langsam wurde es uns klar, dass sie uns nach Niederschlesien brachten.

Schliesslich blieb der Zug stehen. Es war frühmorgens. Zeit für die Notdurft. Die an der Tür trommelten gegen die Tür. Bis die Riegel knirschten – und wir uns zum Hinausspringen drängten. Aus allen Waggonen sprangen alle raus. Ich hockte mich neben Halina. Die ganze Länge des Zuges entlang – in vier Reihen – wurde die hockende Notdurft verrichtet, ohne mit der Wimper zu zucken. Danach nur noch mal hopp in den Waggon, um die Sachen zu holen, und dann bekamen wir den Befehl, uns zum Abmarsch aufzustellen.

Auf der Station mit soundso vielen Geleisen, mit Holzbalken an den Seiten lasen wir die Aufschrift: Lammsdorf. Das heutige Lambinowice.

Sie führten uns hinaus in die Landschaft. Die erste echte. Warme. Ohne Krachen. Seit dieser ganzen Zeit vor dem 1. August. Zu einem bestimmten Zeitpunkt durften wir ausruhen. Jeder liess sich mit seinem Bündel, seinem Koffer fallen, wo er gerade war, unter Sträucher, Bäume, auf das Heidekraut. Das war in schönster Blüte. Die Leute legten sich hin, streckten sich aus, freuten sich, rochen, atmeten ein.

Schliesslich führten sie uns durch ein Tor auf das Gelände ei-

nes mit Draht eingezäunten Lagers, über eine lange, breite Allee. Auf dem Lagergelände waren Bäume, Gras, Hügel, es kam uns hier ruhig und angenehm vor, aussergewöhnlich für ein Lager. Auf beiden Seiten der Allee verliefen begrünte Wälle. Erst etliche Jahre nach dem Krieg wurden diese Wälle durch Zufall angerührt. Es stellte sich heraus, dass Leichen darin waren. Deshalb waren die Wälle da.

Das Lager zog sich weit hin, denn wir bogen in eine andere Allee ab und gelangten zu den Reservaten verschiedener Nationalitäten, Kriegsgefangene. Zum ersten Mal sah ich ein Kriegsgefangenenlager. Ich konnte nicht glauben, dass so ein winziges Stück Erde um jede Baracke für so viele Menschen war, und dann schon der Draht und der nächste «Auslauf». Denn das war ein bisschen wie Auslauf, im Zoo. Käfige.

Uns, die aus diesem Zug, liessen sie in einen umzäunten Bereich ohne Baracken, ohne alles. Vielleicht auch mehrere Reservatchen, denn sonst hätten wir nicht alle reingepasst. (Was heisst reingepasst – wir hätten nämlich schon alle reingepasst, wenn den Nazis daran gelegen gewesen wäre, uns so auf einen Haufen zusammenzupferchen.)

Auf der linken Seite hatten wir Polen, von 1939. Dahinter Franzosen. Weiter dann die Engländer, die Belgier und andere Nationen. Ja, und die Russen. Sofort wurden wir zur Sensation. Die Franzosen warfen uns bunte Kleinigkeiten zu. Was zu essen. Rasierklingen. Die Kriegsgefangenen waren ziemlich gepflegt, rasiert – so sah es nach aussen hin und in dieser Zeit damals aus. Die Polen von 39 sagten, jetzt sei es hier ruhig. Vater erinnert sich, dass sie etwas von früheren schlechteren Zeiten erwähnt haben.

Ich fragte einen der Offiziere – es waren wohl nur Offiziere da –, wann sie vom Aufstand erfahren hätten.

- Am ersten Tag, abends.
- So schnell?

- Radio – sagte er.

Jetzt begann man, uns in Gruppen zum Bad zu bringen. Damals sagte man dazu:

- In die Mikwe.

Wieder gingen wir ein Stück Weg, durch Wiesen. An der Baracke mit der Mikwe trieben sich lauter Ukrainer, Kriegsgefangene, herum. Sie bedienten uns im Bad; das heisst – Garderobe, Dusche, Aufstellen, Hinausführen.

Das Waschen wie immer. Bis auf eine Kleinigkeit. Lauskontrolle. Und Zwangsunterweisung. Dass hier auf der Säule in dieser Vertiefung graue Salbe ist. Jeder musste danach langen und es sich in die Haare, unter die Arme und an die dritte Stelle schmieren. Peinlich, aber ich muss hier diesen Schlagler aus der Okkupationszeit zitieren:

*Das Beste ist die graue Salbe
Man braucht nicht viel davon.
Überallhin schmieren
bis die Filzlaus hinüber ist...*

Als wir auf dem Weg wieder mit den Frauen zusammentrafen, sagte Halina, dass sie auch von Ukrainern, also nur von Männern bedient worden seien. Sie gingen zwischen den nackten Frauen umher, um die Duschen zu regulieren, sie lachten und plauderten.

- Und was denkst du? Meinst du, die hätten alle Anstoss genommen?

- Nein?

- Nichts da. Die haben auch herumgeschäkert und sich mit den Ukrainern zu einem Stelldichein verabredet.

Wie wir den Weg entlanggingen, der einen Halbkreis bildete, tauchte hinter der Biegung eine Gruppe in Uniformen besonderer Art auf, vorwiegend Khaki, mit Tornistern und Brotbeuteln. Das waren die Aufständischen. Die jetzt erst hierhergebracht worden

waren. Wir gingen unter verstärkter Bewachung. Sie auch. Wir gingen einander entgegen. Die Aufregung wuchs. Raunen. Und dann – aneinander vorbei. Schreie, Zurufe. Die Deutschen hetzen, reißen das Maul auf. Sie brachten sie zur Mikwe. Wir vorläufig an die Seite. Eine gewisse Zeitlang warteten wir auf der Stelle. Es war später Nachmittag. Warm. Sie führten die Aufständischen aus der Mikwe und stellten sie in der Nähe des Weges auf der Wiese auf, aber weit von uns entfernt. Erst standen sie da. Und dann befahlen sie ihnen, etwas herauszuholen, vielleicht alles, was sie in den Taschen und Tornistern hatten. Dann – die Sonne ging gerade unter – zogen sich die Aufständischen auf Befehl aus. Dann wurde es allmählich dunkel, und sie schickten uns auf den Weg zu unseren neuen Plätzen. Wir sahen, wie jene da standen und standen, vorerst bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Es hing – davon abgesehen – nichts Drohendes in der warmen Luft. Aber dann – wie man weiss – mussten sie sich nackt ausziehen und sie warteten. Was weiter war – das ist schwer herauszufinden. Einen Teil brachten sie weg, an einen anderen Ort. Ein Teil kam zurück. Überlebte. Und die anderen – keiner weiss, was mit ihnen war. Verschwunden. Ob es in dieser Nacht war – heimlich, abseits, irgendwo weiter entfernt? oder später? – ist nie ganz geklärt worden.

Uns führten sie jetzt in ein geräumiges Reservat auf einen Hügel mit Grün, Gras, Bäumen, getrennt vom ganzen Rest des Lagers, fast angrenzend an die Landstrasse, und an den Seiten, unten, Steckrüben- und Kartoffelfelder.

Mehrere geräumige Zelte erwarteten uns. Als wir unser Zelt betraten, zeigte sich, dass wir auf einer dicken Schicht Hobelspäne schlafen sollten. Sie waren in zwei Bahnen ausgestreut, dazwischen ein Durchgang. Die Holzspäne waren warm, wie sich herausstellte. Es war aber auch eine warme Nacht.

Sie gaben uns was zu essen. Aber wir assen dazu noch von unseren Vorräten aus Warschau. Wir hatten Säfte, Nudeln, Zuckerstücke. Man ass etwas trocken, dann wurde geschlafen.

Erst am zweiten Tag wurde vom Morgen angekocht. Auf Herdchen aus drei Ziegeln, auf richtigen Öfchen – ich weiss nicht woher –, aber vielleicht waren es gar keine richtigen Öfchen, nur irgendwas, was man mitgenommen hatte. Zocha und Stacha kochten auch Nudeln, aber am Abend stand Zocha als Austeilerin an einem Fass mit Grütze. Nach einer Portion Krupnik ging ich mit dem Napf in der Hand, um mir nachzunehmen, denn Zocha hatte mir zugeblinzelt und schüttete mir eine randvolle Kelle hinein.

Erst am Tag sahen wir uns das Gelände genau an. Es gefiel uns sehr. Dazu war das Wetter gut, immer noch warm. Hinter der Reihe der Zelte, also so wie hinter dem Hof dieses neuen Haushalts hier, war ein Hain mit Heidekraut. Wer nicht kochte oder im Zelt war, sass gerne hier. Halina und ich sassen auch da und redeten. Wir fühlten uns wohl, so wie beim Maiausflug in der Schulzeit.

Am Abend machte ich, wie es so meine Gewohnheit war, einen Rundgang. In den Zelten war Platz, es war idyllisch. Auf dem «Hof» schlichen und trieben sich verschiedene Leute herum, am Rand des Hofes, den Zelten gegenüber, war ein Graben und ein Hügel mit Büschen. An dem Graben stand eine Reihe dampfender Herde, denn die Warschauerinnen kochten das Abendessen jede für sich. Gleich hinter den Herden spielten die Kinder. Und hinter den Kindern, vor dem Hintergrund der Büsche am Graben sassen die Männer in einer Reihe auf den langen Stangen einer totalen Feldlatrine und schissen. Vom Ende des Hofes, aus dem hintersten, kleinsten Zelt drang Messgesang, aber nicht einer, den man gewöhnt war. Ich dachte mir, dass das die Russen aus War-

schau waren, unsere Zivilisten. Sie blieben die ganze Zeit für sich in ihrer Gruppe. Am Ende ihres Grüppchens ging immer ein Mann, der einen Karren mit Federbetten, Bündeln und obendrauf einer Nähmaschine schob. Sie hatten ein Zelt für sich bekommen. Ich warf einen Blick hinein: in der Ecke des Zeltes, vor einer aufgehängten Ikone und Kerzen stand die Menge zusammengedrängt und schlug immer wieder unter Verbeugungen das Kreuzzeichen, während sie die orthodoxen Vespren sangen.

Abends im Zelt, bei uns, als sich schon alle auf Spänen und Sägemehl zurechtgelegt hatten, kam auf einmal Stimmung auf, und eine Kulturveranstaltung wurde vorgeschlagen. Ein Mann trat hinaus in den Gang zwischen den Sägespänen und trug was von Wiech vor, ein anderer Mann, ein junger, spielte auf der Geige ein Konzert von Wieniawski.

In der Nacht brach ein Gewitter los, und ein paar Warschauer schlichen sich im Regen hinter den Drahtzaun, um Steckrüben zu holen.

Fast den ganzen Sonntag sassen wir in dem Hain.

Die Selektionen zur Deportation fanden fast täglich statt. Die Deutschen kamen, ein Dolmetscher gab bekannt, fragte, übersetzte. Es wurde bekanntgegeben, welche Gruppe jetzt wohin zusammengestellt wurde – und wer dorthin fahren wollte. Man konnte nicht nur aussuchen, ob zum Bauern oder in die Fabrik, sondern auch wie weit weg. Von dem Bauern nahmen wir sofort Abstand.

Dann die Frage, welche Stadt.

Ich beharrte darauf, dass es so nah wie möglich an der Grenze zum Gouvernement sein sollte, damit wir bei der ersten Gelegenheit nach Tschenstochau fliehen konnten. Halina träumte von Wien. Sie sang gerne:

Gebt mir mein kleines Herzchen wieder, das mir in Wien einer stahl...

Ich sagte, das sei albern in einer solchen Zeit und dazu noch so weit. Darauf sie:

- Aber da will ich hin und damit hat es sich, und du drängst da in dieses Tschenstochau, wegen deiner Herzensaffären.

Und damit zeichnete sich die nächste Trennung ab. Von mir wollte Vater sich nicht trennen, von Halina nicht Stacha und Zocha. Aber Zocha wollte Vater nicht verlieren, und dem Vater war genauso an der Gesellschaft von Halina und Zocha gelegen, und zwar sehr. Hinterher ass er fast nichts aus Kummer über die Trennung, da in Oppeln.

Am Montag Vormittag gingen immer mehr neue Gruppen weg. Bis die Frage fiel:

- Wer will nach Oppeln?

Vater und ich, wir meldeten uns. Halina blieb stur. Wien, sonst nichts. Und so nahmen wir ganz hastig Abschied. Und ab ging's mit den weissen Rucksäcken, dem Rest Nudeln und Zucker für den Zug. Das war der 9. Oktober. Am 11. November, nach einem Monat Arbeit als Maurergehilfen beim Bau des Gaswerks in Oppeln, flüchteten Vater und ich nach Tschenstochau. Im ersten Schnee. Jemand kam auf dem Umweg über Berlin zu uns, um uns zu holen.

Die erste Person vom Aufstand, die ich plötzlich abends an einer Strassenbude in Tschenstochau sah, war Swens Mutter, und die zweite, an ihrem Arm, war Swen.

Warschau sah ich im Februar 1945 wieder.

Editorische Notiz zu den «Erinnerungen» und ihrem Autor von Leszek Solinski*

Miron Białoszewski wurde am 30. Juni 1922 in Warschau geboren und starb dort am 17. Juni 1983. Er stammte aus einer einfachen Familie – sein Grossvater war Tischler, sein Vater Beamter im Ministerium. Die Mutter war Schneiderin, eine Fertigkeit, die während der Okkupation von grossem Nutzen war. Bei Kriegsausbruch war Miron 17, während des Aufstands 22 Jahre alt. Die «Erinnerungen aus dem Warschauer Aufstand» schrieb er im Alter von 45 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits vier Gedichtbände veröffentlicht, von denen jeder ein literarisches Ereignis gewesen war. Bevor er als Schriftsteller in Erscheinung trat, war er an dem Zimmertheater in der Tarczynskastrasse beteiligt, wo er seine eigenen Dramen aufführte und in diesen Stücken sowie in denen seiner Bekannten auftrat.

«Man begann zu schreiben, bevor man sich darüber bewusst war, dass das Verantwortung bedeutete.» Białoszewski debütierte 1942, während der Okkupation, zusammen mit seinen beiden Freunden aus der Okkupationszeit, Swen Czachorowski und Tadeusz Kęsik (Teik), über die er auch in seinen «Erinnerungen» schreibt. Ihr gemeinsames Erstlingsbändchen wurde, wie in kon-

* Ich war 33 Jahre lang mit Miron Białoszewski befreundet. 25 Jahre davon haben wir unter einem Dach gelebt. Nach seinem Tod wurde ich als Erbe Verwalter seines Nachlasses. Deshalb finden sich in diesen Zeilen auch Zitate und Aussagen, die unveröffentlichten Tagebüchern und Skizzenheften entnommen sind.

spirativen Zeiten üblich, auf der häuslichen Vervielfältigungsma-
schine hergestellt. Es trägt den Titel «Ogien krzepnie» [Feuer här-
tet]. Dieser Band ist nur einer Handvoll Leuten bekannt und nur
wenige Exemplare sind in den Familien bzw. dem Nachlass der
jungen Dichter erhalten. Während der Okkupation lebte Biało-
szewski in der Leszno- und der Chłodnastrasse, in der Nähe sei-
nes Geburtsortes, an den Mauern des Ghettos. 1944 schrieb er ein
Poem über das Warschauer Ghetto mit dem Titel «Jerusalem». Der
Ghettoaufstand im April 1943 war der erste Aufstand in War-
schau, der fünfzehn Monate vor dem zweiten, dem sogenannten
Warschauer Aufstand stattfand, was Białoszewski auch auf den
Umschlägen der Hefte der «Erinnerungen» hervorhebt.

Er war nicht an der Untergrundbewegung in der Okkupations-
zeit beteiligt, leistete insofern aber Mitarbeit im Untergrund, als
er verschiedene polnische Literaturabende organisierte, an der
Untergrunduniversität studierte, jüdischen Mitbürgern half und
mit seinem Vater zusammen gefälschte Dokumente herstellte,
worauf damals Todesstrafe stand. 1943 war die Zahl der Studie-
renden an der Untergrunduniversität gering, es waren etwa sech-
zig, die an den «Kursen der Handelsschule Tynelski», wie es sich
nannte, teilnahmen.

Am ersten August 1944 brach in Warschau der Aufstand aus,
an dem Białoszewski mehr oder weniger freiwillig teilnahm. Er
selbst schreibt darüber: «Die Geschichte kam zu mir, nicht ich zu
ihr, und sie suchte uns gründlich heim.»

Damals war eine starke Untergrundbewegung in Warschau tä-
tig. Immer wieder flackerten Strassenkämpfe mit der Besatzungs-
macht auf. Ganze Enklaven im Land waren in der Hand der Par-
tisanen und wurden erfolgreich verteidigt. Im Juli 1944 ordnete
die deutsche Besatzungsmacht Zwangsarbeiten für Befestigungs-

anlagen in Warschau an. Auf dem östlichen Ufer der Weichsel standen die sowjetischen Truppen. Warschau wurde zu einer Festungsanlage gemacht, die der sowjetischen Armee die Eroberung schwer machen sollte. Das Schicksal der Menschen und der Bau-
denkmäler zwischen diesen Fronten war bereits besiegelt.

Der Warschauer Aufstand dauerte 63 Tage. Die Aufständischen, die den bewaffneten Kampf führten, machten etwa fünf Prozent der gesamten Bevölkerung der Stadt aus. Unter den unzähligen Büchern über den Warschauer Aufstand stehen Białoszewskis «Erinnerungen» einzigartig da.

Es ist das Buch eines grossen und erfahrenen Künstlers, für den die Literaturkritiker Worte fanden wie: «Hexer der Sprache», «Schöpfer einer linguistischen Schule der Dichtung», «Erbe der Avantgarde und vollkommener Widerspruch der Avantgarde», «Metaphysiker der Alltäglichkeit».

Die in scheinbar so einfacher Sprache geschriebenen «Erinnerungen» waren aber auch ein Schock – für ausgefuchste Kritiker ebenso wie für das gewöhnliche Publikum. Dennoch lasen es alle. Das was in den «Erinnerungen» am besten und am wahrhaftigsten ist, war gleichzeitig Gegenstand der ärgsten Kritik: Man warf Białoszewski eine Banalisierung des Themas vor, eine Entdämonisierung des Krieges, seinen Mangel an persönlichem Engagement, die Position des Antihelden, die der Erzähler einnahm, das Fehlen von jeglichem Pathos und Patriotismus. Der Autor wurde als Feigling bezeichnet. Aber in der Kunst ist nichts schwieriger als die Einfachheit.

Die Herausgabe der «Erinnerungen» war ein Wendepunkt für das ganze Schaffen Białoszewskis. Sein Gesamtwerk wurde jetzt umfassender und eingehender gelesen: als Erfahrung seiner Ge-

neration – der Generation der Mobilmachung, der die Waffen in die Hände gedrückt wurden, der die gebrüllten Losungsworte in den Ohren dröhnten und die sich zum Schiessen bereithielt.

Der Autor selbst sagt von seinem Buch: «Die Erinnerungen sind eine ganz persönliche Sache. Da hatte bestimmt auch die Schreiberfahrung ihren Einfluss. Dass ich dies und jenes hinter mir hatte. Dass ich von der Sünde der Ästhetisierung oder Metaphorik frei war. Es lag mir wirklich daran, zu zeigen, was war, am Inhalt. Ich kümmerte mich überhaupt nicht um die Form. Absolut nicht. [...] Es ist also keine metaphorisch verarbeitete Beschreibung oder Erfahrung, sondern nur das, was war.»

«Und alles in gewöhnlicher Sprache. Als wäre nichts gewesen. Oder fast gar nicht in mich gehe, als wäre ich nur ganz oberflächlich. Dann nur deshalb, weil es anders nicht geht. So fühlte man sich ja auch. Und überhaupt ist das die einzige Methode, nicht so eine künstlich ausgetüfelte, sondern die einzige eigentlich natürliche. Zur Vermittlung von alledem. Zwanzig Jahre lang habe ich nicht darüber schreiben können. Obwohl ich so sehr wollte. Und ich habe erzählt. Über den Aufstand. So vielen Leuten. Allen möglichen. So und so oft. Und immerzu habe ich gedacht, dass ich diesen Aufstand beschreiben müsste, aber eben wirklich *beschreiben*. Und ich habe doch selbst nicht gewusst, dass genau dieses Reden zwanzig Jahre lang – denn ich rede ja schon zwanzig Jahre davon, weil es das grösste Erlebnis meines Lebens ist, und so in sich geschlossen –, dass genau dieses Reden, diese Methode einzig und allein zur Beschreibung des Aufstands geeignet ist.» (S. 54/55)

Das erfasste Białoszewski treffend mit den Worten: «Ich bleibe bei meiner Meinung. Mir geht es nur um die Kellerzah-

len.» (S. 214) – Oder mit dem Satz: «Róza, ihre Mutter, sagte zu ihr: wein nicht, du lebst sowieso nicht mehr lange.» (S. 43)

Białoszewski verfasste die «Erinnerungen» im Laufe von zwei Jahren Mitte der sechziger Jahre, aber in Wahrheit schrieb er zwanzig Jahre lang daran. Im Juni 1950 kam ich das erste Mal aus Krakau zu ihm. Er zeigte mir zwanzig vollgeschriebene Hefte über «Fünf Winter der Okkupation», wie er es nannte. Es waren Schicksale jüdischer Familien, die mit seiner Familie befreundet gewesen waren. Den Haupthelden Stefa und Marcelek gelang es zu überleben. Der Stil der «Fünf Winter der Okkupation» war stark von Bruno Schulz beeinflusst. Białoszewski bezeichnete die Aufzeichnungen zwar selbst als gut, vernichtete sie aber nach 1950, weil er den Stil für zu wenig persönlich hielt.

In diesem Juni 1950 war es auch, dass Białoszewski mich ein paar Tage lang Schritt für Schritt über die Strecken, Trümmer und durch die Reste der Keller führte, in denen er sich während des Aufstands versteckt gehalten hatte, mir dabei eingehend von damals erzählte und alles wieder aufleben liess. Ich lernte auch seine Familie kennen. Mit besonderen Gefühlen erinnere ich mich an seine Grossmutter Frania, die inmitten der Ruinen lebte. Grossmutter Frania, «die Frau aus einem griechischen Chor», wie ich sie nannte, zeigte die Ruinen und Winkel und erzählte dabei mit grosser Nachsicht in ihrer gefühlvollen Stimme von den schlimmsten Dingen, die sich dort abgespielt hatten. Wenn ich damals ein Tonbandgerät gehabt hätte und das, was Białoszewski über den Aufstand sagte sowie die Gespräche mit seiner Familie und seinen Freunden aufgenommen hätte, wäre damals eine sehr interessante dokumentarische Version der «Erinnerungen» herausgekommen.

Die Nachkriegsjahre waren für Białoszewski schwer. Er studierte Polnische Philologie und arbeitete gleichzeitig als Journa-

list und auf der Post. Nach einer Denunziation wurde er festgenommen und verlor seine Arbeitsstelle. Der Hilfe von Freunden und seiner Familie ist es zu verdanken, dass er die Jahre des Stalinismus überstand.

Mitte der fünfziger Jahre änderte sich die Situation völlig, denn man begann, ihn in literarischen Zeitschriften abzdrukken und er schloss mit einem der grössten Staatsverlage (PIW) einen Vertrag über seinen ersten Gedichtband ab. Im Sommer 1955 fanden die Weltjugendfestspiele in Warschau statt. Damals war Białoszewski an dem berühmten Theater an der Tarczynska beteiligt, wo seine Stücke aufgeführt wurden (Wyprawy krzyzowe [Kreuzwege], Szara Msza [Graue Messe], Lepy [Leim]). Die künstlerische Raumgestaltung und die Atmosphäre des Theaters hat der amerikanische Journalist Joseph Alsop sehr interessant beschrieben.

Białoszewski sprach dauernd über den Aufstand. Dauernd hatte er Träume über den Aufstand. Ständig verglich er die wiedererbauten Teile Warschaus mit dem alten Warschau. Er nannte die früheren Namen der Strassen. Er sammelte alte Stadtpläne von Warschau.

Über den Aufstand wollte er nicht schreiben, weil die anderen Beteiligten und seine Freunde, die mit ihm in den Kellern gewesen waren, noch lebten. Białoszewski widerstrebte es, an ihre Privatsphäre und ihre möglicherweise abweichenden Auffassungen zu rühren. Was schliesslich den Ausschlag gab, es doch zu tun, war der Autorenabend eines Freundes, der auch den Aufstand erlebt hatte. Bei diesem Vortragsabend las der Autor über das Warschau der Okkupation, über die Menschen in dieser Zeit, aber das alles kam Białoszewski so affektiert und voll von falschem Pathos vor. Auf dem Rückweg schwieg er, bis er in einer Toreinfahrt stehenblieb, um sich eine Zigarette anzuzünden. «Keine Angst, so

werde ich nicht schreiben», sagte er zu mir. Ihm war bewusst, was daran so falsch geklungen hatte.

Białoszewski sprach seine «Erinnerungen» teilweise auf Band, schrieb die Aufnahmen ab und führte Gespräche – regelrechte Konsultationen – mit seinem Vater und anderen Aufständischen. Damals hörte er unentwegt die Johannespassion von Bach und wiederholte immer wieder bedeutungsvoll «Es ist vollbracht» und «Wir haben keinen König denn den Kaiser». Zwischendurch übersetzte er die «Kantate auf den Tod eines Kanarienvogels» von Telemann und übertrug das alte Kirchenlied «Stabat Mater».

Die «Erinnerungen» erfahren immer wieder neue Auflagen und Übersetzungen. Es ist ein Werk, das Rezensenten zu immer neuen Entdeckungen inspiriert und zum Wiederlesen anregt. Białoszewski selbst hat sich zu seinem Buch, aber nicht zu seinen Kritikern geäußert. «Sie haben es wohl nicht ganz und nicht genau gelesen» – sagte er einmal zu mir –, «denn in den *Erinnerungen* ist mein ganz persönliches Engagement enthalten, mein Gefühl und mein Mitleid für die Menschen.»

Białoszewski ist es gelungen, den Aufstand zu beschreiben. Hier ist aber nicht der Ort, um dieses Buch zu analysieren und zu erläutern. Ich hoffe, die deutschen Leser werden sich selbst ihre Meinung bilden und eigene Worte dazu finden.

Anmerkungen

Warschauer Aufstand – Unter der Regie der Heimatarmee (AK) und der polnischen Exilregierung war der Aufstand gegen die deutschen Okkupanten für den Zeitpunkt geplant, in dem die Überquerung der Weichsel durch die sowjetische Armee absehbar war. Am 1. August – die deutsch-sowjetische Front befand sich vor den Toren Warschaus, und im Westen rückten die Alliierten seit der Landung in der Normandie sieben Wochen zuvor zügig voran – wurde die Parole zum Ausbruch des Aufstandes gegeben, an dem verschiedene, in Warschau nebeneinander existierende, bewaffnete Untergrundorganisationen beteiligt waren. Nach Wochen verzweifelter Kämpfe gegen die Deutschen, deren Angriffe immer intensiver wurden, erwies sich die Hoffnung auf eine reduzierte Stärke und Kampfkraft der deutschen Truppen sowie eine Unterstützung durch die Rote Armee als Trugschluss. Nach 63 Tagen, innerhalb derer 200.000 Polen ums Leben kamen, brach der Aufstand zusammen. Die restliche Bevölkerung wurde von den Deutschen deportiert und Warschau nahezu völlig zerstört.

(Seite 5) *Kercelak* – Markt in der Warschauer Innenstadt.

(6) *Wlassowiten* – Soldaten der russischen Truppen, die der 1942 übergelaufene General Andrej Wlassow (1901-1946) auf deutscher Seite aus Kriegsgefangenen aufgestellt hatte.

(7) *Stunde «W»* – «Wystapienie» (Hervortreten): Codename für den vereinbarten Beginn des Aufstandes am 1. August um 17 Uhr.

(12) *OPL* – Ochrona Przeciwnatlicza: Luftschutz.

(15) *Krakowskie Przedmieście* (Krakauer Vorstadt) – Warschauer Boulevard, der vom Schlossplatz ausgeht.

(19) *Nick* – Figur aus dem Stück «Maria Stuart» des polnischen Dichters Juliusz Słowacki (1809-1849).

(20) *Wyspiański* – Stanisław Wyspiański (1869-1907) Dichter, Dramatiker und Theaterneuerer. «*Hochzeit*» ist sein bedeutendstes Theaterstück in Mysterienspieltradition mit satirischen Anklängen. Eine der Personen aus der polnischen Vergangenheit, die im Stück auftreten, ist Stanczyk, Narr am Hof des Königs Sigismund I.

(21) *Otwock* – Ausflugsort an der Ostsee.

(22) *Gęsiówka* – Zentrale Arrestanstalt in Warschau.

(25) *Wedel* – Süßwarenfabrik im Stadtteil Praga.

(37) *AL* – Armia Ludowa (Volksarmee): Untergrundarmee unter kommunistischer Führung.

- (44) *AK* – Armia Krajowa (Heimatarmee): nationale Untergrundarmee, die der polnischen Exilregierung in London unterstand.
- (46) *KB* – Korpus Bezpieczenstwo: Sicherheits-Korps.
- (58) *aus Filmen* – gemeint ist der 1957 entstandene Spielfilm «Der Kanal» von Andrzej Wajda, der die Untergrundaktionen im Warschauer Kanalsystem zum Gegenstand hat.
- (59) *PAL* – Polska Ludowa Akcja Niepodleglosciowa: Polnische Unabhängigkeits-Volksaktion.
- (62) *Goliath* – ferngesteuerter Panzer.
- (84) *Wunder an der Weichsel* – Wende im polnisch-sowjetischen Krieg 1920: am 14. August zwang eine polnische Offensive die Rote Armee kurz vor Warschau zum Rückzug.
- (86) *Marysienka*. – Marie-Casimire (1641-1716): einflussreiche französische Ehefrau von Jan III. Sobieski.
- (89) *NovemberAufstand* – Aufstand des polnischen Offizierstabs gegen die russische Besatzung im November 1830, der blutig niedergeschlagen wurde.
- (90) *Krupnik* – Gerstensuppe.
- (95) *Pawiaks* – Pawiak war das Untersuchungsgefängnis des deutschen Sicherheitsdienstes in Warschau.
- (132) *Stas* – König Stanisław II. (1764-95).
- (133) *Sobieski* – Jan III. Sobieski (1629-96): Wahlkönig (1674-96), der durch seinen Sieg über die Türken vor Wien (1683) besondere Bedeutung erlangte.
- (134) *Sachsen* – Von 1697-1763 stand Polen unter der Herrschaft der Sachsenkönige August II. (der Starke) und August III.
- (135) *Wasas* – Sigismund III. Wasa (1566-1632) und sein Sohn Wladyslaw IV. Wasa (1595-1648): Wahlkönige (1587-1648) von Polen, die bemüht waren, Polen mit Schweden zu einem Doppelreich zu verbinden, was zu einer Serie von polnisch-schwedischen Kriegen über fast vier Jahrzehnte führte.
- (136) *Fukier* – bedeutende Kaufmannsfamilie seit dem 16. Jh. in Warschau.
- (135) *Krzywa Latarnia* – Haus zur schiefen Laterne, beherbergte das grösste Aufstandsspital.
- (146) *Prus* – Boleslaw Prus: polnischer Schriftsteller des Realismus im späten 19. Jh. Sein Hauptwerk, der Roman «Die Puppe», spielt im Warschau der achtziger Jahre des 19. Jh. und gibt ein lebhaftes Bild vom politischen und gesellschaftlichen Leben der Stadt.

- (155) *Kochanowski* – Jan Kochanowski (1530-84): polnischer Dichter der Renaissance, der die Psalmen in eine polnische Versversion übertrug.
- (169) *Radosław, der berühmte* – Leutnant Radosław, alias Jan Mazurkiewicz, einer der Anführer des Warschauer Aufstands, gehörte zur AK (Heimatararmee).
- (172) *Jean Valjean* – Hauptfigur aus Victor Hugos sozialkritischem Roman «Les Misérables».
- (190) *Wanda Wasilewska* (1905-1964) – Schriftstellerin; polnische Kommunistin, besonders aktiv im «Bund polnischer Patrioten». Sie erfreute sich in Polen keiner grossen Beliebtheit, da ihre Rolle in Zusammenhang mit der polnischen Flüchtlingsgemeinde in Lemberg, die zum grossen Teil inhaftiert und deportiert wurde, sehr umstritten war.
- (193) *Woytowicz*, Bolesław – zeitgenössischer Komponist und Pianist.
- (194) *Slawojowa-Skladkowska* – Frau des letzten polnischen Premierministers vor der Okkupationszeit.
- (200) *Wawa* – Bekannte Kabarettistin im Warschau der Zwischenkriegszeit.
- (204) *Wojciech Bqk* – (1907-61) Dichter mit religiös-philosophischer Tendenz.
- (242) «*Mit dem Rauch der Feuer*» – Erste Zeile des «Choral» aus dem Poem «Klagen des Jeremias» von Kornel Ujejski (1823-1897).
- (243) *Barer Konföderation* – Antirussischer Zusammenschluss 1768 in der Stadt Bar mit dem Ziel der Wiederherstellung der Macht der katholischen Kirche in Polen, die jedoch durch das Eingreifen russischer Truppen sowie eines in diesen Wirren von ukrainischen Bauern angerichteten antijüdischen und antipolnischen Blutbads bald ihr Ende nahm.
- (247) *Kościuszko-Division* – I. Polnische Armee, die unter der Roten Armee kämpfte. Benannt nach dem polnischen Freiheitskämpfer Tadeusz Kościuszko (1746-1817).
- (267) *Königsweg* – Strecke vom Königsschloss bis zum Belvedereschloss in Mokotów.
- (272) *Zieleniak* – Lebensmittelmarkt in Warschau.
- (293) *Wunder von Mailand* – Film von Vittorio De Sica (1950).
- (296) *Schwaben* – polnisches Schimpfwort für die Deutschen
- (309) *Wiech* – Stefan Wiechecki (1896-1979): Journalist, bekannt durch seine humoristisch-sentimentalen Warschauer Feuilletons.
- (310) *Wieniawski* – Henryk Wieniawski (1835-80): Violinist und romantischer Komponist.